



*Wissenschaftskolleg zu Berlin*

INSTITUTE FOR ADVANCED STUDY

JAHRBUCH 2008/2009

HERAUSGEGEBEN VON LUCA GIULIANI  
MIT BERICHTEN UND BEITRÄGEN VON

Ludwig Ammann • Juri Andruchowytch • Seyla Benhabib • Andrea Büchler  
Dipesh Chakrabarty • Michel Chaouli • Roger Chickering • James F. Conant  
Calin Cotoi • Holk Cruse • Sutirth Dey • Horst Eidenmüller • Jeffrey L. Feder  
Sheila Fitzpatrick • Raghavendra Gadagkar • William von Hippel  
Toshio Hosokawa • Eva Illouz • Ruedi Imbach • John M. Kennedy  
Christoph König • Anna Konik • Thomas Larcher • Michael Lewicki  
Felice Lifshitz • James Mallet • Reinhard Merkel • Thomas Metzinger  
Axel Meyer • Karin Mölling • Cynthia F. Moss • Lothar Müller  
Srinivas Narayanan • Patrik Nosil • Rafael E. Núñez • Per Øhrgaard  
Bruno A. Olshausen • Małgorzata Omilanowska • Héctor Pérez-Brignoli  
Andrei G. Pleșu • Sina Rauschenbach • Frank Rexroth  
Catherine Robson • Hsueh-man Shen • Luc Steels • Annemarie Surlykke  
Ibrahima Thioub • Robert L. Trivers • Francisco Úbeda de Torres  
Shulamit Volkov • Bernhard Waldenfels

*Wissenschaftskolleg zu Berlin*

INSTITUTE FOR ADVANCED STUDY

JAHRBUCH 2008/2009

© 2010 by Wissenschaftskolleg zu Berlin  
– Institute for Advanced Study Berlin –  
Alle Rechte, auch das der fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten  
Redaktion: Angelika Leuchter

Satz und Druck: Buch- und Offsetdruckerei H. Heenemann, Berlin  
Buchbinder: Bruno Helm, Berlin  
Printed in Germany 2010  
ISBN 978-3-934045-11-8  
ISSN 0724-326-X

Portraitfotos S. 21, 94, 97, 139: Maurice Weiss  
S. 119: Krzysztof M. Bednarski  
S. 216: Marleen Wynant

## INHALTSVERZEICHNIS

11. . . . . VORWORT DES HERAUSGEBERS

### ARBEITSBERICHTE

16. . . . . NICHT WISSEN, WAS STIMMT  
LUDWIG AMMANN

21. . . . . ACCOMPANIED BY SONGBIRDS  
JURI ANDRUCHOWYTSCH

25. . . . . ONLY IN BERLIN WOULD THIS BE POSSIBLE!  
SEYLA BENHABIB

31. . . . . ABSCHIED, ERINNERUNG, DANK  
ANDREA BÜCHLER

35. . . . . A TIME OUT OF THE ORDINARY: WISSENSCHAFTSKOLLEG,  
2008–09  
DIPESH CHAKRABARTY

39. . . . . SIDEWAYS  
MICHEL CHAOULI

42. . . . . FOOD, WAR, AND GERMAN HISTORY, 1762–1992  
ROGER CHICKERING

46. . . . . A REPORT TO AN ACADEMY  
JAMES F. CONANT

52. . . . . THE STRANGELY INTIMATE WIKO  
CALIN COTOI

55. . . . . THE TALKING STICK: A COGNITIVE SYSTEM  
IN A NUTSHELL  
HOLK CRUSE
65. . . . . CONFESSIONS OF A CAPRICIOUS CHARACTER  
SUTIRTH DEY
75. . . . . GESCHICHTEN AUS DEM GRUNEWALD  
HORST EIDENMÜLLER
82. . . . . LAKE HALENSEE DAZE  
JEFFREY L. FEDER
86. . . . . THE YEAR OF LIVING DIFFERENTLY  
SHEILA FITZPATRICK
91. . . . . THE EVOLUTION AND PSYCHOLOGY  
OF SELF-DECEPTION  
WILLIAM VON HIPPEL
94. . . . . MEIN ZWEITER AUFENTHALT AM WISSENSCHAFTS-  
KOLLEG  
TOSHIO HOSOKAWA
97. . . . . A 18th-CENTURY-SALON  
EVA ILLOUZ
99. . . . . ALTA RERUM QUIES  
RUEDI IMBACH
105. . . . . PICTURE PERCEPTION PROJECTS  
JOHN M. KENNEDY

112. . . . . *HYSTERESIS* ODER: DIE PRAXIS DES VERSTEHENS  
CHRISTOPH KÖNIG
119. . . . . VILLA DER ENTZÜCKTEN  
ANNA KONIK
126. . . . . DER SAND VON BERLIN  
THOMAS LARCHER
129. . . . . STEPPING BACK  
MICHAEL LEWICKI
132. . . . . ARBEIT MACHT SPASS  
FELICE LIFSHITZ
139. . . . . MOTH AND RUST  
JAMES MALLET
143. . . . . DER AUFGERÄUMTE HORIZONT, DIENSTAGS  
REINHARD MERKEL
149. . . . . A CONVERSATION WITH THE FIRST ARTIFICIAL  
FELLOW  
THOMAS METZINGER
154. . . . . BERLIN STORIES – OR WHERE DID THIS YEAR GO?  
AXEL MEYER
157. . . . . EIN WIKOMÄRCHEN  
KARIN MÖLLING
163. . . . . ENDE DER UMLEITUNG  
CYNTHIA F. MOSS

168. . . . . AUSZEIT MIT WEISSEN ZETTELN  
LOTHAR MÜLLER
172. . . . . SEARCHING BRAINS AND FINDING HEARTS:  
“DINING IN” AT WIKO  
SRINIVAS NARAYANAN
176. . . . . THE LUXURY OF CONFUSION  
PATRIK NOSIL
180. . . . . SEEING THE HUMAN BRAIN AS A SOCIAL ORGAN  
RAFAEL E. NÚÑEZ
184. . . . . BERLIN ALS ANFANG UND (ANFANG VOM) ENDE  
PER ØHRGAARD
187. . . . . A PARADISE OUTSIDE OF CALIFORNIA  
BRUNO A. OLSHAUSEN
189. . . . . DAS WISSENSCHAFTSKOLLEG IM WINTER  
MAŁGORZATA OMILANOWSKA
193. . . . . CIRCLES AND MIRRORS  
HÉCTOR PÉREZ-BRIGNOLI
195. . . . . ZWEI MONATE IN BERLIN UND ZWEI GESICHTER  
DER KRISE  
ANDREI G. PLEŞU
198. . . . . RAUSCHZUSTÄNDE  
SINA RAUSCHENBACH
- 204 . . . . . EIN SELBSTVERSUCH  
FRANK REXROTH

- 209 . . . . DIVERSIONS  
CATHERINE ROBSON
214. . . . . A YEAR BY THE TEUFELSSEE  
HSUEH-MAN SHEN
216. . . . . LIKE A KID IN AN INTELLECTUAL CANDY STORE  
LUC STEELS
222. . . . . “NUR NACH HAUSE GEHEN WIR NICHT ...”  
ANNEMARIE SURLYKKE
227. . . . . SOLITUDE  
IBRAHIMA THIOUB
231. . . . . MY YEAR IN WIKO-LAND, 2008–2009  
ROBERT L. TRIVERS
235. . . . . BERLIN, TENNESSEE  
FRANCISCO ÚBEDA DE TORRES
- 238 . . . . GRUNEWALD: THINKING OF ITS PAST AND PRESENT  
SHULAMIT VOLKOV
244. . . . . HIER UND ANDERSWO  
BERNHARD WALDENFELS



## VORTRÄGE UND SEMINARBERICHT

250. . . . . ISLAMISCHES FAMILIENRECHT IN EUROPA?  
BEGRÜNDUNGEN UND GRENZEN RECHTLICHER  
PLURALITÄT  
ANDREA BÜCHLER
283. . . . . INTERROGATING AN INSECT SOCIETY  
RAGHAVENDRA GADAGKAR
310. . . . . THE ORIGINS OF LANGUAGE – DARWIN’S UNSOLVED  
MYSTERY  
LUC STEELS
334. . . . . L’ESCLAVAGE À SAINT-LOUIS DU SÉNÉGAL  
AU XVIII<sup>e</sup>–XIX<sup>e</sup> SIÈCLE  
IBRAHIMA THIOUB
357. . . . . THE PHILOSOPHY AND PHENOMENOLOGY OF  
EVERYDAY EXPERTISE (WORKSHOP REPORT)  
JAMES F. CONANT

## VORWORT DES HERAUSGEBERS

---

Zwischen Herbst 2008 und Sommer 2009 war ein Teil der Koenigsallee gesperrt: Wer vom Kurfürstendamm kommend mit dem Bus zum Kolleg fahren wollte, musste mit einer Umleitung vorliebnehmen und die letzte Strecke zu Fuß zurücklegen. Diese Umleitung dient in mehreren der folgenden Berichte als Metapher für den Aufenthalt am Kolleg insgesamt. Dabei erweist sich „Umleitung“ als mehrschichtiger Begriff mit „multiple meanings in different contexts: Departure from the ordinary. Digression. Alternate route. Fork. Cicumnavigation“ (Cynthia Moss: 164; sie war Convenerin einer Schwerpunktgruppe zur Echoortung bei Fledermäusen und daher für jede Form der Abweichung von der geraden Flugbahn zuständig). Die Fragen, die sich aus dieser Metaphorik ergeben, können – weit über den Fledermausflug hinaus – existentiellen Charakter annehmen. Wie verhält sich die Umleitung zu dem, was ihr vorausging? Und was kommt danach? „*Ach. Ende der Umleitung*. Like many of us, I am sure, I have found it hard returning to my former life. But I think – I hope – that I haven’t just slipped back thoughtlessly into the old course“ (Catherine Robson: 213).

Am Anfang des Jahres gab es bei manchem Fellow ein gewisses Unbehagen darüber, dass sich die gewohnte Arbeitsroutine nicht ohne weiteres einstellen wollte. Als Störfaktor wuden zum Beispiel die gemeinsamen Mittagessen empfunden, die unvermeidlicherweise eine Unterbrechung der Arbeitszeit mit sich bringen. Wäre es nicht praktischer, rasch ein Sandwich zu sich zu nehmen, ohne vom Schreibtisch aufzustehen? „It took me a while – perhaps more than two months – to realize that *breaking up the day* was indeed the idea. Not just the *day*; what the Kolleg was inviting me to break up were working habits developed over long years of academic life in which one speaks only to the small group of scholars who

inhabit one's area of specialization“ (Dipesh Chakrabarty: 36); eine solche Routine fördert eine gewisse Form der Produktivität, bringt aber auch Kosten mit sich; „[it] usually entails a withdrawal from life and curiosity“ (a. a. O.). Unter den Fellows hat sich die gegenseitige Neugier in diesem Jahr sehr schnell eingestellt, gelegentlich euphorische Formen angenommen und ist bis zum Schluss erhalten geblieben.

Die Aufhebung der fachlichen Grenzen wurde, je nach Temperament, auf ganz unterschiedliche Weise genutzt. So hat Robert Trivers zum Beispiel für einzelne Kapitel des Buches über Selbsttäuschung, das er in diesem Jahr schreiben wollte und auch geschrieben hat, ganz gezielt kompetente Gesprächspartner gesucht und gefunden (231–233). Andere Fellows haben, weniger strategisch, aber ebenso effektiv, den Zustand transdisziplinärer Verwirrung ausgekostet. Eine präzise Beschreibung liefert Patrick Nosil: „In my experience, clarity [...] tends to emerge only after periods of intense confusion“; für solche Verwirrung indessen gebe es im normalen akademischen Alltag kaum einen Platz: „There is so little time to devote to nagging inconsistencies about the way one is thinking about a problem. In essence, there is so little time to be confused. [...] The year at the Wissenschaftskolleg removed this problem by providing the luxury of plentiful time to be confused“ (176). Wiederum andere betonen weniger ihre individuelle intellektuelle Befindlichkeit als den kollektiven Zusammenhang, wobei Geisteswissenschaftler in der Regel zu etwas mehr Emphase neigen. Christoph König: „Wir hatten alle Glück miteinander“ (114); Frank Rexroth: „Das größte Glück war es aber, dass ich gerade diesem Fellowjahrgang angehören durfte“ (208).

Bei allem Glück finden sich in den Berichten hin und wieder auch Hinweise auf Probleme. Eines davon betrifft – wie eigentlich in jedem Jahr – die am Kolleg gesprochene(n) Sprache(n). Dazu schreibt Roger Chickering (der als Deutschlandhistoriker ausgezeichnet Deutsch spricht): „The attempt to foster linguistic diversity at the Wissenschaftskolleg has been noble, its result modest. These could be read from the attendance and levels of participation at the colloquia in which English was not the idiom. Absent a more systematic and effective effort to promote the German language, the question is worth pondering whether English [...] might, for practical reasons alone, be encouraged as a *langue de la maison*, a medium of communication at the weekly colloquia“ (45). Auf einer ähnlichen Linie bewegt sich Annemarie Surlykke: „The language diversity [...] adds to the flavor of Wiko, but in my opinion not to the exchange of knowledge. I do understand and support the wish to spread knowledge about German language and culture, but I think that it's time to realize that English is the *lingua franca* not only in the natural sciences but of all disciplines and

thus should be the official seminar language to allow all Fellows to get full value of those seminars, which they are expected to come to“ (224f.). Auch in diesem Fall ist das Argument alles andere denn eigennützig: Annemarie ist Dänin, hat lange in Deutschland gelebt und ist mühelos imstande, einem deutschen Vortrag zu folgen.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die Statistik: Im Jahr 2008/2009 wurden 28 Dienstagsvorträge auf Englisch gehalten, 6 auf Deutsch und einer auf Französisch; nach der geläufigen Praxis wurden bei allen nicht englischen Vorträgen einige Tage zuvor eine vollständige englische Übersetzung in Umlauf gebracht. Das setzt freilich die Existenz eines Manuskripts voraus, und die ist nicht immer gegeben. Ibrahima Thioub zum Beispiel hatte ursprünglich vor, frei und auf Englisch zu sprechen; im Interesse einer möglichst stringenten Argumentation fasste er aber dann den Entschluss, seinen Vortrag schriftlich auszuarbeiten; dies geschah in der Sprache, die ihm wissenschaftlich am geläufigsten ist: auf Französisch. In dem Augenblick, wo ein französisches Manuskript vorlag, schien es uns absurd, dass Ibrahima eine englische Übersetzung seines eigenen Textes vortragen sollte: So kam es, dass die englische Übersetzung verteilt wurde, Ibrahima selbst aber auf Französisch sprach: übrigens wieder frei, ohne an seinem Manuskript zu haften. Ich habe dieses Kolloquium in doppelter Hinsicht als einen Glücksfall empfunden: Erstens war der Vortrag selbst von einer Schärfe, Doppelbödigkeit und Ironie, die in der Fremdsprache niemals zu erreichen gewesen wären; zweitens aber geschah es völlig unverhofft, dass auch die anschließende Diskussion sich weitgehend auf Französisch abspielte: Es meldeten sich mehrere Fellows, von denen ich nie ein Wort in dieser Sprache gehört hatte; die anderen bezogen sich – ebenso problemlos – auf den Text der Übersetzung. Das Beispiel soll deutlich machen, worum es geht: nicht um die Propagierung des Deutschen als Wissenschaftssprache, sondern einfach darum, dass ein Fellow bei seinem Vortrag das ihm zur Verfügung stehende, sprachlich-intellektuelle Potential ausschöpfen kann und sich nicht unter Wert verkauft; genau dadurch wäre ja auch den Zuhörern ein Bärendienst erwiesen.

Das Sprachproblem tritt indessen nicht nur bei fremden Sprachen auf. James Mallet etwa hatte sich vorgenommen zu klären, was Darwin in *The Origin of Species* genau unter *species* versteht. Die Lektüre war zwar beschwerlich („having to read long-winded and un-derstand Victorian English sentences“: 141), aber fruchtbar: Beim *close reading* tauchten Bedeutungsnuancen auf, die keineswegs dem entsprachen, was Darwin nach der *communis opinio* gelehrt haben sollte, und die sich im Rahmen der gegenwärtigen Diskussion als unvermutet aktuell erwiesen. Für mich wiederum verblüffend war die Entdeckung, dass viele Biologen heute überhaupt nicht mehr dazu kommen, Darwin zu lesen, weil sie mit aktu-

ellen Forschungsbeiträgen restlos ausgelastet sind. Den Inhalt der Klassiker kennt man aus Lehrbüchern, aus zweiter oder dritter Hand. Wenn man dann doch einmal nach dem Original greift, kann es geschehen, dass man Überraschungen erlebt, die den Gang der eigenen Forschung verändern. Die *scientific community* verständigt sich weltweit durch eine *lingua franca*, auch *globish* genannt, in deren Horizont die gute alte victorianische Prosa in ihrer Langatmigkeit an Transparenz zu verlieren scheint. Das wäre ein Grund mehr, den Kontakt zwischen Evolutionsbiologen und *Victorianists* zu pflegen: wozu die Fellowgemeinschaft am Kolleg auch in den kommenden Jahren immer wieder Anlass geben dürfte.

*Arbeitsberichte*



NICHT WISSEN, WAS STIMMT  
LUDWIG AMMANN

---

Geboren 1961 in Memmingen, aufgewachsen am Ammersee. Studium der Literaturwissenschaft und Islamwissenschaft in Freiburg und London, Promotion 1993. Freier Publizist mit den Schwerpunkten Kunstkritik und Islam 1988–2008. Zeitweise Forschungen zum frühen Islam, islamischen Geschichtsdenken und islamischen Aktivismus fürs Kulturwissenschaftliche Institut in Essen 1995–2002. Populärwissenschaftliche Vorträge und Bücher zum Islam 2002–2009. Gründung von KOOL Filmdistribution 1997 ([www.koolfilm.de](http://www.koolfilm.de)). Publikationen u. a. *Die Geburt des Islam* (2001); *Islam in Sicht: Der Auftritt von Muslimen im öffentlichen Raum* (hg. mit Nilüfer Göle 2004); *Cola und Koran: Das Wagnis einer islamischen Renaissance* (2004); *Der Islam am Wendepunkt* (hg. mit Katajun Amirpur 2006); *Was stimmt? Islam. Die wichtigsten Antworten* (2007). – Adresse: Belfortstraße 37, 79098 Freiburg.

E-Mail: [ludwigammann@googlemail.com](mailto:ludwigammann@googlemail.com), [www.ludwigammann.de](http://www.ludwigammann.de)

Drei Monate nach Berlin ans Wissenschaftskolleg, um doch noch ein letztes Buch zu schreiben, ein kurzes, aber das macht es nicht einfacher – das ist, wenn man seit Jahren als Unternehmer, als Gründer und Co-Geschäftsführer eines Zwei-Personen-Filmverleihs keine Auszeit mehr hatte, keine zwei Wochen, geschweige denn Monate, ein ganz und gar unwiderstehliches Angebot. Ich ging, tatendurstig und voller Zuversicht. Ein Jahr später kann ich sagen: Es hat sich gelohnt – aber anders als gedacht. Das Buch, eine allgemeinverständliche Einführung in den Koran, ging an dem leichtsinnigen Ehrgeiz zuschanden, mich endlich mit der bemerkenswert kontroversen Forschung der letzten Jahre vertraut zu machen. Danach war vieles, was ich bis anhin zu wissen glaubte, zweifelhafter, als einer

Einführung guttut – zumindest dann, wenn die Reihe, für die sie bestimmt ist, im Titel ausgerechnet „Wissen, was stimmt“ verspricht. Für mich galt am Ende der ausgedehnten Lektürefeldzüge, zu denen der sagenhafte Bibliotheksdienst verführt, das Gegenteil: Nicht wissen, was stimmt ...

Dafür sollte der Aufenthalt am Wissenschaftskolleg seine segensreiche Wirkung – über die Nichtweiterverbreitung überholten Wissens hinaus – genau da entfalten, wo zunächst Anlass zur Sorge bestand: dem schnöde im Stich gelassenen Unternehmen. Man glaubt ja gern, dass es ohne den eigenen Beitrag nicht geht, und fürchtet das Schlimmste, wenn die Geschäfte für eine Weile ruhen. Stattdessen haben die Unterbrechung atemloser Routinen, die Zeit zum Nachdenken, die mannigfaltigen Anregungen durch einen ganz anderen, erstklassig organisierten Betrieb und die Begegnungen mit Menschen am Kolleg und in Berlin ein weitreichendes Update unserer unternehmerischen Arbeit herbeigeführt. Manches davon mag trivial erscheinen: Ich nenne nun, wie mein Berliner Webdesigner und vermutlich alle U30-Jährigen, ein funkelnagelneues Notebook mein eigen, das alles kann, auf dem alle beruflichen wie privaten Anwendungen stattfinden und das ich immer bei mir führe; die Suche nach Daten auf unterschiedlichen Geräten hat ein Ende. Die wunderbare Einrichtung eines von überall zugänglichen Webkalenders, der ich am Wissenschaftskolleg begegnete, ist nun auch in unserem Betrieb durchgesetzt – und hat die Zusammenarbeit der häufig geschäftsreisenden Kompagnons revolutioniert. Und schließlich reifte in Berlin wie auch in Freiburg voneinander unabhängig der Entschluss, nach einem Jahrzehnt ohne jegliches personelle Backup versuchsweise studentische (Teilzeit-)Angestellte zu beschäftigen. Der Arbeitsfortgang hat sich seither so verbessert, dass wir nun nach Festangestellten Ausschau halten ...

Über arbeitsorganisatorische Anregungen hinaus bot der Aufenthalt Anlass, über die Zukunft von Medienunternehmen wie dem unseren nachzudenken. Der drastische Wandel im Mediennutzungsverhalten der U30-Jährigen lässt sich nicht länger leugnen – wir erleben mittlerweile Kinostarts, bei denen am Startwochenende mehr illegale Downloads stattfinden, als Kinotickets verkauft werden. Alle Gespräche mit „digitalen Eingeborenen“ haben mir vor Augen geführt, dass der dreifache Anspruch „Alles, sofort und möglichst umsonst!“ übermächtig ist; die Musikindustrie hat er bereits an den Rand des Ruins getrieben. Die Filmindustrie wird schleunigst neue Geschäftsmodelle entwickeln müssen, die dem Rechnung tragen und zugleich erfolgreicher als bisher der kostenlosen Selbstbedienung einen Riegel vorschieben. Das heißt konkret: Wir werden anders als bisher den Diebstahl geistigen Eigentums rechtlich verfolgen und zugleich im Verbund mit anderen Art-



house-Filmverleihern eine eigene Video-on-Demand-Plattform aufbauen, um die Möglichkeit legaler Downloads gegen Entgelt zu schaffen. Dabei bleibt abzuwarten, wie viel vom illegalen Marktanteil sich zu welchem Preis – der Kunde hätte am liebsten alles für eine nichtige Flatrate! – zurückerobern lässt; nach den Erfahrungen der Musikindustrie trotz Preisverfall nur ein kleiner.

Als einstiger Feuilletonist und nun – für die Dauer meines Aufenthalts am Wissenschaftskolleg – Beauftragter für die Überführung der wochenendlichen Zeitungsflut vom Briefkasten in den Salon des Wissenschaftskollegs hätte ich erwartet, Stunden über Stunden mit der Lektüre von Zeitungen zu verbringen. Das Gegenteil trat ein: Ich habe die sakrosankte tägliche Zeitungslektüre von einem Tag auf den anderen eingestellt – und sie zu meiner größten Überraschung kaum vermisst! Das zeigt zum einen, in welchem Maße die kurze Zeitspanne am Kolleg durch Wichtigeres ausgefüllt ist – wiewohl die Überfülle an Möglichkeiten, die so eine Oase des Lernens am Rand einer Kapitale bietet, den ständigen Verdacht schürt, das Wichtigste zu verpassen, ganz gleich, wofür und wogegen man sich gerade entschieden hat; ein Verdacht, der sich verschärft, wenn man als bloßer Drei-Monats-Gast angetreten ist, der die Zelte schon wieder abrechnen muss, wenn er sich gerade eingelebt hat. Und in der Tat will es mir im Nachhinein so vorkommen, als hätte ich beim Versuch, ein Buch zu schreiben und mich bei fernliegenden Dienstagskolloquien einzufinden, das Wichtigste verpasst – nämlich Freundschaften fürs Leben zu schmieden.

Zum anderen habe ich durch den schmerzlosen Verzicht aufs üppige Zeitungsangebot erlebt, in welchem Ausmaß die gedruckte Zeitung heute entbehrlich ist. Immer weniger U30-Jährige halten sich noch eine eigene Tageszeitung; der Tag beginnt mit Spiegel-Online.de oder Studivz.net, aber nicht mit einem der Printprodukte, die ältere Semester für unverzichtbar halten. Diese Revolution im Mediennutzungsverhalten, die in den USA bereits zu einer existenzgefährdenden Krise des Geschäftsmodells Zeitung geführt hat und mir hierzulande aus den Redaktionen als fortschreitender Stellen- und Honorarabbau vertraut ist, muss unsere Pressearbeit und unser Marketing in Zukunft berücksichtigen, wenn wir jüngere Zielgruppen da erreichen wollen, wo sie zu finden sind: im Netz. Zu den unerwarteten Nebenwirkungen der Zeit am Wissenschaftskolleg gehört daher, dass unser Verleih seine Werbebudgets jetzt von Print nach Online verlagert. Was den Wert der überregionalen Feuilletons angeht, neige ich seit meiner Berliner Abstinenz zu einer radikalen These: Ein nicht unerheblicher Teil der dort gebotenen Kritiken ist durch das Ringen um akademische Distinktionsgewinne auf Kosten der primären Informationsbedürfnisse ihrer Leserschaft auf dem besten Wege, nicht vermisst zu werden, sollte der quotenschwächste

Teil des Produkts Zeitung der nächsten Sparwelle zum Opfer fallen. Wenn man das feuilletonistische Meinungsbildungsmodell für ein bevormundendes Meinungsbildungsoligopol hält, das im glücklichsten Fall durch eine zielgruppenadäquate Vervielfältigung der meinungsbildenden Instanzen im Netz gebrochen wird, wäre das am Ende gar nicht so schlimm.

All diese Entdeckungen sind sicher nicht der vornehmste Zweck eines Aufenthalts am Wissenschaftskolleg – aber ich bin glücklich, sie gemacht zu haben an einem Ort, der in seiner Großzügigkeit auch dieses möglich macht. Und die wissenschaftliche Arbeit? Das angestrebte Sachbuch? Kaum ein Ort könnte einem Update in Sachen Koranforschung förderlicher sein als dieser, in nächster Nähe zu Angelika Neuwirth, Michael Marx und allen anderen, die durch ihre Arbeit am Corpus Coranicum Licht ins Dunkel der Anfänge eines Textes bringen, dessen Erforschung seit zwei Jahrzehnten stürmische Fortschritte macht und dadurch vieles Gegläubte in Frage stellt. Auch der Koranforscher Walid Saleh, Fellow beim EUME-Programm 2008/09, das mich immer wieder in die Villa Jaffé lockte, und dessen Leiter George Khalil gehören in diese unvergessliche Runde. Sie alle haben mich mit offenen Armen aufgenommen und ins nicht nur wissenschaftliche Gespräch verwickelt, ein einzigartiges Privileg. Der Auseinandersetzung mit Corpus Coranicum und dem aktuellen Forschungsgeschehen verdanke ich die späte Einsicht in das Ausmaß, in dem die koranische Wechselrede sich auch an Juden und Christen als unmittelbare Hörer richtet – die heuristische Beschränkung meines früheren Buches über die „Geburt des Islam“ auf die polytheistischen Adressaten der Offenbarung blendet Wesentliches aus. Damit wurde mir auch bewusst, wie sehr der Koran – erklärtermaßen! – ein geradezu exegetisches Verhältnis zur monotheistischen Tradition einnimmt. Ein besonderes Vergnügen war es mir, mich weit über den Koran und die alttestamentarischen Prophetenbücher hinaus in das Phänomen prophetischer Reden zu vertiefen, um die eigentümliche koranische Variante besser zu verstehen; deren abrupte Rednerwechsel erschienen mir dennoch verwunderlich. Nach eingehendem Studium der heftigen Kontroversen um die Entstehungsgeschichte des Koran glaube ich, wenigstens besser als zuvor zu wissen, was nicht stimmt: der radikale Revisionismus derer, die den Koran gegen muslimische *und* frühe nichtmuslimische Quellen zum Werk einer christlichen Sekte erklären. Was stattdessen stimmen könnte, ist schwer zu sagen – zu zerstritten und dynamisch ist die Forschung. Mein nächster Schritt auf dem Weg zum erhofften Buch wird sein, im Sommersemester 2010 an der Universität in Basel ein einführendes Seminar zum Koran für Hörer aller Fakultäten abzuhalten.

Der Abschied vom Wissenschaftskolleg fiel schwer. Der Blick vom Schreibtisch in den Park, bei dem die Gedanken schweifen können, ohne vom nächsten Anruf unterbrochen zu werden, fehlt mir. Andrea Büchler, Michel Chaouli, Jim Conant, Frank Rexroth, Eva Illouz, Robert Trivers, Karin Mölling, Ruedi Imbach – sie alle und viele mehr fehlen. Die Zeit war zu kurz und dennoch reich. Für alles dies und ihre einzigartige Gastfreundschaft danke ich von Herzen Luca Giuliani, dem Rektor des Wissenschaftskollegs, und seiner gesamten, fantastischen Mannschaft!



ACCOMPANIED BY SONGBIRDS  
JURI ANDRUCHOWYTSCH

---

Juri Andruchowytsh, Ukrainian writer, was born in 1960 in Stanislaw (today Ivano-Frankivsk), Ukraine. In 1985 he founded together with his friends Oleksander Irwanets and Viktor Neborak the nowadays almost legendary literary performance group Bu-Ba-Bu. He has published five volumes of poetry and five novels. He also writes literary essays and translates from German, Polish, Russian, and English. In 2000 he published together with the Polish author Andrzej Stasiuk *Moja Europa* (German edition: *Mein Europa: Zwei Essays über das sogenannte Mitteleuropa*. Suhrkamp, 2004). The Suhrkamp-Verlag also published his novels *Zwölf Ringe*, 2005 (*Dvanacjat' obruciv*, 2003), *Moscoviada*, 2006 (*Moskoviada*, 1993), and *Geheimnis: sieben Tage mit Egon Alt* 2008 (*Tajemnycja: zamist' romanu*, 2007). – Address: vul. Shevchenka 77 / 4, 76018 Ivano-Frankivsk, Ukraine. E-mail: yur\_an@i.ua

Let me begin with what did not come true. In one of the letters written early in my stay at the Wissenschaftskolleg, I let myself fantasize a little on the topic of Grunewald and my nearest future: “Somewhere here in the late 1920s young Nabokov could be taking a walk, wearing shorts and a panama hat and carrying a butterfly net. It was right here that he succeeded in catching a new batch of butterflies for his collection. Grunewald is butterfly territory: lakes, canals, meadows, trees, mansions surrounded by gardens. It is good that I will live here through springtime, and then even catch a sizable chunk of the summer.”

Unfortunately during all this time I never saw a single butterfly in Grunewald. More precisely, once I did see, and more than one – but that was at James Mallet’s office, above his desk: a poster on the wall, *Butterflies of Germany*, listing no less than fifty species.

In other words, in the end even this came true, although not in the way I had originally imagined at the start of my residence.

On the other hand, how many live birds I have seen – and most importantly, heard! Instead of butterfly territory I got nightingale territory. As far as I understand, this is a highly reliable indicator of the cleanliness and health of the environment. Nightingales don't sing in polluted zones. Besides, I have learned from Cynthia Moss and Annemarie Surlykke that nightingales choose to live where water is plentiful. The aforementioned lakes, canals, parks, and meadows of Grunewald must be some kind of specialized nightingale nature reserve.

In May, when we started opening the windows of our great hall widely, our Tuesday colloquia were inevitably accompanied by birds singing. I remember how fitting they were for the theses of Per Øhrgaard's "European" talk. The nightingale can indeed be considered an essentially European – or, if you wish, Eurasian – bird. As it happens, I forgot to ask my American friends whether it was true that nightingales did not live in America. I could have easily asked and found out.

For the ten months at Wissenschaftskolleg were first and foremost a felicitous opportunity to learn from new friends what you would never be able to learn under any other circumstances. For instance, what is an "Italian torpedo"? Or what does a stick insect think before overcoming another obstacle on its way? Or where did experts come from in medieval Europe? And lots of other things that may be hard to remember precisely at this moment; however, they are sure to remind me about themselves and pop up from the depths of memory at the right moment.

And now, indeed, let's turn to memory. And also to imagination. In essence, I dedicated all the time granted to me at the Wissenschaftskolleg to the study of these two chimeras. My future book will be something between a "concise encyclopedia", a lexicon, a catalog, and a collection of essays, short stories, and poetry. I arrange in alphabetical order the cities that in my personal view deserve a story about them. I stopped at the palindromic number 111 – this is how many cities are going to be in my book, and all of them, with one exception, do exist in reality. Among them are giants like New York, London, and Moscow. There also are what at first glance might be entirely inessential small towns that find their place in my book only as a consequence of alphabetic necessity: Aarau, Ystad, Jihlava, Urbino. There are those that carry the most weight for me, and to them I dedicated not only the largest portions of the text but also, consequently, of my efforts, emotions, and fantasies. These are L'viv, Kyiv, Prague, and, of course, Berlin – I am deeply grateful that this city exists. This is

the city that I find exceptionally congenial for both living and writing. This is why I am so grateful to the Wissenschaftskolleg for this opportunity to live and write in Berlin.

So that my claim does not go unsubstantiated, I attach one of the Berlin fragments of my future book. This is how it looks as of 25 July 2009.

\* \* \*

As summer gets closer their numbers are on the increase. They are everywhere – in underpasses, at subway stations, and also in squares, parks large and small, frequently in front of cafés and restaurants that are open, and sometimes simply around a street corner. Berlin is not an exception here by any means; on the contrary, it is one of the typical examples. A journalist I know even plans to write a book-length study about Berlin street musicians. He has it good: as he is out of work now, he has all the time this might require.

He had an idea to start with a classification, and he managed to come up with five basic categories. The first is comprised of trained professionals, educated at college-level music programs but for various reasons unable to fit in the philharmonic routine. The second consists of lonely oddballs, remnants of the tribe of wandering minstrels and rockers, fallen angels of the underground that tend to be highly addicted to heavy drugs (they are the most numerous in the underpasses, as they cannot tolerate sunlight). The third category is composed of innovators and inventors, virtuosos of never-before-seen instruments or even entire orchestras – for instance, elaborate structures of various glass vessels, joined together and filled with water (or, perhaps, saliva?). The fourth is utter frauds: tanned middle-aged men who look Albanian or Romanian, wearing shades and with mouths full of gold teeth. They always move around in groups of three, usually with a saxophone, a guitar, and an accordion (or sometimes a tambourine). They play atrociously, and are utterly shameless about it; with cunning insolence and stunningly expressive cursing in Balkan languages that have powerful arsenals of such vocabulary, they comb the subway passengers for monetary donations. These guys still exploit the golden age of Kusturica and Bregović.

My acquaintance considers the Russian speakers from the ex-USSR to be the fifth category, usually much more professional than others. It seems to me he is making an error of logic here, as all the representatives of the fifth category could also be counted in the first one. All of them are true musicians; I have never run into any other kind. This is the result of solid middle-of-the-road Soviet musical education.

In January–February 2004, I lived near Lake Wannsee, at the far western edge of Berlin, so I usually traveled downtown by the S1 line, since service on the much faster S7 line at the time was cut by repairs between Charlottenburg and Zoo. However frequently I traveled, they always appeared in my train car somewhere between Schöneberg and Yorckstraße, for this was their spot. A fairly young couple, a man and a woman, both around thirty, the man carrying a guitar, the woman a mandolin. She was what local personal ads call the Slavic beauty type. You could not say the same about the man – he had neither the beauty, nor the Slavic type.

They would start playing; it was invariably Andrew Lloyd Webber, “Memories”. They played it rather decently, but since the length of the interval between stations allowed for more than one tune, they also played a second one. It was here that any lasting doubts were dispelled about their being, so to speak, compatriots. This was Ostap Bender’s song from the 1970s Soviet TV adaptation of *The Twelve Chairs* – the one about “my white sail gleaming, so utterly lonely”.

So, I traveled by this line dozens of times, and each time they would appear there, and always played the same tunes in the same order: first Lloyd Webber’s “Memories”, then Bender’s “But I don’t cry, no, I don’t sob”. And it made me think that if somewhere in this world a sort of specialized hell for musicians did exist, this was it: eternally, daily, including Sundays or holidays, every hour, every minute to walk from one train car to the next and play no more than two tunes, and always the same two tunes.

Then I left Berlin, and a year ago I came back but never again ran into them. And only last Friday – for the first time in almost a year! – they suddenly appeared out of nowhere, but rather than on the S1 line, on U2, between Wittenbergplatz and Bülowstraße. Goddammit, I muttered through my teeth. And closing my eyes, announced in my mind, “Andrew Lloyd Webber, ‘Memories’”. And they started playing exactly what I had announced. As always, with good technique, correctly, and cleanly. And for the millionth time. When they came to the end, I told Pat, “And now there’s going to be Ostap Bender’s song, have a listen.”

But here a miracle happened. They started playing something completely different, “Chattanooga Choo-Choo”. This was like a rebellion. This was a superhuman effort – they made it from hell to purgatory. They were met by applause and catcalls at the Chattanooga Station in Tennessee. When that guy with the guitar went through the train car to collect money, I gave him some change – for the first time.



ONLY IN BERLIN WOULD THIS  
BE POSSIBLE!  
SEYLA BENHABIB

---

Seyla Benhabib is the Eugene Meyer Professor of Political Science and Philosophy at Yale and was Director of its Program in Ethics, Politics and Economics (2002–2008). She is the recipient of the Ernst Bloch prize in 2009. Her books, which have been translated into 12 different languages, include: *Situating the Self: Gender, Community and Postmodernism in Contemporary Ethics* (1992); with Judith Butler, Drucilla Cornell and Nancy Fraser, *Feminist Contentions: A Philosophical Exchange* (1994); *The Reluctant Modernism of Hannah Arendt* (1996; reissued in 2002); *The Claims of Culture. Equality and Diversity in the Global Era* (2002); *The Rights of Others: Aliens, Citizens and Residents* (2004); *Another Cosmopolitanism: Hospitality, Sovereignty and Democratic Iterations* (2006). She has been a member of the American Academy of Arts and Science since 1995 and received an honorary degree from the Humanistic University in Utrecht in 2004. – Address: Yale Political Science, 115 Prospect St., New Haven, CT 06511, USA. E-mail: [seyla.benhabib@yale.edu](mailto:seyla.benhabib@yale.edu)

We arrived in Berlin on one of the coldest days of 2009 on a morning in early January with temperatures hovering around minus 15 degrees Celsius. Groggy and stunned by the face-cutting cold, we picked up our keys from the reception only to arrive at Villa Walther to find that the elevator was not functioning and that the heat was off as well. As I watched my husband Jim and the clearly distraught Wiko staff member valiantly take our four suitcases up the three flights of stairs, I could sense her dismay – “Oh, what a bad first impression. Believe me this is not common!” And no, it was not; it was only an aberration in the history of one of the best-run institutions I have ever attended. As my eyes landed on the bread, butter, jam, milk and – above all – good black tea that Wiko had already placed on



the kitchen counter, I felt my muscles relaxing, and as Jim and I sipped our first cups and enjoyed the “Winterlandschaft” outside our balcony, we knew all would be well!

This was not my first time in Germany or in Berlin. Since 1979, when I first came to Starnberg to study with Jürgen Habermas at the Max Planck Institute as a post-doctoral fellow, I have lived in Germany for nearly ten years and have been back at least once or twice a year since then. In fact, there have been periods of my life when Germany was more of a “home” for me and I was more actively engaged in relationships, discussions and politics than in my native country, Turkey, and my adoptive country, the United States. Yet Germany continues to be “heimlich” but also “unheimlich”, in Freud’s sense of the “unheimlich” not as the “unfamiliar”, but as the “uncanny” – as that site when a strangeness reveals itself and you sense your own otherness.

Experiencing Berlin through the eyes of Jim, who had never been to Germany, and of my daughter Laura, who was born in Frankfurt and is a German citizen, but grew up in the United States and had been spending the year in Berlin since July 2008, I was caught in constant perspectival shifts of nearness and distance, joy and irritation. At times I found myself overwhelmed by the “unheimlich”, as when I would complain to Jim about racism against Turks and other Muslims on the streets and in the media. At other times I would defend the honesty, integrity and depth of German culture – as opposed to Austrian or Polish, say – in dealing with the Holocaust and anti-Semitism. Because of the complicated and fateful ways in which my own background as a Jew and a Turk are entangled with Germany’s history and its future, I found myself in a state of perpetual “moral alertness”: Some word, gesture, newspaper headline, or even phrase from an innocent critic could trigger defenses and irritations, but also a sense of recognition and appreciation. I become a moral insomniac when I am in Germany, reading, watching and listening all the time.

This moral insomnia is not fed by a judgmental attitude, but by a continuing concern for and active involvement with the evolution of a pluralist, democratic and anti-racist culture in Germany. On March 15th, 2009 I had the honor of addressing the Bundestag on the invitation of the “Bundestagsfraktion Bündnis 90/Die Grünen” as a keynote speaker. Facing a crowd of 900, with the Spree behind me, I lectured on cosmopolitanism and democracy. As I cited passages from Immanuel Kant’s essay “Zum Ewigen Frieden” on hospitality and world citizenship, I could see smiles on the audience’s faces over my valiant struggles with 18th-century German. But for me, to use a phrase of Hegel’s, this was just a form of “bei-sich-selbst-sein-im-Anderssein” (to be with oneself in otherness) ever since I had discovered German philosophy already as a high school student in Istanbul.

My experiences at the Wissenschaftskolleg were inevitably filtered through these very personal as well as very public aspects of my return to Germany. The translation of two of my recent books at the very end of 2008 into German and the announcement in April that I would be awarded the Ernst Bloch prize brought many lectures, conference invitations and other public obligations. Nevertheless, in those months of deep freeze between the beginning of January and the middle of April, I enjoyed the extraordinary competence of the Wissenschaftskolleg's library and began to orient myself in Wiko's "Lebenswelt". My first memory is of a subtle paper by Michel Chaouli on "the haptic Enlightenment", delivered on our Tuesday colloquia. Dethroning the centrality of vision in Enlightenment thought (or so I thought), Michel focused on the centrality of touch in Condillac's work. "Okay, I thought; this is going to be fun; there will be lots of intersection with my own work as well." The next 4–5 weeks of the colloquia, however, were dominated by lectures on self-camouflaging insects and sexy fish, models of perception and linguistic interaction, and above all by the much-discussed concept of "speciation". I started feeling "unheimlich". Yet in retrospect this feeling proved to be simpleminded and unnecessarily defensive.

There is always a sense of electric shock, particularly if you have been trained in philosophy as I have, in listening to colleagues from other disciplines posit certain premises cheerily and then proceed to what they consider more important in their investigations. While the philosopher is still wandering around the basement of the building, trying to figure out if the foundations are solid, other colleagues have moved on to top floors!!! This was particularly evident for me around discussions of language and perception. I was nonplussed, almost bewildered, by attempts to talk about language use and perception in terms of brain locations and functions. Certainly, they are crucial. But had we not established through hundreds of articles on "the mind-body problem" and "compatibilism" between mental and physical phenomena that they could not be reduced to each other? Although the physical, I thought, was the necessary condition of the possibility of the mental and the cognitive, it was just that – a necessary but not sufficient condition. Yet something has changed and there have been advances in cognitive science, artificial intelligence research, neuroscience, and biology such that the comforting picture of the mind/brain relation with which I have lived all these years may no longer be valid. As Reinhard Merkel put it in one of his colloquia, "There is a lot going on in medical technology that is deeply unsettling for our sense of ourselves as moral agents."

Since the early 1980's I have been a Chomskyan in my picture, not only of linguistics, but of human agency in general: I believe that the human mind is a rule-governed entity that

has nonetheless this incredible capacity to create many new, unexpected, and yet perfectly intelligible combinations. Every normal human child is capable of learning every natural language and of generating perfectly grammatical sentences in that language. Is this no longer true? Is it a pious wish? Is it the dream of a rationalist who still wants to find some hinge, some handle, that will raise us above the animal world and “towards the starry heavens”, in Kant’s words? I don’t know anymore: I need to read up on “the linguistic wars”, which I am told have put Chomsky to rest and have crowned George Lakoff. Although my own research had little to do with these questions, I consider it a genuine gain of this year that I am going back with a rekindled interest in the philosophy of language and an urge to figure out whether Chomsky belongs to the dustbin of history.

My own research focused on the historical evolution as well as the conceptual puzzles surrounding cosmopolitan norms, by which I mean legal and moral norms that claim validity in virtue of our humanity alone and regardless of our nationality and citizenship status. I came to Berlin with an assumption: I had read somewhere and built the impression that Robert Jackson, the Chief American Prosecutor during the Nuremberg trials, had either attended or somehow knew about the trials of those guilty of the Armenian genocide – mainly Union and Progress Party members – that took place in British-occupied Istanbul in 1918 in an Ottoman Court. My assumption has proven wrong; Jackson had not been in Istanbul. However, I was able to establish that the concept of “crimes against humanity” was first used by Lord George of Britain with respect to the genocide of the Ottoman Armenians. This research is not complete, but its implications are explosive: for those who think that cosmopolitan norms of universal human rights and crimes against humanity are but “fig leaves” of a Eurocentric moral and legal universe or “Trojan horses” of global capitalism, this historical conjunction can only offer comfort. But for those of us, like myself, who believe in the universality claims of these norms, which nonetheless have to be carefully distinguished from their Eurocentrism, this episode is yet another testimony to their “promiscuous birth”. It will be some time before I am ready to complete the book that will be based on this research. But I have had the extraordinarily good fortune of many conversations with my colleagues working on law on topics such as sovereignty, family private law, or the legacy of the Nuremberg trials, all of which have broadened and deepened my appreciation for the tension between cosmopolitanism and sovereignty, universalism and national jurisdictions. In many ways, this new book will be a conversation with *Provincializing Europe* by Dipesh Chakrabarty, another Fellow whose good cheer and conversation it was a pleasure to share.

As I complete this report, the tips of the leaves on the trees outside my window are already turning a brownish-yellow: the glorious Berlin Spring and the all-too-few summer days are over, together with the smell of the Linden! I am already booking my flight back to collect the Bloch Prize at the end of September, but I know that as I put my feet up on the little leather ottoman in our house in the mountains of western Massachusetts later this month and gaze out at the American woods, I will close my eyes and think of Berlin: I will remember the haunting simplicity and dignity of the memorial on “Gleis 17” of Gruenewald station; the always fresh wreath that adorns the Walter Rathenau memorial right next to the stop for bus M19; the spectacular and monumental Jewish cemetery in Pankow. I will also remember the stunning Chamissoplatz apartment where Laura lived for 6 months; the high ceilings and lovely drinks of the “Literaturhaus”; the impressive arcades and restaurants of Savignyplatz; the gourmet food section of the KaDeWe; the bygone elegance of the Deutsche Oper and the Komische Oper; and much, much more. But I have a mental image that will not fade: on the evening of our big *Abschiedsfest*, as the African music group brought us all to our feet on the dance floor – staff, fellows, family and all – the music shifted and the tune of “YMCA” started pounding our ears. All of us disco-lovers recognized each other on the dance floor and I spotted a very happy former judge of the German Constitutional Court, smiling and dancing to the cheers of the refrain “YMCA” – And I thought, only in Berlin, only at the Wissenschaftskolleg, would this be possible!!!

#### Publications

- “Kosmopolitismus und Demokratie: Von Kant zu Habermas”. In *Blätter für deutsche und internationale Politik* 6 (2009): 65–74. Also under the title: “Menschenwürde, Kosmopolitismus und Demokratie.” *Kritische Justiz* – Beiheft 1 (2009). Kongress “60 Jahre Grundgesetz: Fundamente der Freiheit stärken“ der Bundestagsfraktion Bündnis 90/ Die Grünen am 13./14. März 2009 in Berlin. Baden-Baden, 2009.
- “Verteidigung der Moderne: Der philosophische Diskurs der Moderne (1985).” *Habermas-Handbuch*, edited by Hauke Brunkhorst, Regina Kreide, and Christina Lafonte, 240–254. Stuttgart: Metzler, 2009.
- “Unterwegs zu einer kosmopolitischen Demokratie: Die Kontroverse um internationales Recht und demokratische Souveränität.” *Neue Zürcher Zeitung*. Internationale Ausgabe. Saturday-Sunday, 134 (June 13–14, 2009): 28–29.

- “Hannah Arendt and Raphael Lemkin: International Law in the Age of Totalitarianism.” *Constellations* 1, 2 (2009): 331–350; Also in: Simon-Dubnow Jahrbuch, Simon-Dubnow Institut (Leipzig, 2009).
- “Turkey’s Constitutional Zig-Zags.” *Dissent* (Winter 2009): 29–32.
- “Diritti, Confini e Cosmopolitismo (Rights, borders and cosmopolitanism). A conversation with Daniele Archibugi and Seyla Benhabib.” *Reset* 112 (2009): 23–27.
- “Claiming Rights Across Borders. International Human Rights and Democratic Sovereignty.” *American Political Science Review* 103, 4 (2009): 691–704.
- “Hannah Arendt und die Frankfurter Schule: geteiltes Schicksal, antagonistischer Persönlichkeiten.” In *Die Frankfurter Schule und Frankfurt: Eine Rückkehr nach Deutschland*. Eine Ausstellung des jüdischen Museums Frankfurt a. M., September 9, 2009 – January 17, 2010 (forthcoming).



ABSCHIED, ERINNERUNG, DANK  
ANDREA BÜCHLER

---

Andrea Büchler ist Inhaberin des Lehrstuhls für Privatrecht und Rechtsvergleichung an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich, sie leitet die Law Summer School in Cairo, ist Co-Leiterin des Universitären Forschungsschwerpunkts „Asien und Europa“ der Universität Zürich, Mitherausgeberin der *FamPra.ch*, der einzigen auf das Familienrecht spezialisierten Zeitschrift, und Direktorin des Center for Islamic and Middle Eastern Legal Studies. Ihre Forschung ist dem Familienrecht, dem Personenrecht, der Rechtsvergleichung, dem Islamischen Recht und dem Recht des Nahen Ostens, dem Medizinrecht und dem Gender Law gewidmet. – Adresse: Rechtswissenschaftliches Institut, Universität Zürich, Rämistrasse 74/6, 8001 Zürich, Schweiz.

E-Mail: andrea.buechler@rwi.uzh.ch

17. Juli 2009

Liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter,\*  
lieber Herr Giuliani,  
liebe Freundinnen und Freunde,

Auch dieser Akt braucht eine kurze Ansprache und ich übernehme es an diesem Abend, im Namen aller Fellows und ihrer Familien und der Gäste am Wissenschaftskolleg die Worte des *Abschieds*, des *Erinnerns* und des *Dankes* auszusprechen.

Wir müssen uns heute verabschieden, von Ihnen, aber auch voneinander. Sie, liebe Mitarbeitende, müssen sich bereits auf neue Namen, neue Stimmen, neue Wünsche, neue

---

\* Ansprache anlässlich des Sommerfestes am Wissenschaftskolleg zu Berlin am 17. Juli 2009.

Eigenheiten und neue Dynamiken einstellen. Die neuen Gesichter liegen schon im Empfangsraum auf, Sie lesen sich bereits in ihre persönlichen Geschichten ein. So müssen wir wohl gehen und den Ort hinter uns lassen. Solche Veränderungen haben ihre Melancholie. Nicht Schwermut soll aber den heutigen Abend bestimmen, sondern die Freude über die gemeinsam verbrachte Zeit. Der Abschied trägt eine häufig vernachlässigte Kraft in sich, er wurde auch schon als die innigste Weise menschlichen Zusammenseins bezeichnet. Denn die bekannte Endlichkeit, die Gewissheit des Abschieds eröffnet die Möglichkeit der Intensität. Das Wissen darum, dass uns nicht unbestimmt viel Zeit zur Verfügung steht und dass es eine rein zufällige, temporäre Gemeinschaft ist, der wir im Grundsatz nichts schulden und nichts beweisen müssen, war mithin wesentlich dafür, dass Unvorhergesehenes stattfinden und Unerhörtes gewagt und gedacht werden konnte, dass Kontingenzerfahrung zugelassen wurde, dass Leidenschaft und Intuition, das Sich-berühren-Lassen den ihnen gebührenden Platz im akademischen Leben einnehmen konnten. Die Gewissheit des Abschieds hat von Anfang an Höchstpersönliches zu Tage gefördert. Große Forschungsfragen verbanden sich mit vertrauten Gesichtern und ihren Emotionen und fanden so ihren Kontext. Zu Beginn fast bedrohlich anmutende Grenzen wie diejenige zwischen Natur- und Geisteswissenschaften oder zwischen den Sprachen verloren im Laufe der Zeit ihre Kraft, ihre hemmende Wirkung. Mehr noch: Grenzen erwiesen sich als spannende Orte der Begegnung, Grenzabschreitungen und -überschreitungen als nicht nur dienstägliche Herausforderung und Bereicherung. Intensität also. Dieser Intensität sind nachhaltige, die Wiko-Zeit überdauernde Netze von Beziehungen, Gedanken und Interessen entsprungen. An den Knotenpunkten wird weiter geflochten werden und dieser Institution und Ihnen, den sie tragenden Menschen, werden wir verbunden bleiben. So war das Jahr weit mehr als eine Zeile im Lebenslauf, es war und ist Quelle für vieles, was noch kommen wird. Für mich war es im eigentlichen Sinne ein wunderbares und wunderbares Jahr persönlichen Glücks, in welchem Neues seinen Anfang nahm.

Also lassen Sie uns den Abschied feiern, denn dieser erweist sich in vielerlei Hinsicht als Bedingung für Intensität, die Intensität ihrerseits als Voraussetzung für nachhaltige Erkenntnisse und weiterbestehende Beziehungen. Es wird so dank des Abschieds auch kein Ende geben.

Im Abschied liegt auch die Geburt der Erinnerung.

Jeder und jede wird ganz eigene Erinnerungen mitnehmen und pflegen, seine und ihre ganz persönliche Wiko-Geschichte erzählen. Teilen werden wir aber bestimmt die Erinnerung an ein Jahr der Begegnungen. Die Erinnerung an überraschende Einblicke

in unbekannte Forschungsfelder, an Auseinandersetzungen mit fremden Wissenschaftstraditionen und -kulturen und Techniken des Fragens und Denkens. Wir werden uns erinnern an zahlreiche Gespräche mit unsicherem Ausgang, stets bemüht, Kontingenz zu überwinden, ja gar zu bekämpfen, um sie dann doch in der Vielfalt der Zugänge und Interpretationen zu besiegeln und der Einsicht zu weichen, dass Wahrheit, wenn überhaupt, nur im Plural zu denken ist. Wo denn sonst dürfen solch für die akademische Existenz fundamentale Erfahrungen noch gemacht werden?

Wir werden zurückdenken an Spaziergänge und Ausflüge aller Art und zu jeder Tages- und Nachtzeit, an das kulturelle Erlebnis Berlin, an eine Vielzahl künstlerischer Darbietungen, an Konzerte, Filmvorführungen, Theaterbesuche, an die vielen Ermutigungen Ihrerseits, sich ablenken zu lassen; an Feste, an ausgelassene Donnerstagabende, an Kindertreffen in der Villa Walther, an Deutschunterricht und späte Tischtennisstunden. Wir werden mit Wehmut zurückdenken an ein Jahr der langen Mittagspausen bei wunderbarem Essen, an ein Jahr der Freundlichkeit und des Aufgehobenseins, an einen strahlenden Herbst, einen langen und kalten Winter, einen heißen Frühling und einen zögerlichen Sommer.

Und welches Schicksal haben unsere ambitionierten Forschungsvorhaben erfahren? Nun, auch hier sind die Geschichten so zahlreich wie die Fellows, doch ich wage zu behaupten, dass die Ermutigungen zur Ablenkung Wirkung gezeigt haben. Dass allenfalls nicht so zahlreiche Seiten wie erwartet, oder andere Zeilen als geplant verfasst wurden. Die Zuversicht besteht darin, dass vieles von dem, was hier gesät wurde, später zu voller Blüte kommen wird, dass wir noch häufig im Nachdenken über das eine oder andere die Spuren wiedererkennen werden, die das Jahr am Wissenschaftskolleg hinterlassen hat.

Und dafür danken wir Ihnen allen. Wir danken für die unaufdringliche Aufmerksamkeit, die sie uns gewidmet haben. Man musste sie nicht erfragen, Wünsche und Bedürfnisse wurden ohne weiteres Dazutun, beinahe auf magische Art und Weise erkannt. Wir danken für das fein gesponnene, wohlüberlegte, fast unsichtbare Netz von Unterstützungen aller Art. Wir danken für die Herzlichkeit und Offenheit des Hauses, die ganz wesentlich zu Wohlbefinden und Gelassenheit beigetragen hat. Wir danken für die Großzügigkeit. Wir danken für den stets warmen Empfang, die belebenden Speisen, die offenen Gespräche, die Möglichkeiten des Austauschs, für die unvergleichlichen Dienstleistungen der Bibliothek. Wir danken auch dafür, dass Sie an uns geglaubt haben. Und vor allem danken wir für die Freiheit, die den Aufenthalt am Wiko auszeichnet: für die Freiheit, Anregungen nachzugehen, die nicht unmittelbar der eigenen Forschung zugute kommen;



für die Freiheit, sich in ungeahnte Gebiete und Sphären wegtragen zu lassen; für die Freiheit, den sicheren und gesicherten Boden eigener Erkenntnisse und Erkenntnisinteressen zu verlassen; für die Freiheit, festgefügte Annahmen der Erschütterung auszusetzen, Horizonte und Perspektiven zu hinterfragen und zu erweitern; für die Freiheit der Verwirrung, für die Freiheit, nicht zu wissen. Danke für das Privileg, hier gewesen zu sein.

vogeschter  
hei mer gseit

s isch no  
morn und übermorn  
zit

das het no aui zit

geschter  
hei mer gseit

s isch no  
ne tag  
zit

das het no zit

hütt säge mer

vogeschter  
und  
geschter  
hätte mer zit gha

jetz isch es z schpot

Ernst Burren. „z schpot.“ In *Derfür und derwider*. Gesammelte Gedichte. Bern: Zytglogge Verlag, 1970.



A TIME OUT OF THE ORDINARY:  
WISSENSCHAFTSKOLLEG, 2008–09  
DIPESH CHAKRABARTY

---

Dipesh Chakrabarty is the Lawrence A. Kimpton Distinguished Service Professor of History and South Asian Studies at the University of Chicago. A founding member of the editorial collective of *Subaltern Studies*, a co-editor of *Critical Inquiry*, and a founding editor of *Postcolonial Studies*, he is also the author and editor of several books, including *Provincializing Europe: Postcolonial Thought and Historical Difference* (Princeton, 2000; new edition 2007) and *Habitations of Modernity* (Chicago, 2002). He is a Fellow of the American Academy of Arts and Sciences, a Honorary Fellow of the Australian Academy of the Humanities, and a Faculty Fellow of the Chicago Center for Contemporary Theory. He has held visiting positions at the Australian National University, the University of California, Berkeley, Princeton University, the University of Chicago, the Max Planck Institute for Historical Sciences, Göttingen, the Centre for Studies in Social Sciences, Calcutta, Jawaharlal Nehru University, Delhi, Institute of the Human Sciences, Vienna, and elsewhere. His books and articles have been translated into many languages. He is currently completing a book on the history of objectivity in the discipline of History and has started on another that will look at how the crisis of climate change impacts on philosophies of human history. – Address: SALC, History, and the College, The University of Chicago, 1130 E. 59th Street, Chicago, IL 60637, USA.

E-mail: [dipesh.chakrabarty@gmail.com](mailto:dipesh.chakrabarty@gmail.com)

I did not arrive at the Wiko with any expectations. I had visited the place before when friends were Fellows, but apart from being impressed by the intangible aura of the place, I had really no sense of how everyday life was organized at the Kolleg. Having been there,

however, I now know that the pace and rhythm of the everyday is set in part by the Fellows themselves, by the sheer accident of the mix of personalities and the projects they bring to and develop while at the Kolleg. In my year, there was a distinct process through which we found the pace of a collective life, a life that, by the time I concluded my stay at the Kolleg, felt enchanted and somewhat out of the ordinary. An experience that, in retrospect, feels both dreamlike and distant but – at the same time – unforgettable.

This, however, did not happen overnight. The physical settings of the Kolleg are charming and have perhaps always been so. The historical and leafy neighborhood of Grunewald with its forests, walks, villas, and lakes presents an idyllic setting in which to spend a few contemplative months. The courtesy and the friendship that the staff extend to the Fellows are simply phenomenal. The library and the catering services could not be better. The living apartments are among the most comfortable I have seen for accommodation for visiting academics. But the magic of the place had something quite unexpected about it, at least for an academic coming from the hyper-professional world of the US research universities. The Kolleg's informal requirement that the Fellows spend time together at lunch four times a week and attend dinner on Thursdays in addition to the weekly colloquium produced, in the beginning, some discomfiture in quite a few US-based academics. I would hear myself and others murmur, "Does this help productivity? Wouldn't it be better to work all day and relax only in the evening?" Some others would say: "This lunch really breaks up the day. I would rather have a sandwich in my office and continue working."

It took me a while – perhaps more than two months – to realize that "breaking up the day" was indeed the idea. Not just the "day"; what the Kolleg was inviting me to break up were working habits developed over long years of an academic life in which one speaks only to the small group of scholars who inhabit one's area of specialization. Here was a collection of forty most interesting people – some artists, some musicians, many scientists, some literary scholars, some historians – and the question was: should they continue to move only along the familiar and narrow grooves of their specialization? But the change was not easy. It went against the grain of all that gets "ingrained" (sorry about the pun) in American academics as the basic habits and principles of hyper-productivity, which usually entails a withdrawal from life and curiosity.

The year at Wiko was a standing invitation to get back into life. Or that is how I experienced it. There is no way one can enjoy being at the Kolleg without engaging the work of other Fellows, many of them in areas far, far from our individual interests. I am su-

premely grateful for the exposure I had to the work of scientists in my year, especially biologists and the scholars who worked on intelligent machines. There was much to learn there – not just about what they did, but also about how what they did made me rethink my own work. I was not alone in feeling thus. I know that from my daily discussions with colleagues closer to my own discipline of History: philologists, literary scholars, sociologists, historians, legal studies specialists, artists, art historians, and so on. This return to the elements of curiosity and wonder that are often drained out of us by the process called “productivity” was something I did not expect at all. Wiko freed me up to explore pathways of thinking that I would not have normally taken. It must have been under the spell of such enjoyment that I did something very unusual during one of my months at Wiko. I researched and wrote a children’s play in Bengali about the ancient Indian emperor Asoka that will be performed in Calcutta this December. I was myself surprised by the ease with which I put aside deadlines and editorial requests to do this (this time at the request of the Children’s Little Theatre in Calcutta).

And then there was the city of Berlin, a magnetic city. I spent much time exploring it. (The German classes helped.) Each neighborhood was fascinating. I used to say to friends, “Well, there is no Taj Mahal in this city, but every neighborhood is interesting.” I gave many lectures around Berlin and in Germany and other parts of Europe. They opened up a world for me, drawing me out into discussions about the prospects of cultural plurality in Europe. I discovered leads I would like to follow up in the future. I worked on chapters of my forthcoming books and found myself especially fortunate to have the speciation group near at hand. Axel and Jim, in particular, took charge of my education and taught me a great deal about how they discussed the concept and history of “species”, something central to my project on climate change. One of my most memorable experiences, however, came out of an unexpected invitation I once received by e-mail. The senders described themselves as the “counter-realism” group of Berlin, a bunch of doctoral students and young artists who wanted to meet with me to discuss some of my work. But they insisted that, since they were not an institution or a bureaucracy, we meet in a park in eastern Kreuzberg, sit in a circle (no hierarchies here!), and go out for a döner kebab meal after the discussion was over. I agreed. It turned out to be a wonderful group of young, bright, and curious students interested in contemporary critical theory. I had a great time. But my greatest surprise came when they posted a photo of our meeting on the web – they had blacked out all their faces but not mine (and another friend’s)! “What if the police got

me!” I asked them with fake anxiety. But this contact with the young was very rejuvenating. It brought me a different taste of Berlin.

Another strong moment of the magic of Wiko was built around friendships – with Michel, Eva, Axel, Jim, Andrea, Srini, Seyla, Christoph, Catherine, Ibrahima, Hector, Sina, Frank, Robert, Holk, Cindy, my Chicago colleagues Jim and Sheila – the names come crowding like little children chasing an ice cream van. That ice cream van – the wonder palace where all kinds of magic happened – was my year at the Wiko. I realize that a lot of quiet labor actually went into making that magic possible. And that is the labor or love or duty – or perhaps a mixture of both – that the staff of the Kolleg, right from the Rector to the receptionists, put in, year in and year out, to make this dream come true. I take this opportunity to offer them my most grateful and appreciative thanks.

Colleagues still ask me, “How was your year at the Wiko? Productive?” I say that it was productive alright, but it was unusual in making work a part of life and not the other way around. My struggle now is to hold on to this principle in an academic world that is organized principally to subvert it.



SIDEWAYS  
MICHEL CHAOULI

---

Michel Chaouli received his B.A. degree in philosophy from Yale University, and went on to earn M.A. and Ph.D. degrees in comparative literature from the University of California at Berkeley. He taught at Harvard for five years before moving to Indiana University, Bloomington, in 2000, where he is now Associate Professor of German. He is the author of *Laboratory of Poetry: Chemistry and Poetics in the Work of Friedrich Schlegel* (2002; German edition 2004). He has published articles on German and European literature and intellectual history ranging from 1600 to the present, with an emphasis on the late eighteenth and early nineteenth centuries. He is currently working on two book manuscripts, one a close examination of *Kant's Critique of Judgment*, the other a study of the relationship of aesthetic theory and embodied thought through the lens of the senses. – Address: Department of Germanic Studies, Indiana University, Ballantine Hall 660, Bloomington, IN 47405, USA. E-mail: michel.chaouli@gmail.com

One of the few downsides of spending the year at the Wissenschaftskolleg is that when you get back to what no longer entirely feels like home, people – well-meaning people – ask how your year went; you tell them about all the ways it was ideal, which inevitably elicits a question along these lines: “So were you able to make progress on your project?” Or, “What sort of headway did you make?” Or sometimes, “How far did you move forward?”

This is when your sentences become syntactically complicated. You start dissecting words whose meaning you had taken to be straightforward, but which you now realize

are filled with ambiguities and pitfalls, words like “progress” and “make”. You hem and you haw.

I admit that I did my share of hemming and hawing, that I started even while still in Berlin whenever colleagues, friends, or family – all well-meaning – asked The Question. I also admit that it took me far longer than it should have to realize that apologies and deflections were completely unnecessary, in fact wrongheaded, and that my stay at the Wissenschaftskolleg had already taught me the correct answer: *of course* I did not simply progress with my project. It would have been missing the point of being at a place like the Wissenschaftskolleg to soldier on, grimly checking items off the bibliography and hammering out sentence after sentence, as though the conversations, the lunches, the talks and readings, the workshops, the ping-pong, and the many other serendipities had failed to make the slightest dent in the trajectory of my thinking. No, not only had I not moved forward, I now became convinced that moving forward would have signaled a case of lamentable obtuseness.

Not moving *forward* did not mean that there was no movement. I knew I had moved, and it certainly did not feel like *backwards* movement, nor did I have the impression that I had moved *down* into greater depths or *up* towards a more encompassing view. What I did, without fully realizing it at the time, was to move *sideways*, which has turned out to be a more interesting direction for thought than I would have guessed. In fact, I have come to think of sideways as the essential dimension of thinking. The great, unsung accomplishment of the Wissenschaftskolleg lies in gently opening up that dimension for those willing to enter it.

What does it mean to move sideways? When I move sideways, I am not simply following a line perpendicular to my original path; sideways is thus not a direction in a Cartesian grid. Instead, its meaning is relational, deriving entirely from the manner and direction of my movement rather than from any absolute system of coordinates. When heading sideways, I have not thereby abandoned my goal and gone elsewhere. I continue to move in its general direction, the goal in mind if not always in sight, but I do so not directly or by the shortest path. This is not a deliberate choice. I never make a decision to go sideways, since while I am on the sideways path, I remain unsure of whether it will take me where I need to go, in part because the very idea of where I need to go shifts with the sideways motion. Under the best of circumstances, my meandering provides a new and oblique view of a goal that has itself changed in the process.

As deleterious as sideways motion may be for action, its advantages for thinking ought to be self-evident. Having moved sideways – or, more accurately, having been tempted or urged there by an interlocutor – for as already mentioned one rarely *sets out* to go sideways – I begin to see that the range of possibilities I had considered when making an argument was not just too narrow, leaving out options on either end of the spectrum, but that the spectrum itself had left out other modes of engaging with the same set of ideas. These other modes do not behave like additional pieces of information or new data points, but rather like an additional dimension popping up in a geometric space. They open up not just new thoughts, but new *kinds* of thoughts. This is perhaps too Pollyannaish a way of putting things, as though going sideways invariably entailed some sort of personal enrichment. The truth is that new kinds of thoughts can – and usually are – deeply unsettling, and there is no way to tell ahead of time what kind of thought one is going to encounter on a sideways trajectory. It does not have the guarantee of the *Umleitung* that accompanied us on our M19 bus travels for our whole Wiko year and, despite the small detour, always managed to deliver us to our destination.

Sidewaysness – this mix of the exhilaration of obliquely stumbling upon a never-before-seen view of a familiar situation and the disorientation we feel when our thoughts simply go awry – describes much of my intellectual life at the Wissenschaftskolleg. I have never before been in a place and among people where in the midst of a perfectly ordinary conversation about everyday matters, without warning and with uncanny frequency, a new vista suddenly opened. How or why it happened as often as it did remains a mystery to me. I am, however, no less grateful for it.





FOOD, WAR, AND GERMAN HISTORY,  
1762–1992  
ROGER CHICKERING

---

Roger Chickering was educated at Cornell University and Stanford University, where he took his Ph.D. in 1968. He has taught at Stanford University (1967–68), the University of Oregon (1968–94), and Georgetown University (since 1993), where he holds the chair in Modern History in the BMW Center for German and European Studies. He has held research fellowships from the Guggenheim Foundation, the Institute for Advanced Study in Princeton, the Woodrow Wilson Center in Washington, and the National Humanities Center in North Carolina. His publications include *Imperial Germany and a World Without War* (Princeton UP, 1975); *We Men Who Feel Most German* (London, 1984); *Karl Lamprecht* (Atlantic Highlands, NJ, 1993); *Imperial Germany and the Great War, 1914–1918* (Cambridge UP, 1998, 2004; German: Beck, 2002); *The Great War and Urban Life in Germany* (Cambridge UP, 2007; German: Schoenigh, 2009); and *Krieg, Frieden und Geschichte: Gesammelte Aufsätze über patriotischen Aktionismus, Geschichtskultur und totalen Krieg* (Steiner, 2007). – Address: BMW Center for German and European Studies, Georgetown University, Box 571035, Washington, DC 20057-1035, USA.  
E-mail: chickerr@verizon.net

Unlike most of my fellow Fellows, who had well-articulated plans for the year, I arrived at the Wissenschaftskolleg not so much with an agenda as with intuitions, a set of broad questions and few answers. Mine was a new project. For most of the past two decades my interests and energies had been riveted on the history of a German city, Freiburg im Breisgau, during the First World War. This work had drawn my attention to the central importance of food in the urban experience of war. I learned that war unsettled the Ger-

man food supply profoundly, drawing labor and animals from farm to fighting front, distorting demand, and depriving German agriculture of basic but imported resources, such as fodders and fertilizers, whose shortage soon seeped into every dimension of farm production. These pressures required the mobilization of the food supply by political command, a vast bureaucratic campaign to stimulate the production and regulate the distribution of food more effectively and equitably than the market mechanism. The effort failed. The result was an all-pervasive administrative nightmare, which did not relieve the structural sources of Germany's food shortage. Regulation was neither effective nor equitable; it left producers angry and consumers hungry. Insofar as it undercut morale on the home front, it figured centrally in the exhaustion of the German war effort.

Because the political administration of food was such a salient feature of this war, I became interested in the broader dimensions of the problem in German history. I decided to study the political mobilization of German agriculture, to undertake a broad survey that, unlike anything I had written before, would span two centuries, from the eve of the French Revolution to German reunification. Even a cursory reading of the standard literature revealed that food had never been the object of market forces alone, if only because the triumph of these forces was itself a recent and contentious phenomenon. I quickly concluded that the food supply was a matter of intense political interest and debate, as well as the object of pervasive political intervention, in peace and war, throughout the modern era. I also concluded that in order to analyze these processes, I would have to work out a concept of "political mobilization" that was broad enough to comprehend not only the state's efforts to increase and regulate the food supply, but also the efforts of agricultural producers to shape these same efforts.

These were in any case the inchoate assumptions and designs with which I arrived last fall in Elysium. In circumstances that left nothing to be desired, I have spent the last ten months reading in the history of German agriculture in the nineteenth and twentieth centuries, piecing themes together, reflecting on big issues. Because the literature is vast, I began by trying to define the basic historiographical contours, as well as to determine whether I had anything original to say. With virtually every title I needed available to me with a click of my keyboard, I then focused on developments in the nineteenth century, where I spent more time than I had anticipated as I located what I believed to be a pivot of the story. This was the radicalization of farmers' improvement societies. These groups, which had originally been founded on the initiative of the state, mobilized at the end of the century into intransigent and aggressive lobbies of farmers' interests. These lobbies

did not even shy from opposition to the state, as they effectively unified the political voice of farm producers and generated a broad political consensus on the need to protect German agriculture in the interests of national security. The result was a campaign to promote agricultural self-sufficiency by means of massive public subsidies, primarily in the form of protective tariffs on most basic farm products. I am prepared now to argue that the politics of the food supply, the attempt to increase both productivity and self-sufficiency, linked critical moments in Germany's modern history – the great reforms of the revolutionary era, the commercial consolidation of the nation-state after 1871, the German experience in both wars, including the National Socialist designs on European hegemony, the collectivization of agriculture in East Germany, and the West German decision to join the Common Market after the second war.

My labors have so far resulted in no published pieces of scholarship, although several are in gestation. I can point principally to the colloquium that I presented first to the Wissenschaftskolleg in May, then in a revised version to several groups of German historians. A more intangible but significant product of my work is the confidence that the project is innovative, feasible, and worth pursuing into my retirement, which awaits me in another year. This confidence reflects support that I have received from friends and colleagues, primarily in historical seminars in and around Berlin. Within the halls of the Wissenschaftskolleg, where my interests have made me a more eccentric figure this year, the lone Fellow in modern German history, my contacts have yielded rich personal friendships, as well as intellectual horizons that have broadened into areas, such as speciation, robots, Dutch businessmen, and Senegalese slaves, about which I knew practically nothing (about self-deception I knew rather more). These contacts have also nurtured my humility, as well as my gratitude that I have worked among such a distinguished group of scholars.

Regular weekend trips into the Mark Brandenburg, Mecklenburg, Silesia, Saxony, and Thuringia could be masked within my interests in agriculture (Templin and Boitzenburg more easily than Dresden and Weimar). Several additional projects, which have grown out of my longstanding occupation with the history of warfare, could not; so they must count as distractions. I presented a series of public lectures. My book on Freiburg in the First World War was published in a German edition in May – in Freiburg, where my presence was required. Another portion of my time at the Wissenschaftskolleg has been claimed by the fourth volume of the forthcoming *Cambridge History of War*, a project of global dimensions, of which I am an editor as well as the author of a chapter, completed on Wiko time, about “The Rise of Militarism, 1850–1914”. In April I returned to the US

to participate in the annual Transatlantic Doctoral Seminar in German History in Washington, which I have organized for the past fifteen years.

What could be better? Two questions, both of which attend the Wissenschaftskolleg's aspirations to serve an international, interdisciplinary community of scholars, might reward additional reflection among those who guide the institution's affairs. The first has to do with language. The attempt to foster linguistic diversity at the Wissenschaftskolleg has been noble, its results modest. These could be read from the attendance and levels of participation at the colloquia in which English was not the idiom. Absent a more systematic and effective effort to promote the German language, the question is worth pondering whether English, a language that is now comprehended and spoken by a large majority of the Fellows (and their partners), might, for practical reasons alone, be encouraged as a *langue de la maison*, a medium of communication at the weekly colloquia. Another question has to do with interdisciplinary communication among the Fellows. There was little. One wonders whether efforts might not be organized, as a matter of course, to make us more conversant with the diverse methodological assumptions that impede or complicate scholarly communication among us.

These are quibbles. My wife and I have had a wonderful year. The Wissenschaftskolleg has afforded not only an ideal ambience for my scholarship, but also a home away from home for both of us amid a warm circle of friends. Berlin has provided an inexhaustible font of interest and excitement. We wish we could do it all again.



A REPORT TO AN ACADEMY  
JAMES F. CONANT

---

James F. Conant is Professor of Philosophy and Chester D. Tripp Professor of Humanities at the University of Chicago. He received both his B.A. (1982) and Ph.D. (1990) from Harvard University. He taught for nine years at the University of Pittsburgh before moving to Chicago in 1999. He has published articles in Philosophy of Language, Philosophy of Mind, and Aesthetics, among other areas, and on philosophers such as Wittgenstein, Kant, Nietzsche, Kierkegaard, William James, Frege, Carnap, Putnam, Cavell, Rorty, and McDowell, among others. He is currently working on three projects: a monograph on skepticism, a co-authored work (with Cora Diamond) on Wittgenstein, and a forthcoming collection of essays. He has edited two volumes of Hilary Putnam's papers and co-edited (with John Haugeland) one volume of Thomas Kuhn's papers. – Address: Department of Philosophy, University of Chicago, 1115 E. 58th St., Chicago, IL 60637, USA. E-mail: [jconant@uchicago.edu](mailto:jconant@uchicago.edu)

The facts about what, when, and where?  
Fellow, Berlin, Institute for Advance Study.  
Office: N-32. Apartment: 353.  
The date? The time?  
Fall 2008 to Summer 2009: a full year.  
Such facts are easily told.  
What did I learn then and there?  
That's less easily disclosed.

Journalist, biologist, TV star, ping-pong shark,  
and many other kinds of hat  
are all worn by a single funny brilliant German guy.  
He's named Axel. Did you know that?  
That smack-dab in the Panama Canal is a park?  
And that in it equally varied sorts of expert fly,  
by surfing a sound wave through the darkest of the dark,  
each a different kind of bat?

Well, now I do, and ever so much more.  
Some of it: quite an unpleasant surprise!  
For instance, would you have believed  
that self-deception is selected for,  
and that's how fitness is achieved?  
To you this may just sound like lies. All lies!  
But at least you now know the reason why.  
It's because you're so self-deceived.

Most Fellows have their one preferred frame  
for playing the explanation game:  
Each keen to show just how far he can go with his point of view.  
One sort claims to know that it is merely about history:  
“Some beliefs help us muddle through a historical situation  
and they are the ones we call ‘true’ if we occupy just that station.”  
My dear friend, if this strikes you as a bit of mystery,  
don’t offend by whispering: Sir, is this true for *that* statement, too?

As we have already seen, another is no less keen  
to claim that one’s make-up is a selection  
of the dregs and the cream of a certain mix of genes.  
Here, too, do not be so very mean  
as to make him take up the vexing question:  
Sir, are you attracted to this scheme  
for explaining the nature of being  
because *you* have a certain gene?

Some things never become clear:  
How can a brand spanking new species  
simply come out of nowhere?  
How can certain events have no cause?  
How can one scholar’s warmed-over feces  
receive the same amount of applause  
as another’s deftly proven theses  
showing the limits of certain laws?

Now you tell me: how can it possibly be  
that a blind person can draw perfectly  
what he or she cannot ever even see?  
And, very strange though it may seem,  
there's only one potential Queen.  
And every wasp throughout the colony  
knows exactly who she is: that only she  
can secure their collective allegiency.

That everyone should understand,  
except the one happening to be me,  
simply appeared part of the plan  
executed so magnificently.  
Which is why I have not told you yet  
the things you are itching so to know:  
Those answers you think you need to get  
to decide if you, too, want to go.

Will I be fed?  
And get a bed?  
Can I bring my cat?  
Is it like a penal institute?  
Or a Club Med?  
Will I be shot at?  
Will I sometimes also get to shoot?  
Will it leave me rich or destitute?



And may I say what I think  
if I promise not to shout?  
And may I think what I say  
if I promise not to blink?  
May I sometimes go away  
if I promise to sign out?  
Even over a Tuesday?  
How long till one learns one's way about?

Is this place really along *my* line?  
Will it come to feel like home?  
Might it surprise me from behind?  
Or will it just hurt?  
Fit me like a glove?  
Or like a hair shirt?  
It may surprise you from in front,  
like falling in love.

Does Advanced Study name an end?  
Perhaps otherwise attained only in our dreams?  
As in, say, Institute for World Peace?  
Or does it refer instead only to a means – a mere heuristic?  
More like an Institute for Nuclear Warhead Ballistics?  
To an upwardly tending trend – itself adding to the statistic?  
Or to a rare blend of all of these – an exotic mix?  
Such as in Institute for High Energy Metaphysics?

What *is* Advanced Study?  
A transition to the clear  
from the muddy?  
Or the reverse?  
An exercise in the severe?  
Or the cuddly?  
An exploration of the profound?  
Or the perverse?

Can you get there from here?  
Is it supposed to be fun?  
Or more like a lesson in fear?  
Or to stun: like a lesson in love?  
Do you lose or find your way?  
Having been there a year,  
I am now inclined to say:  
Typically, all of the above!



THE STRANGELY INTIMATE WIKO  
CALIN COTOI

---

Born in 1974 in Timișoara, Romania. B.A. in Medicine at the University of Medicine and Pharmacy, Cluj-Napoca. B.A. in Sociology at the University of Bucharest. M.A. in Anthropology and Ph.D. in Philosophy at the University of Bucharest. Lecturer at the Faculty of Sociology and Social Work in Bucharest and Honorary Fellow at the University College London. Alumnus of the New Europe College, the Collegium Budapest and the Centre for Advanced Study Sofia. Most recent publications include *Cultural Primordialism and Romanian Interwar Geopolitics: Mirror Readings* (Bucharest, 2007), “Reactionary Modernism in Interwar Romania: Anton Golopentia and the Geopolitization of Sociology.” In *Nationalisms Today*, edited by Tomasz Kamusella and Krzysztof Jaskułowski (Oxford, 2009) and “Ethnology and Sociology: The Avatars of Social Sciences in Socialist Romania.” In *Die wissenschaftliche Selbstbeschreibung der sozialistischen Gesellschaft: Soziologie und Ethnologie/Ethnographie in Ostmittel- und Südosteuropa 1945–1989* (Munich, 2010 – in press). – Address: Aurel Vlaicu st. no. 140, sector, 020094 Bucharest, Romania.  
E-mail: calincotoi@yahoo.com

My stay at Wiko was shorter than the usual ten months, as I had a three months scholarship from Andrew W. Mellon Foundation. At first I thought that three months would be more than enough for what I had planned to do during my fellowship: to write a couple of chapters on a book that was a bit overdue at the publisher and to do some library research for another project – on the imagining of space(s) in social sciences at the beginning of the 20th century in Central Europe. What happened in the end was quite different from what I had planned in advance.

The location of Wiko, near the huge forest of Grunewald, dotted with small lakes, villas and parks, seemed at first to require anthropological skills for decoding and assimilating. I felt like an ethnographer engulfed in a different world, a different culture that was to be understood by doing what anthropologists rarely do: studying up. But the most impressive institution that, in my view, kept the Wiko tribe spinning and sparkling with new ideas was the library. It almost disrupted the project of finishing the book I was writing as I was too busy trying to follow the bibliographical trails of books, men, women and ideas that emerged from the texts I was able to get my hands on.

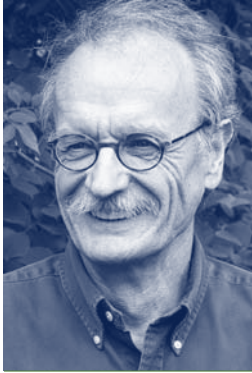
The mixture of natural scientists, social scientists, philosophers, historians etc. proved to be, in my experience, unexpectedly fruitful. It was quite beneficial to try to explain my project to – and to understand the projects of – scholars coming from fields of research that did not have a common specialized language, a common sociolect for what I was working on. The ethnographer's perspective became important for me, once more, as I fought with new concepts, new rationalities and new – and fertile – incongruities. To have frightfully sharp-minded physicists, evolutionary biologists or cyberneticians discuss and react to humanistic topics – and vice versa – usually gives way to huge misunderstandings. The misunderstandings were present but, nevertheless, in a strange Wikoean way, alternatives and fresh insights emerged exactly from these.

I took part in most of the seminars and workshops and got hooked to this especially alive – sometimes even glamorous, in an intellectual way – part of everyday life of the Wiko community. The chance to listen, talk to, and secretly or explicitly agree or disagree with remarkable intellectual figures – Fellows or guests of Fellows – revealed some of the ways Wiko was able to make strangeness familiar – and the other way around. Apart from the Wiko-based conferences I became interested in the EUME (Europe in the Middle East, The Middle East in Europe) research program. The program assumed that understanding Europe and the Middle East depends on an inclusive and reflexive rethinking of modernity, with its foundational conceptual key components science, secularism and democracy. My research was particularly close to an enterprise that tries to dissociate modernity from dominant Western European paradigms; that includes its negations; and that dislodges modernity from its projected religious, racial or ethnic origins.

Every institution, especially if it brings together important and diverse parts of the lives of various individuals, develops an “underlife”. A life that permeates, subverts or enhances the “official” life of the institution. Wiko's underlife – of which I could only catch a short glimpse, as my arrival was in the last part of the institutional year – had in-

teresting contours, pathways, dead ends and apparent dead ends. Intellectual backgrounds and intellectual genealogies criss-crossed and were colored by various shades of charm, closeness, aloofness or unexpected friendship.

By the end of the three months I left with the impression that Wiko was a strange place. The book I was working on was eventually written in the dull post-Wiko months in Bucharest. While in Wiko, my baby was born back home, creating in my mind a most intimate link between me, him, Berlin, Wiko and Bucharest. Intimacy and strangeness is the mixture that represents for me what Wiko is all about.



THE TALKING STICK: A COGNITIVE  
SYSTEM IN A NUTSHELL  
HOLK CRUSE

---

Born in 1942 in Stuttgart, Germany. *Staatsexamen* at the Albert-Ludwig-Universität Freiburg (Biology, Mathematics, Physics) in 1968: dissertation at the University of Stuttgart in 1972; habilitation (Zoology) at the University of Kaiserslautern in 1976; Professor of Biology at the University of Bielefeld, Department of Biological Cybernetics starting in 1981 and continuing to the present. Research stays at the Max Planck Institute for Biological Cybernetics, Tübingen 1971–1973; at the Marine Biological Lab Archachon in 1982; and at the University of California, Berkeley in 1985. Member of the directorial board of the Institute for Interdisciplinary Research (ZIF) at the University of Bielefeld 1989–1997; awarded the Körber Prize in 1993; Fellow of the Wissenschaftskolleg zu Berlin 1995–1996; member of the Exzellenz Cluster Cognitive Interaction Technology from 2007 to the present. Research interests: motor control on the reactive and cognitive level, experimental and simulation studies. – Address: Fakultät für Biologie / Biologische Kybernetik, Universität Bielefeld, Postfach 100131, 33501 Bielefeld.  
E-mail: [holk.cruse@uni-bielefeld.de](mailto:holk.cruse@uni-bielefeld.de)

During the academic year 2008/09, the Wissenschaftskolleg supported the focus group “Understanding the Brain – an Attempt to Unify Language Production, Reasoning and Motor Control”. Its members were Lisa Aziz-Zadeh, Thomas Metzinger, Srinivas Narayanan, Rafael Núñez, Luc Steels, and me. In what follows I will present a brief report on the work we performed during the year.

Matter can assume different states, such as solid, fluid or gaseous. Matter can also aggregate to form living systems. Probably the most miraculous state formed by matter is

cognitive systems. Although there are varying views of what is meant by cognition, most people agree that matter has to adopt a specific structure to allow cognitive properties to arise. There are examples of cognitive systems in specific neuronal systems, but we still only possess preliminary ideas as to how a neural system should be organized in order to allow for cognition.

So, what exactly is meant by cognition? It is said that if you pose this question to six cognitive scientists, you will receive at least seven different answers. In other words, there is no generally accepted definition of the term in the way that there is, for example, in physics. This problem concerns not only the term cognition but more or less all related notions, such as “schema”, “attention” or “declarative memory”, not to mention “consciousness”. But this is not the result of cognitive scientists being less interested in applying rigorous scientific methods; rather, it is owing to the fact that the entire field is still in a comparatively early stage of development. In a rapidly growing research area, the definitions of terms and of problems are to a large extent dependent on individual intuitions that often contain unexplained, implicit assumptions. Moreover, and even more importantly, this situation results from the fact that research covered by what is called cognitive science is conducted in very different disciplinary domains – behavioral biology, computer science, linguistics, neurology, neurophysiology, philosophy of the mind and psychology. Researchers in the different domains may be trying to understand the same phenomenon while yet investigating this phenomenon at different descriptive levels, meaning that they make varying use of similar terminology. The challenge is in finding a link between these diverse levels. But this is a goal not easily achieved, with some researchers even denying that links can be forged at all between, for example, the activation patterns of a neural network and a thought, or a reason, or a subjective experience.

Here we would like to propose a way of not only finding some common ground for the shared concepts used in cognition research but also in helping to understand the mechanisms underlying basic cognitive abilities. To this end, we have attempted to construct an artificial agent consisting of a body with nontrivial morphology (in this case with six 3-jointed legs) and a “brain” comprised of an artificial neural network. All relevant physical and computational properties of this system are known and therefore the causes of specific behavioral properties can be specified. In other words, we are taking to heart Feynman’s statement (see Hawkin 2001) that we can only understand that which we are able to construct (see also Vico 1710); or as Kawato (2008) put it, “understanding the brain by creating the brain”. If this agent displays certain nontrivial behavior, we may

then be able to compare this behavior with similar conduct observed in animals or human beings. We can then ask whether the concepts we are applying to describe the mechanisms possibly underlying the behavior of a biological system (e.g. attention, mental workspace, procedural and declarative memory, spotlight, metaphor) may also be applied to those of the artificial system. If such an assumption can be confirmed, we will then have found, in the form of this artificial agent, a quantitatively defined hypothesis forming a clear definition of the corresponding concepts.

The structure of the network should be as simple as possible in order to be manageable. We will therefore focus on a system that is first of all able to deal with a specific area of behavior, for instance walking in an unpredictable environment, climbing over large gaps, orientation with respect to landmarks, and the ability to manipulate objects. Furthermore, the agent should be able to plan ahead in order to solve problems for which no solution is actually available, and the agent should be able to understand and produce verbal (in the sense of propositional) expressions that consist of single words or short sentences, what Bickerton (1990) called “protolanguage”. As language should be “grounded” in the certain behavior, this language ability mainly focuses on items related to the sphere of motor control.

In order for this approach to make sense we will not be searching for a number of separate solutions to the different problems but rather for one unique system that is capable of coping with all (or as many as possible) of the features defining a cognitive system. In other words, we are making headway toward an autonomous agent.

While traditional A(rtificial)I(ntelligence) attempted to approach cognition by dealing with the abstract manipulation of symbols, in the past two decades views have decisively changed. It is now considered crucial that cognitive abilities be “grounded” in a body and in environmental situations (Steels 2008). Taking an evolutionary view, our assumption is that cognitive systems do not (and cannot) exist per se but always require an embodied “reactive” system as a basis on which to operate. In our attempt to construct a cognitive system, this means that some kind of reactive system is first required – a reactive system capable of controlling certain nontrivial behaviors, including the ability to adapt somewhat to environmental changes.

As mentioned above, an essential aspect of cognition refers to the capacity for planning ahead (McFarland and Boesser 1993). In order to implement this ability, the neuronal system must be equipped with a representation of various parts of the environment. As has been argued with regard to the brain, the body is the most important part of this



environment (Cruse 2003), and so a neural representation of it is the first step to be taken (for details concerning this body-model see Cruse, Schilling 2010).

In the course of this year, we have continued to develop our network based on the reactive controller Walknet (Dürr et al. 2004). It has been augmented by introducing new behavioral modules as well as a body-model. This body-model answers different purposes. In particular, it internally simulates behavior. This simulation may lead to finding a new solution to a problem detected by problem-sensors, and should a solution indeed be found then this behavior will be performed and the corresponding network stored as an element of long-term memory. Specifically, the reactive network is equipped with a new type of winner-take-all net. This network forms the core of the “cognitive expansion”, which cannot function by itself but, like a parasite, operates on the reactive system.

Thus far we have been considering an agent that is able to display reactive, or automatic, behavior and that, in addition, is capable of motor planning (*probehandeln*) through its accomplishment of imagined behavior. As a first step, we will be extending the network in order to show the capability of low-level acoustic communication. Two modes have to be distinguished: (i) the capacity for behavioral reactions as a response to verbally administered commands (react-to-command) and (ii) a faculty for verbally reporting on its internal states (i. e. on actual or simulated behavior) as triggered by a verbally posed question (react-to-question). To this end, and inspired by the work of Narayanan (1997), we introduced some basic capabilities related to the understanding of language and its production. How these questions have been approached will be explained by one specific example. In Fig. 1, left side, there is shown a section of the walking controller that contains local networks able, for example, to control the swing or stance movement of a specific leg (see the boxes: swing, stance); on the right side there are other networks that represent the corresponding words (see boxes with “swing” and “stance” in quotation marks), these latter networks suited for both production and an understanding of the word. The semantically corresponding partner networks are coupled in a way that is indicated by the double-headed, dashed arrows. What is the function of this network? If the agent is in the react-to-command mode and the word “swing” is issued, the agent will hear the word and may then activate a swing movement (using the dashed arrow pointing from right to left) and thereby showing that it has understood the meaning of this word. If the word “swing” is issued in the react-to-question mode, the dashed connection in the opposite direction will be activated. As a consequence, when the leg is actually swinging, the wordnet “swing” is activated and the agent will utter the word “swing”. This means

that the agent will report on its internal state, whether it be referring to an actual or an internally simulated behavior or not (i. e. during *probehandeln*). By extending these simple “one behavior”-“one word” connections, the network can also treat combinations of words like “left-front-leg”.

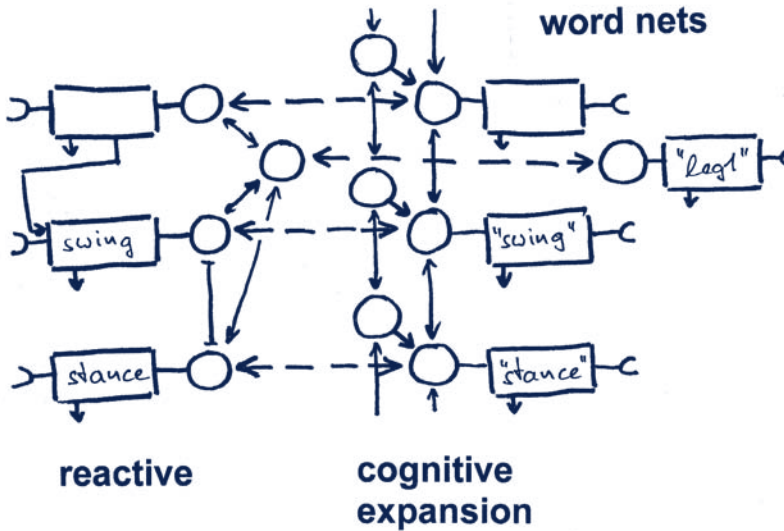


Fig. 1. A section of the network showing the reactive nets (left, e. g. swing), the cognitive expansion, and some wordnets (right, e. g. “swing”).

The network as described thus far only displays hardwired connections representing elements of long-term memory. Expanding things yet further, therefore, we have introduced variable connections that allow dynamical and temporal grouping of the memory elements through use of a new version of a winner-take-all network. This coupling of networks may be regarded as a contribution to short-term memory.

As an example of how this grouping might be employed, we introduced the so-called role-units. These units are particularly helpful when it comes to describing dynamic situations. Assume that the agent is watching a red ball moving toward a blue ball, with the red ball finally rolling up against and pushing the blue one. In describing this dynamic

situation, we require more than a mere static representation of the objects: the red ball may be ascribed the role of an agent (actor), and the blue ball that of a patient. Furthermore, there is an action (push), which means that we need role-recognizers (agent, patient) and action-recognizers (e. g. push). Indeed, a net can be trained if, before learning, the three role-units as well as the pair red-blue are connected by mutual inhibition – connections that represent elements of long-term memory.

The availability of a quantitatively defined network able to control the specific behavior of an agent allows for a discussion of the extent to which certain basic concepts developed in behavioral biology, psychology and philosophy of mind might be meaningfully applied to processes running on our network.

In consideration of the complete network, the following characteristics can be ascertained: Using its procedural memory, the net (together with the body) is capable of carrying on various types of reactive or “automatic” behavior. Several of these types of behavior can be performed in parallel. To run these types of automatic behavior, no “central” controller is required to influence the details of the given behavior; rather, the “decisions” result from the dynamics of a self-organizing system.

Independent of the faculty to simultaneously run various types of automatic behavior, the network can select one specific behavior for special treatment. This selection is made when a problem occurs, having been defined by the activation of specific “problem sensors”. If we were to describe the function of this system in psychological terms, the “cognitive expansion” (see Fig. 1) might be called an attention-controller that “concentrates on” or “attends” a specific behavior. This focusing mechanism would appear to functionally correspond to what has been described by the “spotlight” metaphor (e. g. Baars and Franklin 2007).

Attention is generally equated with conscious awareness, or is at least considered its necessary prerequisite (Dehaene and Naccache 2001). Hence, the question arises as to what extent the properties of our network might be compared with those of biological networks displaying consciousness. Many authors state that the concept of consciousness is far too complex to be approached on a purely neuronal basis. Other authors have claimed that a network showing the property of consciousness can only be obtained through the use of large-scale systems, whereas the attempt to connect simple networks (like the one being investigated here) with such a high-level concept as consciousness is doomed to failure from the start; however, small-scale networks might well allow for interesting cognitive properties (Menzel and Giurfa 2006). Therefore, we are unable to re-

sist the temptation of discussing to what extent our network may be related to at least some aspects of consciousness.

According to Cleeremans (2005), the lowest level has been termed “Access Consciousness”. Access-consciousness refers to the ability of a system to plan and guide actions, to reason, and to report verbally on the content of the corresponding representations; by contrast, unconscious representations cannot be used in this way. Another difference between unconscious and conscious representations is that the latter are characterized as being “globally accessible” or “globally available”. This means that many (though probably not all) of the representations stored in memory can become conscious representations. Another aspect is the ability to allow for the communication between different processes, a property of the so-called “unified neural workspace” (Dehaene and Naccache 2001), this being closely related to what Baars and Franklin (2007), at a more abstract level, have called “global workspace”. According to these authors, consciousness uses this “neural workspace” in allowing the brain to avoid possibly hazardous actions by simulating them instead.

I should like to argue that most of those properties listed by Cleeremans (2005) as constitutive of access-consciousness can indeed be found in our network. If the agent is engaging in automatic behavior, for example walking on an uneven surface, the behavior can be driven by direct (and therefore rapid) application of local modules belonging to the procedural memory; the attention-network is not activated. According to Cleeremans’ definition (2005), these elements are active but unconscious; under specific conditions many of these elements can, in principle, be accessed by attention; therefore, all these modules are “globally accessible”. And further properties attributed to consciousness can be found: the network allows for “strategic control” because it can “deliberately” use – or not use – available knowledge (Seth et al. 2008) that can be employed in volitional behavior, i.e. behavior not directly triggered by the environment; or, in the words of Dehaene and Naccache (2001), the network is able “to inhibit the automatic stream of processes and deploy novel strategy”. Reportability is a property of our system, too.

Could access-consciousness possibly be localized anywhere in our network? The answer is a resounding no. In our model the neural workspace does not constitute a separate “theater” where the content of the memory elements are re-represented; instead, pre-existing modules of the procedural memory are coupled via the loop through the model of the body and the environment, thus forming a second-order embodiment (see Metzinger 2004) version of global workspace.

In summary, apart from the ability to reason, all requirements for access-consciousness as listed above would appear to be fulfilled. Furthermore, in the course of this year we intensively discussed relations between our network and the properties of transparency, global availability and presence – properties that, according to Metzinger (2009), form necessary and sufficient conditions for a minimalist concept of consciousness. This includes speculation regarding possible connections between certain states of the network and those of phenomenal consciousness.

As a final example, I would like to briefly mention that our network may also be used to provide a specification of the traditional distinction between procedural memory and declarative memory, terms broadly used in the psychology of memory and learning. Procedural memory is generally defined as memory content that cannot be easily verbalized, if at all, whereas the content of declarative memory can indeed be articulated. This definition implies a clear separation between these two types of memories, but to what extent can we apply these definitions to our system? Procedural memory is easily localized. For example, the local networks (at the left-hand side of Fig. 1) that receive sensory input and provide motor output are typical elements of procedural memory. But with respect to declarative memory, the situation is more delicate. According to our system, a procedural memory element may belong to declarative memory if a dotted-line connection is active. Therefore, in order to characterize declarative memory, a more complex network needs to be developed. In addition to procedural memories in the strict sense, the corresponding wordnet and the connections between this wordnet and its procedural partner must also be subsumed under the rubric of declarative memory. In other words, drawing a strict distinction between the two categories would appear to make no real sense.

The members of our focus group are very grateful for the extremely generous support provided by the Wissenschaftskolleg zu Berlin, which has enabled us to make an exciting and promising step forward.

## References

- Baars, B. J. and S. Franklin (2007). "An Architectural Model of Conscious and Unconscious Brain Functions: Global Workspace Theory and IDA." *Neural Networks* 20: 955–961.
- Bickerton, D. (1990). *Language and Species*. Chicago: University of Chicago Press.
- Cleeremans, A. (2005). "Computational Correlates of Consciousness." *Progress in Brain Research* 150: 81–98.
- Cruse, H. (2003). "The Evolution of Cognition – A Hypothesis." *Cognitive Science* 27: 135–155.
- Cruse, H. and M. Schilling (2010). "Getting Cognitive." In *The Neurocognition of Dance*, edited by B. Bläsing, M. Puttke, and T. Schack. Psychology Press (forthcoming).
- Dehaene, S. and L. Naccache (2001). "Towards a Cognitive Neuroscience of Consciousness: Basic Evidence and a Workspace Framework." *Cognition* 79: 1–37.
- Dürr, V., J. Schmitz and H. Cruse (2004). "Behaviour-based Modelling of Hexapod Locomotion: Linking Biology and Technical Application." *Arthropod Structure & Development* 33: 237–250.
- Hawking, S. (2001). *The Universe in a Nutshell*. London: Bantam Press, 83.
- Kawato, M. (2008). "From 'Understanding the Brain by Creating the Brain' toward Manipulative Neuroscience." *Philosophical Transactions of the Royal Society B* 363: 2201–2214.
- McFarland, D. and T. Bösner (1993). *Intelligent Behavior in Animals and Robots*. Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Menzel R. and M. Giurfa (2006). "Dimensions of Cognition in an Insect, the Honeybee." *Behavioral and Cognitive Neuroscience Reviews* 5: 24–40.
- Metzinger, T. (2004). "Précis of 'Being No One'." *PSYCHE – An Interdisciplinary Journal of Research on Consciousness* 11, 5: 1–35.
- Metzinger, T. (2009). *The Ego Tunnel: The Science of the Mind and the Myth of the Self*. New York: Basic Books.
- Narayanan, S. (1997). "Talking the Talk is Like Walking the Walk: A Computational Model of Verbal Aspect." *Proceedings of the 19th Cognitive Science Society Conference*. New Jersey: Lawrence Erlbaum Press.

- Seth, A. K., Z. Dienes, A. Cleeremans, M. Overgaard, and L. Pessoa (2008). "Measuring Consciousness: Relating Behavioral and Neurophysiological Approaches. *TICS* 12: 314–321.
- Steels, L. (2008). "The Symbol Grounding Problem Has Been Solved: So What's Next?" In *Symbols, Embodiment and Meaning*, edited by A. Glenberg, A. Graesser, and M. de Vega, 506–557. Oxford: Oxford University Press.
- Vico, Giambattista (1710). "De antiquissima itaorum sapientia." In *Opere*, edited by Roberto Parenti. Naples: F. Rossi, 1972.



CONFESSIONS OF A CAPRICIOUS  
CHARACTER  
SUTIRTH DEY

---

I was born in Kolkata, India in 1978 and grew up in the ancient cities of Pataliputra (present-day Patna) and Indraprastha (present-day Delhi). After obtaining a doctorate in population dynamics in 2007, I joined the Biology Division of the Indian Institute of Science Education and Research, Pune as an Assistant Professor. Professionally, I teach ecology and evolution to undergraduates and try to unravel how population sizes change over time and space. In my spare time, I listen to traditional Indian music, read poetry and watch movies of all kinds. – Address: Biology Division, Indian Institute of Science, Education and Research, Central Tower, Sai Trinity Building, Pashan, Pune, India 411021. E-mail: s.dey@iiserpune.ac.in

*“Where shall I begin, please your Majesty?” he asked.*

*“Begin at the beginning,” the King said gravely, “and go on till you come to the end: then stop.”*

Chapter XII, Alice in Wonderland, Lewis Carroll

*A circle has no end.*

Second Foundation, Isaac Asimov

*So what were you trying to say in this report?*

I am not very sure.

*Come on ... you wrote it!*

So what? I often have no idea of what I am doing. This was probably another example of that.

*But you must have a feel for what you were trying to express.*



Not entirely. They wanted me to write about my stay at the Kolleg, describing my work, my interaction with other colleagues, and my experiences both for better and for worse in Berlin. I did not know what to write. I asked them if they were expecting a scholarly article, they said no. I had nothing noteworthy to contribute. So, I simply ... wrote.

*Good God, was it that bad an experience?*

Certainly not. It was one of the best things in my life to date. As a fellow Fellow remarked, it was like a second childhood.

*Then ... what? Why can't you write about it?*

The problem is that it was also one of the most remarkable things in the life of forty or so other people last year, and another forty the year before, and another forty ... all the way back to 1981–1982. Between them, these people have exhausted all that I could have said, and that too, in far better prose. There was no point in my repeating all that stuff.

*I think that you are being ridiculous here. No two people ever experience the same event in exactly the same way. And in this case, the events are not even the same. OK, Tuesday colloquia probably always happened on Tuesdays, and the trees in Grunewald probably have not been replaced in the last 20 years or so, but what about the rest? New Fellows arrive every year, the relative representation of different disciplines in the Kolleg changes, and well, even the Permanent Fellows at WiKo are constantly being replaced by other Permanent Fellows. Above all, Berlin constantly reinvents itself ... and that too at a frightening, maddening pace. So it is almost certain that you saw some things in a way that the others did not, felt something that was unique. How difficult is it to write about those experiences?*

It is not at all difficult to write about things that *I* feel are important. But how do I know if these will interest my readers? Worse, what if I am pretty certain that these will not interest anyone?

*Come on ... you do not have to know anything. Just talk about all the things that had an impact on you and leave it to the readers to draw whatever conclusions they want to.*

But that would be mind-numbingly, skull-crackingly boring!

*What?*

Talking about impressive things. To speak about how I relished the discussions at the lunch table ... loved walking in the Grunewald ... marveled at the excellent support staff, wishing that I could steal them for my institute ... I mean ... I did enjoy each of these things immensely, but not in a way that I suspect is sufficiently different from what has already been written about.

*I do not think that, barring the Wiko staff, too many people would have read a large number of old yearbook reports. And even if somebody did read them, why should that bother you? You were not writing for Science or Nature where novelty and marketability are among the major things that count. Nor were you trying to win a Pulitzer with your prose. You just had to write an honest piece about whatever it was that you wanted to convey.*

That was the key point. I honestly did not want to write about things that have already been described in the past. But I had no interesting account of my own, which meant I did not know what I wished to write. That more or less sums it up for me.

*Hmm. So you have ended up writing something, and you have no idea of what it is or what it says. And now you are worried about ... what?*

Nothing. The piece is done, I just need to mail it to them now. It is for them to decide whether it is worthy of publication or not.

*And what if they object?*

I will write a regular "Wiko was amazing" piece for them.

*Interesting ... Incidentally, you did seem to be worried, or let us say eager, about being different from the previous articles in the yearbooks. Any success in that?*

I hope so, at least in terms of form. Now whether the content makes any sense or not would be for the readers to decide.

*I see. So ... what form have you used?*

A dialogue between me and myself. Nothing novel probably, but I hope that no Wiko Fellow has done so in the past.

*Are you sure? I vaguely remember someone telling me ...*

I think I know the articles that you refer to ... one of them is in the form of a dialogue between two people, the other uses some dialogues to make a point or two. Mine is sort of an aimless, self-referential chit-chat with some pontification thrown in here and there. It is probably closer to coffee-table prattle than the kinds of stuff that you typically expect in a Wiko yearbook.

*Is it? And what kind of "stuff" do you normally see in a yearbook?*

All the pieces that I have read were written like regular articles. You know ... a nice beginning, solid middle and a skillful end. In terms of content, some authors talk about how exciting the trip was and how they could accomplish a large number of things, how Wiko changed their life, etc. Others write on some piece of work they did at Wiko or before coming there. And of course, some do a combo.

*And I assume that you did not expound on any of these matters in your article.*

None whatsoever. Wiko affected me pretty much the same way as it did others: it was a liberating one-of-a-kind experience ... I am happy that I went there ... I came to know a lot of new things ... met a large number of very nice people whose company I enjoyed ... loved every moment ... got some work done ... did not do a lot of what was planned ... did a lot of what was never planned ... and so on. In short, the final outcome was memorable.

*Uh-huh. So you had some kind of plans! Intriguing. I always thought that you took life as it came by. Tell me ... why did you go there?*

Several reasons actually. For full five years, I listened to my Ph.D. supervisor, an ex-Fellow, extolling the virtues of Wiko and Berlin. I needed to put some visuals to all those descriptions that I had collected in my head. Also, I guess that I wanted to interact with the social scientists. This was the time when I was trying to figure out practical ways of integrating natural sciences and social sciences in the undergraduate curriculum of our institute. I felt that Wiko would be an ideal place to discover what the other culture did, how they thought, how they reasoned. Of course, I also had a fascination about social scientists as a group ever since I had read that comparative account of natural scientists and social scientists. The possibility of observing so many of them at such close quarters was too good to be missed.

*Yes, I remember you pondering upon that piece. Social scientists prefer to deliver their talks sitting, generally read from written notes and tend to quote profusely, whereas natural scientists typically talk standing, do not use written notes and hardly use quotations. Right? I never understood why that article fascinated you so much.*

Neither did I, to be frank. Let us say, it was plain curiosity.

*Anyway, what did you find?*

Well, my sample size was much smaller and, unlike the original author, I am not a professional behavioral ecologist. So I have a lot less data to base my observations on. But within the limits of my experience, I think that the author was spot on in terms of reading from notes and extensive quotations. All the social science talks I attended at Wiko, and thereafter, corroborated those two observations. However on all these occasions, the speakers were standing.

*What?*

They delivered their talks standing, contrary to what the previous author had said.

*Maybe Wiko forgot to provide chairs!*

Not really. As a matter of fact, the chairs were provided, but the social scientists preferred to stand at the podium and seemed completely at ease. Nobody began with an apology or an explanation either.

*So you have data conflict.*

Right. Now, the simplest reconciliation would be that one of the two observations is wrong, in which case no further explanation is needed. An alternate would be that there really is no pattern to it, and social scientists speak in whatever conformation they want to – the data obtained are merely sampling artifacts. However, there exists a third possibility, which is a tantalizing one for me.

*You mean if both observations are correct? But hang on ... that would mean, all else being equal, a major behavioral shift in a span of about three–four years! That is rather hard to imagine if the sitting behavior of social scientists is indeed maintained by drift and history and not by selection, as the previous author thought.*

Exactly! If you consider the average biological age of the speakers who delivered those colloquia, it is clear that they can not belong to a different “generation” from the ones described by the previous observer. Therefore, assuming that a behavioral shift has happened, the only thing that could have caused such a change in so short a time would be selection, and a fairly strong one at that. But what kind of a selective pressure could it be? The influence of natural scientists? Unlikely, to say the least. Willingness to conform to a common way of delivering talks! Why, and more importantly, why now? This is the stage after which I cannot think of anything. I simply do not know enough of what is happening in that coterie!

*You had three months of pristine time in your hand and all you could do was to wonder why some academicians sit and others stand while delivering talks! And after all that you could not even develop a proper theory out of it! This is wastage of time ...*

Maybe ... but it was a lot of fun. I figured out that this might be the only occasion in my life when people around me would not care too much about what I was doing. So I had to utilize the opportunity to the fullest ...

*Yeah, I wanted to ask you about some of those things that you did. I remember that you never gave a talk at WiKo, although several people requested you time and again to speak about your work.*

True.

Why?

To be honest, I cannot give a proper answer, although I have thought a lot about it. In some sense, I guess, I experimented with an alter ego – one of the many that I would like to live through. You see, I normally like delivering talks ... public speaking is my hobby ... but I just did not want to give a talk at Wiko. Similarly, I like cooking and I can cook. But I refused to cook for myself at Wiko. In fact, to digress a little, I did not cook even for a single day, which led the nice lady at the dining hall to believe that I did not know where the kitchen was. So about two months after I landed at that place, she came up to me and apologized profusely for not showing me the kitchen, explained to me that I was expected to use the kitchen and almost proceeded to give me a guided tour of how to use the kitchen appliances. It took me some time to convince her that I knew where the kitchen was and how to use the gadgets in it.

*Lazy.*

I don't think so. She was a very nice lady who was concerned that I ...

*Not the lady! You. I think that you were being lazy and were simply goofing off.*

Ummm ... unlikely. You see, I was walking about 2–3 km or more every evening to get food whereas the kitchen was about ten meters from my room. It would have been far easier and timesaving for me to cook. And if you are referring to talks, like most natural scientists, I too have a set of PowerPoint presentations ready on different aspects of my work. I think we can rule out laziness.

*But then why didn't you give the talks? I am sure that at least some people must have thought that you were arrogant; others probably felt you were shy or unsocial or both.*

True. In fact I vividly remember the last Thursday that I was there. Typically, departing Fellows make a small farewell speech at these Thursday dinners, and I had anticipated that I would be requested to make one. So I got something ready in my head even before I reached the dining hall. As the dinner was about to end, the person who generally made the announcements came to me quietly and asked whether I would be comfortable making a farewell speech. Now although that shows what other Fellows thought of me, I must say that I loved that gesture ... that concern. In fact, that moment was the high point for me at Wiko ... to see that people cared sufficiently about the feelings of a person to put it above conventions. I have given many talks in the past and will probably give a few more in the future, but this small speech that I did not give, will certainly remain as one of the most memorable ones.

*You prepared a speech and then you did not deliver it! Why, what did you gain from this?*

My gain was that I said goodbye to Wiko the way I wanted to, and that was important for me.

*Is this the post-ultra-modernist way of saying goodbye? By keeping mum at a farewell?*

Actually it is a pretty ancient way. You know, every year there is a fair of the *bauls*, a group of religious/folk singers from Bengal, at Shantiniketan. Incidentally, this is the place where Rabindranath Tagore founded his university. They used to have a tradition at that fair ... nobody in the audience claps after a song is finished, they just stay silent and then the next piece begins. Apparently, they think that clapping destroys the atmosphere and trivializes the emotions that an artist is trying to convey.

*So were you under the impression that these farewell speeches are emotional affairs?*

No, but I felt that, at least for me, this was a better way of saying goodbye than proclaiming "I am going to miss you all."

*But what good does it do if people do not even realize that you are saying goodbye to them?*

I admit that it does not serve the purpose of my audience, but then I say goodbye because I feel happy saying so. Therefore I claim that I have a right to bid farewell the way I want to.

*Come on, this is not mathematics where you specify your axioms, state your inference rules, and everything else follows. This is a social interaction and you can not unilaterally define the way it should be conducted. There are established norms of every society, which must be followed.*

Correct. But I already stated that I was trying out a different persona and hence was not doing anything that I would routinely do in my life. So it fits.

*No it does not. It is one thing to be a little eccentric, completely another to behave like an un-social moron. You had a chance to interact with some of the best minds in the world, and all you could do was to sit silently in a corner and observe who was standing and who was sitting!*

Not entirely. I was also trying to uncover deep mysteries of Wiko ...

*Why do I have a strange feeling about this?*

Because you are trying to rationalize everything in a frame of reference that is different from mine. Anyway, before going to Wiko, I was browsing the list of Fellows when I noticed that there were no mathematicians in the group. After arriving there, I checked the list of past Fellows for a few years and found that mathematicians were sort of under-represented. I found that to be rather unusual since the Institute for Advanced Study in Princeton, on which Wiko is supposedly modeled, always placed a rather high premium on mathematicians. So obviously I had to figure it out. I put the question to one of the Wiko administrators, whose answer did not really satisfy me.

*What was the answer?*

To be frank, I forgot. But I remember that it made no sense at that time, which of course made me more curious. Anyway, I put the question to another Wiko administrator over lunch, and his answer was much more intriguing. He claimed that mathematicians are so absorbed in themselves that they do not seem to need the social/cross-fertilizing component, which is the essence of Wiko, and hence, mathematicians as a group are underrepresented at that place.

*That's interesting.*

Yes. In fact, the administrator recounted the story of a certain mathematician, who never spoke to another senior mathematician at the Kolleg, but was simply happy that the greater mathematician existed at hand. I was about to proclaim that I have probably found a soul mate and would be highly obliged to get the name and contact details of the junior mathematician, when I realized that it was meant as an example of the kind of non-interaction that the administrator thought was unfruitful!

*But you said that Wiko leaves people on their own, then why should it bother about whether the Fellows mingle or not? Moreover, you can always find introverts among academicians or creative artists and hence it is not possible for Wiko to predict anything about the interaction among people. They can just bring everybody together and hope for the best!*

As a matter of fact, that's what they do. I can vouch for their no-interference policy – they left me strictly alone, even when I was spending a lot of time confined to myself! Also, as I was told, it is untrue that they do not call mathematicians; it is just that they invite fewer of them. As far as why the lack of interaction, if true, bothers them ... I must confess that I did not figure that out to my satisfaction.

*So, you failed again!*

In doing something meaningful? Yes. But then, that's my insight from reflecting on my experience at Wiko. Everything has a meaning for someone in some context. Problems start happening to *you* when *you* fail to comprehend either the meaning or the context.

*You almost sound like a sensei in one of those martial art movies. But honestly, do you feel that this is a profound insight? Lift any old Zen text and you shall find similar thoughts.*

The concept might be old, but the realizations are my own. The Zen examples were gained by the respective Zen masters; the concept of an undelivered farewell speech resonates with me; the uninvited mathematicians make sense to Wiko. Hence their existences are justifiable.

*The babbles of a lunatic and the actions of a tyrant might be completely meaningful and justifiable to themselves, so why not accept these as well?*

If you do not add a value or ethical judgment, then at least I do not see any problems. If you decide to involve ethics, then we have to judge these actions in the context of their impact on others. The babbles of a lunatic distress those around them and the activities of a tyrant typically bring sorrow to a large number of people. Hence such actions are not permissible, even if they are meaningful in some context.

*But what if I have low tolerance levels for incomprehensible sound waves? The babble of a lunatic is not different from a talk that I do not understand ... music that does not touch my soul is noise to me. So why should this piece of Zen matter to me?*

What matters is not my evaluation of the thought or the piece of music, but my perception of the speaker or the musician. The moment I ascribe meaning to everything, what I do not understand or appreciate is defined to be *meaningful-outside-my-frame-of-reference* and not *meaningless-in-my-frame-of-reference*. In other words, I lose my right to call anyone a fool, and that, for me, is the definition of humility.

*So is that what you have to show from your stint at Wiko, realizing a not-so-new definition of humility?*

Maybe, but even this is incomplete. The deeper problem is how do I realize that I have realized something and not merely glanced at it? For instance, I feel that I have realized this particular piece of Zen. But is that really true, or have I merely thought about it, without internalizing its full implications?

*There we go again! But then tell me ... if you cannot even be certain about realizations of your own mind, how can you be confident about the impact of something on other people's minds? To take a concrete example, you were fairly positive that you have not said anything worthwhile in your article. But can you really be so sure about that, if you are not even sure about your own realizations?*

Ummm ... I think that you've got me there. There always remains a possibility that some one might find something interesting in my report, although, my feeling is that the chances are rather slim. But then I can comprehend only a part of my thoughts and it is possible that somebody else might be able to extract more meaning from my piece than what I felt I had put in. After all, isn't that part of what a commentator or a critic is supposed to do – highlight the unstated components of a creation?

*I think that will depend at least partly on what you said and how you expressed it.*

True.



*So what were you trying to say in this report?*

I am not very sure.

*Come on ... you wrote it!*

So what? I often have no idea of what I am doing ...

## Epilogue

The (amateur) playwright in me decrees that this epilogue is superfluous; the (non-existent) historian in me compels me to document the references and all the factors that influenced this piece. I wanted to capture some aspect of the soul of Wiko in my contribution to the yearbook. When I had browsed through the previous reports, most of them seemed to have imbibed the spirit of either the Tuesday colloquia or the Thursday dinners: scholarly/delightful but always formal. Therefore I chose to focus on something that was a more endearing feature of the place for me: the freewheeling conversations that happened anywhere, often went nowhere, and yet were interesting and left some kind of an indefinable impression. If you are a Wiko Fellow/staff and this piece reminds you of one of those playful yet passionate chit-chats, then I have done my job.

This piece is dramatized and should be considered as such. However, every incident mentioned in it did happen during my stay at Wiko, although the spins that I have put on them are obviously my own. The article on comparing scientists and social scientists that I refer to so extensively was written by Raghavendra Gadagkar and appears on page 167 of the “25 Jahre Wissenschaftskolleg zu Berlin 1981–2006”. Several copies of this book existed in the Wiko library when I left the place. The sentence “They wanted me to write about ... my experiences both for better and for worse in Berlin” is paraphrased from a letter by the Rector to all the Fellows of 2008–2009. Many thanks to Angelika Leuchter for pointing out the three other yearbook reports that use dialogues. In terms of the other people mentioned in my report: I know who they are, and they will hopefully recognize themselves. I like it that way! Finally, this article is my own little tribute to the two master craftsmen whose skills I can only admire with awe. Messrs. Maurits Cornelis Escher and Michael J. Frayn, here’s to you!



## GESCHICHTEN AUS DEM GRUNEWALD HORST EIDENMÜLLER

---

Horst Eidenmüller wurde am 23. Oktober 1963 in München geboren. Er studierte in München, Wien, Cambridge (LLM 1989) und an der Harvard Law School Jura. 1994 wurde er von der Universität München promoviert und dort 1998 auch habilitiert. Von 1999 bis 2003 war er ordentlicher Universitätsprofessor an der Universität Münster. Seit 2003 hat er einen Lehrstuhl für Bürgerliches Recht, Deutsches, Europäisches und Internationales Unternehmensrecht an der Universität München inne. Von 2007 bis 2011 bekleidet er dort eine Forschungsprofessur im Rahmen der Exzellenzinitiative der DFG. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der Privatrechtstheorie, im Gesellschafts- und Insolvenzrecht sowie im Bereich der Streitbeilegung (*dispute resolution*). Eidenmüller ist seit 2009 ständiger Gastprofessor an der Universität Oxford und hatte Gastprofessuren unter anderem an der Universität Cambridge sowie der Harvard Law School inne. Er ist ordentliches Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. – Adresse: Ludwig-Maximilians-Universität München, Veterinärstraße 5, 80539 München.

Kathrin, meine Frau, kam vor mir an. Am ersten Donnerstagabendessen traf sie ein, sehr spät, aus München. Joachim Nettelbeck hatte angeboten, sie in unser neues Zuhause in der Villa Walther zu führen. Zwei Tage später stieß ich, von Oxford kommend, dazu. Ein akademisches Jahr später war es erneut Nettelbeck, der den Schlussakkord setzte. Wieder war der Hauptgang am Donnerstagabend längst serviert, als meine Schwiegerfamilie zum Besuch das Kolleg erreichte. Wir aßen mit großer Verspätung Schnitzel auf der Terrasse. Nettelbeck und seine Frau gesellten sich zu uns. Wir unterhielten uns über

Bergsteigen und Bergliteratur (James Salter, *Solo Faces*). Man sagt zu Recht, Joachim Nettelbeck sei die Seele des Wissenschaftskollegs.

Kathi und ich lebten uns schnell ein. Unsere Wohnung in der Villa Walther glich einem herbstlichen Baumhaus. Von Innen sah man wie aus einer mit buntem Laub eingefriedeten Burg in den lichten Gartenpark. Geweckt wurde man nicht selten durch Schwäne, die auf dem Herthasee landeten oder starteten. Der morgendliche Gruß an Catherine Robson von Arbeitszimmer zu Arbeitszimmer über den Innenhof der Villa – schon bald eine nette Gewohnheit. Aber die herbstliche Idylle währte nicht lange. Vera Schulze-Seeger hatte früh gewarnt. Der Winter in Berlin sei lang und düster. Wenn Joachim Nettelbeck die Seele des Wissenschaftskollegs ist, dann ist Vera sein Auge: Sie sieht alles, weiß alles. Morgens holt man Post und Pakete, um ein Schwätzchen mit ihr zu halten. Man habe sich auf monatelanges Grau in Grau einzustellen, meinte sie im November. So kam es. Einmal fragte ich Juri Andruchowytch, wie er das als Schriftsteller aushalte und arbeiten könne. Jury wohnte im Erdgeschoss in der Villa Walther. Er meinte, dass er jetzt mehr Licht habe, nachdem alle Blätter von den Bäumen gefallen seien. So kann man es auch sehen.

In das Wissenschaftskolleg kommt man, um ein Buch zu schreiben – so hatten es mir viele gesagt. Viele tun dies auch. „Héctor (Pérez-Brignoli) muss ein Buch schreiben“ hörte man seine Frau immer wieder entschuldigend murmeln, wenn Héctor arbeiten wollte und nicht an einer Unternehmung teilnehmen konnte. Bald wurde das zum geflügelten Wort. „Horst muss ein Buch schreiben“ war auch mein Standardsatz für diese Fälle gegenüber Kathrin. Aber ich wollte gar kein Buch schreiben, jedenfalls keines zu dem Thema, mit dem ich nach Berlin eingeladen worden war: dem Wettbewerb der Gesetzgeber im europäischen Gesellschafts- und Insolvenzrecht. Ich wollte dazu vielmehr eine Reihe von Einzelprojekten voranbringen und, wenn möglich, abschließen. Die Problematik beschäftigte mich schon vor der Zeit in Berlin. Sie beschäftigt mich auch jetzt noch. Es geht darum, dass Recht in vielen Bereichen zum Produkt geworden ist, das von Staaten angeboten und von Unternehmen bzw. Individuen nachgefragt wird – Recht als Ware sozusagen. Die Schwerpunkte der Problematik liegen im Wirtschaftsrecht und in der Ökonomik.

In unserem Fellow-Jahrgang war allerdings außer mir kein Wirtschaftsrechtler am Kolleg und auch kein Ökonom. (Einmal sprach ich Joachim Nettelbeck darauf an. „Wir bekommen keine guten Ökonomen nach Berlin“, meinte er, „die haben zu viel in der Praxis zu tun.“ Letzteres gilt allerdings auch für viele Juristen, und die sind zahlreich

vertreten, jedes Jahr.) Die Thematik hat aber natürlich auch wichtige philosophische, politikwissenschaftliche und historische Aspekte. Wie sollte ich mein Dienstagskolloquium anlegen? Am sinnvollsten schien es mir zu sein, das Forschungsfeld zum „Wettbewerb der Gesetzgeber“ neu zu strukturieren und grundlegende Fragen anzusprechen.

Das erwies sich als fruchtbar. Vorankommen kann man bekanntlich nicht nur durch kenntnisreiche Kritik derjenigen, die an denselben Gegenständen mit denselben Methoden arbeiten wie man selbst. Nicht selten sind es exogene „Störungen durch Andersdenkende“, die einen kreativen Impuls auslösen. Die Außensicht meiner Mit-Fellows förderte Überraschendes zutage, etwa über den Prinzessinnen-Handel im Mittelalter (Felice Lifshitz). Nie vergessen werde ich die erstaunte Entrüstung Frank Rexroths über den Autonomieverlust des Rechts, der für mich schon zur Gewohnheit geworden war („Horst, I am shattered. Nothing is as it was before.“). Und dann Robert Trivers. Er hatte die einstündige Diskussion während der Kolloquia frühzeitig als produktive „Quatsch-Stunde“ apostrophiert und kämpfte damals höchstpersönlich mit Recht als Produkt in der Form von *forum shopping* im Zivilprozess. (Im Hintergrund stand „The Anatomy of a Fraud“. Näheres dazu vielleicht in seinem Bericht.) Ich konnte ihm mit dem „italienischen Torpedo“ helfen.\* Gleichzeitig veranlasste mich seine Bemerkung, Fragen der Rechtsdurchsetzung viel stärker in den Fokus meiner Untersuchungen zu rücken, als ich es vorher getan hätte. Dazu trug auch Michel Chaouli bei, der aus der Warte seines Vaters, eines iranischen Kaufmanns, schilderte, welchen Wert die Schiedsgerichtsbarkeit als Streitbeilegungsmechanismus in einem Land ohne funktionierendes staatliches Rechtssystem hat.

Die Einführung zu meinem Kolloquiums-Vortrag hielt Reinhard Merkel, Strafrechtler und Rechtsphilosoph. Ich kannte ihn noch recht gut aus meiner Studentenzeit in München. Damals war er Assistent am Lehrstuhl von Arthur Kaufmann. Er dominierte die universitären Seminare mit seiner wachen Intelligenz und geschliffenen Rhetorik. Ich freute mich sehr, mit ihm gleichzeitig in Berlin zu sein. Die Philosophie ist das Band, das uns über Fachgrenzen hinweg immer zusammengehalten hat.

---

\* Der italienische Torpedo ist eine negative Feststellungsklage („Es wird festgestellt, dass ich nicht hafte.“), die nach den einschlägigen europäischen Regeln Leistungsklagen, die sich gegen den Kläger der Feststellungsklage in anderen Mitgliedstaaten richten könnten, sperrt (Einwand der Litispendenz). Die italienischen Gerichte sind nicht für ihre zügige Arbeitsweise bekannt – deswegen „italienischer Torpedo“.

Aus dem Kolloquiumsvortrag entwickelte ich einen Aufsatz, der später in der *Juristen-Zeitung* veröffentlicht wurde. Die Einzelprojekte zu dem Generalthema „Recht als Produkt“, deren Bearbeitung ich mir für das Berliner Jahr vorgenommen hatte, konnte ich abschließen: zum Rechtsmissbrauch im europäischen Insolvenzrecht, zu den Gründen für die Popularität der Societas Europaea und deren Wirkungen auf den Unternehmenswert (zwei ökonomische Studien), schließlich zu den Vertragsschlussregeln im europäischen Privatrecht, insbesondere den Widerrufsrechten. Den Lieferservice der wunderbaren Bibliothek und ihrer legendären Leiterin Gesine Bottomley brauchte ich dafür nicht häufig in Anspruch zu nehmen. Auch in unserem Fach ist es inzwischen so, dass fast alles elektronisch über das Internet verfügbar ist, jedenfalls wenn man an der Grenze zur Ökonomik arbeitet. In die Weiße Villa pilgerte ich gleichwohl oft und gerne, zum Stöbern und zum Ausleihen guter Musik aus dem Fundus des Kollegs. Apropos Musik: Die Gesprächskonzerte im Wiko gehören zu den bereicherndsten Abenden mit neuer Musik, die ich bisher erleben durfte.

2008/2009 – das war nicht nur unser Fellow-Jahr. Das war auch das Jahr der weltweiten Finanz- und Wirtschaftskrise. Als ökonomisch denkender und arbeitender Jurist konnte und wollte ich mich dem auch im Grunewald nicht entziehen. Systemrelevante Banken brachen zusammen, Traditionsunternehmen mussten Konkurs anmelden oder standen kurz davor. Die ökonomischen Entwicklungen erhöhten unter anderem den Reformdruck auf das deutsche Insolvenzrecht. Das bot sich als Gegenstand für eine Reihe Berliner Vorträge an, unter anderem vor der Juristischen Gesellschaft zu Berlin. Am Ende schrieb ich dann darüber nicht nur mehrere Aufsätze, sondern auch noch ein kleines Buch, freilich keines, das ich ein Jahr vorher schon im Auge hatte. Für ein Wiko-Jahr ist das sicher nichts Ungewöhnliches. Aber ohne dieses Jahr hätte ich diese Gelegenheit, spontan und flexibel zu reagieren, nicht gehabt.

Fertig wurde auch noch ein weiteres Buch zum „Verhandlungsmanagement“, das ich etwa zehn Jahre (!) vorher mit zwei Freunden begonnen hatte. Einer davon (Andreas Nelle) wohnt in Zehlendorf. Immer wieder war das Vorhaben auf Eis gelegt worden. Ohne die räumliche Nähe zu Andreas und die vielen Besprechungen, die wir im Frühjahr hatten, wäre der gute Abschluss der Arbeit wohl nicht geglückt – moderne Kommunikationstechniken hin oder her. *Prima facie* hatte das Vorhaben mit meinem Berliner Jahr nichts zu tun. Indes geht es beim Verhandeln zentral um menschliches Verhalten und damit (auch) um Abweichungen vom Modell des *homo oeconomicus*. Dazu haben die Psychologen in den letzten Jahren viel Interessantes empirisch entdeckt, und ich konnte

insoweit eine Menge aus Gesprächen mit William von Hippel, John Kennedy und Robert Trivers sowie deren Dienstagskolloquia lernen. (Dasselbe gilt für fast alle anderen Kolloquia. Das Privileg, mit Mitte vierzig nochmals für ein Jahr einem Studium Generale von Könnern für Könner beiwohnen zu dürfen, von kommunizierenden Robotern über die Gründe des Altersstarrsinns bis hin zu dem Schicksal von Schulgedichten – das allein war schon ein großes Geschenk.)

Das Kolleg ist ein Ort für Idiosynkraten. Das Ausmaß, in dem Eigenheiten und Empfindlichkeiten der Fellows toleriert werden, ist beachtlich. Es gibt Menüs, aber Personal und Küche lesen einem jeden Wunsch von den Augen ab, und sei er noch so ausgefallen. Meine Abneigung gegen jede Art von Fisch beispielsweise veranlasste die Küche zu Ersatz-Zaubereien, welche sich stets wie selbstverständlich auf meinem Teller einfanden. Was auch immer man sonst braucht: Man bekommt fast alles, wenn man darum bittet. Gleichzeitig ist das Kolleg aber auch eine Art Internat, ähnlich einem englischen College. Insoweit war ich vorgeprägt und vorbereitet. Eine ubiquitäre Sozialkontrolle im Lichte des *genius loci* bestimmt die Atmosphäre. Verlässt man die Sphäre des Geistes und wandelt ein wenig im Bereich des Profanen, hört der Spaß auf. Man sollte sich nicht erwischen lassen, wenn man am Samstagabend das Aktuelle Sportstudio betrachtet. Ich erinnere mich noch an einen düsteren Dezembertag, an dem ich alleine im Wiko eben dies tat, mit leisem Ton und verhuscht, immer bereit, Arte einzublenden, sollte sich jemand anderes in den Lese- bzw. Fernsehraum verirren. Noch schlimmer war es dann im Sommer. Anne Will hatte mich gegen bescheidenes Honorar für einen „Faktencheck“ ihrer Talkshow zur Insolvenz von Arcandor engagiert. Zu Deutsch: Ich sollte als Experte mitteilen, wie ich die Sendung fand. Dazu musste man sich diese natürlich ansehen. Meine Frau und ich saßen also wieder etwas verstohlen in dem Lese- und Fernsehraum. Gott sei Dank kam niemand vorbei. Wie hätte man das erklären oder gar rechtfertigen sollen? Ich darf ergänzen, dass ich das Hauptgebäude natürlich nicht nur als Fernsehstudio genutzt habe. Viele gute Gespräche haben sich hier zufällig ergeben (wie sich so vieles andere im Wiko scheinbar akzidentiell ereignet), von denen mir ein sonntägliches mit Christoph König über Sinn und Unsinn des Regietheaters, von dem es in Berlin für meinen Geschmack etwas zu viel gibt, noch besonders gut in Erinnerung geblieben ist.

Keine Kompromisse schließt das Wiko auch in puncto Weltoffenheit, Toleranz und Multikulturalität. Ich gestehe, dass ich einen Weihnachtsbaum im Eingangsbereich vermisst habe. Einmal war ich versucht, ein kleines Kunstbäumchen bei Kaiser's zu erwerben und in einer Nacht-und-Nebel-Aktion aufzustellen. Vera hat mir dann davon berich-

tet, dass der Christbaum bzw. dessen Fehlen immer wieder ein Thema sei, und zwar ein sensibles. Schließlich habe ich es gelassen, jedenfalls für dieses Jahr.

Berlin kann man als deutscher Fellow selbstverständlich ebenso für sich entdecken wie als ausländischer. Natürlich sieht man es mit anderen Augen. Genauer: Man hat das Glück, es mit vielen Augen zu sehen. Etwa mit den Augen eines kleinen Mädchens aus Miami, die im Garten der Villa Walther die ersten Schneeflocken ihres Lebens zu fangen versucht. Oder mit den Augen eines iranischstämmigen Deutsch-Amerikaners, der die 60-Jahr-Feier der Bundesrepublik an einem schönen Frühsommertag im Tierpark verfolgt. Michel Chaouli wies mich darauf hin, dass hier etwas fehle, was bei einer ähnlichen Feier in den USA im Zentrum stünde: eine Militärparade. Aufgefallen war mir das nicht. Vermisst habe ich sie auch nicht. Dafür bekam ich bei unserem Spaziergang entlang der vielen aufgebauten Stände von einem wissenschaftlichen Mitarbeiter des Bundesverfassungsgerichts eine Miniaturausgabe des Grundgesetzes in die Hand gedrückt, die ich ein wenig stolz mit mir herumgetragen habe.

Der Blick auf Berlin brachte mir aber auch einen wichtigen Blick auf mich selbst. Ich komme aus den Bergen. Dort ist meine Heimat. Meine Eltern sind aber beide Schlesier (Liegnitz bzw. Glatz). Das waren bis zu meinem Berliner Jahr weitgehend abstrakte Familiendaten. Dann kam der schlesische Streuselkuchen, den ich schon als Kind immer gegessen hatte, den es aber nur zu Hause gab. In Berlin wurde er in vielen Geschäften offeriert. Mit Katarzyna Speder, aus Polen stammend und eine der vielen hilfreichen Hände von Christine Klöhn im Restaurant, verstand ich mich auf Anrieb besonders gut. Auch sonst hörte ich viele Menschen mit einem Zungenschlag sprechen, der mir bekannt vorkam. Aus dem Jahr in Berlin wurde so auch eine kleine Reise in latent vertraute Vergangenheit.

Im Grunewalder Sprengel, ausgehend von der Villa Walther, gibt es Fokalfunkte, die man immer wieder ansteuert. Dazu gehört das Café Wiener am Hagenplatz, in dem, so der Eindruck, eine ganz spezielle Berliner Gesellschaftsschicht Hof hält: Menschen, die es sich leisten (können), an Wochentagen um 11 Uhr vormittags in die Sonne zu blinzeln. Bei Kaiser's am S-Bahnhof trifft man zu bestimmten Tageszeiten (oder eher: Abendzeiten) nur Fellows und sonst besagte Gesellschaftsschicht. Einmal ließ mich jemand an der Kasse vor, er habe es nicht eilig. Als Agent von Dieter Bohlen müsse man geduldig sein. Ob ich Interesse hätte, diesen für zwei Stunden zum Signieren von Büchern oder Ähnlichem zu mieten? 25.000 Euro sei der Preis. Manchmal fragt man sich, wie man als Wiko-Fellow eigentlich aussieht.

Früher war ich Leichtathlet (Langstrecke). Auch heute laufe ich noch gerne. Hinter dem Bahnhof Grunewald begann mein Trainingsgelände im Wald. Sandgrube, Saubucht, Teufelsberg und Teufelssee – schöner und besser geht es nicht. Im Winter ist dort an ernsthaftes Training allerdings nicht zu denken. Nicht wegen der Wildschweine – die sind zahm und träge. Aber die Wege mutieren fluchs zu ungestreuten Eisbahnen. Man balanciert also mehr als man läuft. Auch auf der anderen Seite der Koenigsallee, am Grunewaldsee, hat man es als Läufer bisweilen nicht leicht. Dort gibt es, wie ich nach mehreren Kollisionen mit meterhohen Doggen feststellen musste, einen designierten Hundefreilaufbereich – so die spitze Versicherung der stolzen Besitzerin eines Prachtexemplars. Was es nicht so alles gibt.

Für die Wiko-Teamstaffel beim Berliner Staffellauf im Tierpark war das Hundehindernislaufen freilich eine gute Vorbereitung. Felicitas Hentschke hatte alles wunderbar organisiert. Dann konnte sie wegen eines familiären Schicksalsschlages leider nicht teilnehmen. Der Rest der Wiko-Mannschaft sprang ein. Wir erlebten einen denkwürdigen, wenn auch sehr kalten Abend im Tierpark. Es waren einige Wiko-Teamstaffeln am Start. Unsere Mannschaftsshirts bestachen durch einen schneeweißen Grundton mit dezenter Herkunftsangabe samt Wiko-Logo in Schwarz. Fellows auf Freigang sozusagen. In meiner Staffel liefen John Kennedy, meine Schwester, mein Schwager und ich. Als ich am Ziel ankam und auf John übergeben wollte, fand ich ihn inmitten von tausenden anderen zunächst nicht. Das hat uns vermutlich den Sieg gekostet (-:)).

„Wenn Sie Ihren Jahresbericht schreiben“, so Luca Giuliani in seiner schriftlichen Bitte um ebendiesen, „mögen Ihnen ... auch ... Vorschläge zur besseren Gestaltung des Fellowaufenthaltes in den Sinn kommen.“ Die Villa Walther ist ein idyllischer, aber kein ungefährlicher Platz. Eines Morgens im Sommer machte ich mich mit dem Fahrrad auf den Weg zum Arzt. Am Toreingang raste ein Fahrradfahrer den Gehweg der Koenigsallee hinunter. Er schnitt den Radweg ab, der sich dort umständlich um eine alte Eiche windet. Das Rad des Fellows Eidenmüller war Matsch, der Anzug hinüber. Der Fellow selbst blieb weitgehend unverletzt. Frank Rexroth hatte nichts gesehen und kaum etwas gehört – er konnte nichts bezeugen. Robert Trivers, Spezialist für *Deceit and Self-Deception*, sah und hörte gar nichts, wollte aber erforderlichenfalls alles bezeugen (nicht nötig, Robert: Der Radfahrer hat zum Glück gestanden). Vielleicht diese kleine Anregung: Ein Spiegel am Tor wäre hilfreich. Vielen Dank für ein sehr besonderes Jahr im Grunewald.





LAKE HALENSEE DAZE  
JEFFREY L. FEDER

---

Jeffrey L. Feder was born in 1958 in New York. He received his Ph.D. in Zoology at Michigan State University with Dr. Guy Bush and did post-doctoral research at Princeton University working with Dr. Martin Kreitman. Feder has subsequently been a Professor in the Biological Science Department at the University of Notre Dame, where he is currently Director of the GLOBES-IGERT Program (Global Linkages of Biology, the Environment and Society). An evolutionary biologist, Feder has published around 80 articles or chapters in anthologies, mainly on the biology and genetics of speciation for phytophagous insects. – Address: Department of Biological Sciences, University of Notre Dame, P.O. Box 369, Notre Dame, IN 46556-0369, USA. E-mail: feder.2@nd.edu

It was a quiet month of August in Lake Halensee in our old hometown. Gone is the lively banter of Fellow companions at the Chatterbox Café restaurant. Until early this morning, silence had fallen faintly and generally all over Wiko land, where the sound of Robert's laughter once proclaimed us to be among the living and not the deaf. For dead now is our poet's society. And heard nevermore is the rap, rap, rapping from children, late night Fellows, and significant others on our front doors. Out too is the ping pong endlessly rocking, out are our mockingbirds' throats, the musical shuttles, out the ten-month midday colloquium, the monologue questions to beguile and befuddle, out to wander alone, bare-headed and barefoot, from the memories of the birds that chanted, I, uniter of the here and hereafter, now stand on the Villa Walther deck, alone whence all had fled, to sing a reminiscence song out of body and soul, to the end of the Wiko experience we have shared and have known. Yet my task be not done, before I too can flee, duty's job from Rector

Giuliani requires of me to recount the year in benedictory words, all the things that I did, that I said, that I heard. But suddenly and without warning, workman's drills attacked this morning, came sounds that blasted and shook the deck, that wrecked the calm and strafed my head, yet still with brave despair and some regret, I stayed upon this post of death, to write four things this year I learned the best.

First, I learned that the sciences and the humanities can mix. However, like oil and vinegar, you have to keep shaking the bottle to avoid quick separation. I am not sure whether or not the current format of the weekly colloquium is the best way to ensure mixing. Perhaps one means to generate greater cross talk would be for biologists to give seminars on the subjects of our fellow humanists and students of the subjective to present the material of the objective scientists. In addition, it may be productive to define group projects outside the realms of our respective specialties in the humanities and sciences to provide common ground for discourse and collaboration. I will take this lesson home to me when I reassume the directorship of our GLOBES interdisciplinary program at the University of Notre Dame.

Second, I learned a lot about different strategies and styles for studying biology from my colleagues and friends in the sympatric speciation, bat echolocation, and perception groups. Thank you. Personally, I was able to get a good start on my own objective of developing a general theory of genome evolution accompanying divergence-with-gene-flow-speciation. This resulted in a series of papers with Patrik Nosil that have been published and/or are currently in review, as well as plans for additional future work on the subject. We also finished a nice group paper about what is and is not sympatric speciation, led by Jim Mallet after Jim's memorable opening Wiko invocation saying the problem did not exist and that we were all on vacation. It was also a good year for the Feder lab, highlighted by a paper appearing in the journal *Science* demonstrating the process of sequential speciation in action for parasitic wasps. In brief, we showed that speciation can cascade across trophic levels, as new niches and ecological opportunities associated with speciation in *Rhagoletis* fruit flies that form in the process of switching the plants they attack ripple through the ecosystem to cause speciation in turn in the wasps that parasitize the flies. This work and other research from the lab were featured in two articles in the *New York Times* Science section and a webcast by the National Science Foundation that was a thrill for all the graduate students involved. In addition, I had the chance to write several grant proposals during my stay at Wiko that will hopefully help feather the Feder fund-

ing nest and provide students with the opportunity to keep our thing (The *Rhagoletis Cosa Nostra*) going.

Third, and on the lighter side, my year at Wiko instilled in me the knowledge that there is no soul. From personal experience, I already knew that I had no soul. But it was with great relief that I came to learn that this is a universal phenomenon not just limited to me. One positive repercussion of great comfort to me is that I no longer need feel alone when crowded in a room full of lost souls. Moreover, since it is now clear that consciousness is knowing and making sense of things past, present, and future, I am free to objectively contemplate whether Wiko was an out-of-body or out-of-mind experience. On a practical note, I am also now fully qualified to discuss the legal and ethical issues surrounding assisted suicide for robots (i. e., when to pull the plug). But this still begs the question of when robot life begins and when it should be protected, at the time of intelligent design or at the moment of electrical inception?

Fourth, I learned how to play ping pong with Jim, Bill, Sutirth, Axel, and the rest of the Thursday after-dinner crowd. I always figured that I would be reduced to having to learn to play golf and ride around in an electric cart when I got old and slobbered all over myself. Now I have a much nobler image of the pyrite years to come, with me standing, paddle in hand, across the table from Jim, discussing Zen, the Buddha, astrophysics, philosophy, and the antics of the other ex-Fellows and cats tucked away with us in the assisted living Wiko home.

Finally, to the kitchen and staff of Wiko I say thanks for the fish and to Axel for his valiant efforts to taxonomically identify all the Pisces we had eaten. In the end, it turned out to be mostly Aves (crow) after all. So as night falls, silence returns, and I pull the plug on this leaf of grass, I say without a trace of self-deception, be well, do good work, keep in touch and *tschüss* from Lake Halensee, where all the women are strong, all the children are good looking, and all the Fellows are above average.

And a verse (unedited) from Amanda:

WIKO

I made a lot of new friends at wiko. But now I have to go. it was a hole year at wiko but it only felt like one second. I hope I can come back. all my friends have to leave. it was a lot of fun. I really enjoyed it. through the whole year. I was strugeling to find a new friend. but now I have to go so my last words are. Bye and hope I see you again.

From: Amanda

To: Wiko



THE YEAR OF LIVING DIFFERENTLY  
SHEILA FITZPATRICK

---

Sheila Fitzpatrick is the Bernadotte E. Schmitt Distinguished Service Professor in Modern Russian History at the University of Chicago. A specialist in Soviet social, political, and cultural history, particularly of the Stalin period, she was born in Australia and educated at the University of Melbourne and Oxford. She has worked in the US since the early 1970s, teaching at Columbia University, the University of Texas at Austin, and (since 1990) the University of Chicago. Her most recent books are *Tear off the Masks! Identity and Imposture in Twentieth-Century Russia* (Princeton, 2005); *Against the Grain: Brian Fitzpatrick, Manning Clark and Australian History and Politics* (ed. with Stuart Macintyre, Melbourne, 2007); *Political Tourists: Australian Visitors to the Soviet Union in the 1920s–1940s* (ed. with Carolyn Rasmussen, Melbourne, 2008); and *Beyond Totalitarianism: Stalinism and Nazism Compared* (ed. with Michael Geyer, Cambridge, 2009). – Address: Department of History, University of Chicago, 1126 E. 59th St., Chicago, IL, 60637, USA. E-mail: sf13@uchicago.edu

The Wiko year was the year of doing things I don't usually do. I rode a bicycle. I spent a lot of time talking to people. I went to many concerts, plays and operas. I discussed colloquium papers on evolutionary biology and echolocation in bats. But the main thing I did that was unusual was to write a great deal about myself.

This started with my Wiko colloquium paper, which was on subjectivity and how historians handle it. True to the title, "Getting Personal", it was a highly subjective discussion, almost all about myself. I am a historian who in the past took a strong stand in favor of objectivity (this was the banner of my group of Sovietological "revisionists" in the

1970s, who objected to the politicized nature of the field and favored empirical, archive-based work against ideology-driven scholarship). But now I had two projects in which I could not possibly claim to be objective: a book on the experiences of my late husband, Michael Danos (Misha), when he was a DP (displaced person) in occupied Germany after the Second World War, and a memoir of my own childhood in Australia, growing up as the daughter of a radical father during the 1950s. So the question was: How would I handle the subjective element? In the case of the Misha book, which I was writing like any historian on the basis of documents (correspondence between him and his mother in the 1940s, diaries, etc.), should I put myself in, even though I didn't meet him until 1989, 40 years after the events described? Was my personal knowledge of him an asset (which is what I intuitively believed, as long as I didn't examine the question intellectually) or a disadvantage? Did the fact that I was avowedly non-objective mean that this book, unlike my others, was *not* a search for truth?

I gave my colloquium paper in the autumn, and these questions generated an interesting discussion with some of my fellow Fellows that continued throughout my stay at Wiko. By the spring, however, I had a new, though related, set of concerns. After working mainly on the Misha project in the first months (including very productive sessions deciphering the letters, handwritten in German, with Eva von Kügelgen), I had switched to working mainly on my memoirs, trying to get a more or less finished version ready by my publisher's July 1 deadline. I already had a draft, carefully crafted to avoid too much self-revelation, but now (under Wiko influence?) I put most of the self-censored stuff back in. The manuscript was much improved by helpful criticism from a number of Wiko Fellows, particularly Catherine Robson, who, from a literary scholar's perspective, tried to cure me of my historian's habit of trying to get the facts right ("Why spoil a good story?").

Writing the memoirs made me think more about what it means to be a historian than I had done for years. No doubt I had, in the past, theoretically absorbed the idea that what we remember about our lives are the stories we are used to telling ourselves and others, but researching the memoirs really drove the message home to me. My schoolmates don't remember what I remember about school, and in some cases even firmly contradict it; I don't remember what they remember and suspect them of looking at the past through rose-colored glasses. The same with my brother, also a historian, who seems to think that it's only *my* memory of the family that is fallible. I observed the collective construction of memory, as former schoolmates collaborated to refute my version; and the transmission of

false memory, as in the case where I managed to implant my memory of a friend singing “Moon River” at a particular place and time – which turned out to be three years before the song was written, as I found out from Wikipedia.

If memory and oral history turned out to be shaky guides to the past, it was scarcely better with documents. Reading the documents that survive from my childhood and youth, or exist in the public domain, I discovered that events that I consider of crucial importance are sometimes completely absent, while my letter files give an oddly skewed impression of who my close friends were at various phases of life. In other words, if someone other than me were to write my life, using all the available resources except those in my head, they would, in my opinion, get it wrong. That is a sobering thought for a historian.

Towards the end of the Wiko year, I revised the colloquium paper for publication in a volume edited by Alf Lüdtke called *Unsettling History*, a good title for what had been happening to me. I hesitated between two alternative conclusions. One (the original conclusion of my colloquium paper) ended with a retreat from subjectivity: *enough of the personal, let's get back to writing history*. The other, written in the spring for Ute Frevert's “History of Emotions” group, took the other tack on subjectivity, more or less embracing it. In the final version, I was back in the skeptical mode, “buttoning on my skin” again, as the Australian poet A. D. Hope put it in his 1944 poem “Return from the Freudian Islands”.

In fact, this conclusion had been foreshadowed by a decision I made rather casually sometime in March. I had been thinking earlier that my next big historical project would probably be a sociocultural history of the Soviet Union in the 1960s. Sociocultural is a familiar genre for me; what would have been new in this case is that the late 1960s is “where I came in”, in other words, the time when I became a direct observer of Soviet history, even in a modest way a participant (I spent a year and a half in Moscow as a British exchange student researching my dissertation). With this topic, I would have become a source for my own history, just as I was for my memoirs, and would thus have had ample scope to explore the subjective/objective issue in a concrete historical context. I wrote a few exploratory papers during the Wiko year and decided it wouldn't work: I just couldn't get interested. And on top of that, I have Ph.D. students working in this area, and the message that seemed to be coming up from the subconscious was: *Let them do it*.

So, rather unexpectedly, I jumped in a completely different direction: Soviet political history of the 1930s, specifically, a study of Stalin and the “team” he put together in the

late 1920s, which (contrary to popular assumption) largely survived and even outlasted him, providing the core of the “collective leadership” that took over after his death. It’s a surprising topic for me, although I did a lot of the archival work back in the 1990s when the archives of Stalin and other Politburo members first became accessible. I have never written pure political history, with the exception of one article on bureaucratic politics under Stalin back in the 1980s. In the middle of my Wiko year, however, I had to write something on politics because those were the ground rules for a *Festschrift* for my friend T. H. Rigby, a distinguished Australian political scientist and Soviet expert. So I used my archives to write a politics piece, and found it fun to do. Perhaps when the dust settles a bit – historians don’t like drawing conclusions about things that are too recent – I will have a better sense of why it was so much fun, but as it’s a topic in which I have no personal stake or connection, it presumably functioned as an antithesis of subjectivity. It was entertaining and absorbing to put the pieces together to make a pattern, the way I usually do: a relief not having to think about myself.

So that’s almost it for the unexpected things that happened during the Wiko year. But a few postscripts are in order. In June, we had a little *Historikertag*, involving just the Wiko Fellows who are historians, in which we talked about our work and methodological problems. Dipesh Chakrabarty talked about correspondence between two Indian historians from the early to mid 20<sup>th</sup> century: too early to be professionals, they nevertheless (or in consequence?) felt a passionate *vocation* as historians. That’s a word you don’t often hear from professional academic historians, so I asked the others if they had become historians because they felt a vocation. Nobody had: Everyone had stories about how they started out intending to be physicists or Broadway stars and somehow fell into history, having accidentally discovered that the historical mode of thinking and understanding the world suited them.

It’s the same story for me: I was going to be a violinist until the age of 16, and for that I *did* have a sense of vocation, so becoming a historian always carried a slight feeling of vocation denied. When I took up the violin again forty years later, there was a sense of being back where I belonged (though I would undoubtedly have been bored stiff by a lifetime of orchestral playing). I brought the instrument with me to Berlin, but it took me a while to find people to play chamber music with. Then Christine von Arnim found me two people, a cellist and a violinist, and I was off – launched into an ever-expanding circle of Berlin (and Münster, Köln, Hamburg, Hannover) amateur and professional string players. After a while, we started playing quartets, quintets, even sextets in our common



room on the second floor of Villa Jaffé. (As we were a friendly group in Villa Jaffé, my neighbors – Jim Mallet, Christoph König and Andrea Büchler – never complained, and neither did Bruno Olshausen, even when I accidentally blocked the door to his *Arbeitszimmer* when he was still working in it one evening.) I record this because it may be the only time Villa Jaffé's *Obergeschoss* has been treated as a chamber music venue.

Finally, it was the year of *Du*. In English, we don't have the distinction between a familiar and formal 2<sup>nd</sup> person, but it exists in Russian, which is the language I often work in; and in Russian, because of my age, status, and gender, almost everyone calls me the equivalent of *Sie*, even people who are quite close friends. At Wiko, *Du* is the universal form of address among Fellows. It's the same in chamber music in Germany. The convention is that, however *großbürgerlich* and formal the other players may be in normal life, it's *Du* from the second time you play together. As with the Wiko Fellows community, this has the immediate effect of making you feel that you are among friends, even when the people are still relative strangers. I even started to use *Du* with some of the German professorial colleagues in my field whom I particularly like. If it's wrong, after all, they can always put it down to my being an American (though that's actually wrong, too – but why spoil a good story?)



THE EVOLUTION AND PSYCHOLOGY  
OF SELF-DECEPTION  
WILLIAM VON HIPPEL

---

Bill von Hippel is Professor of Social Psychology at the University of Queensland, Australia. His research activities have been primarily focused on the interplay of conscious and unconscious processes in stereotyping and prejudice and on the impact of age-related atrophy of the frontal lobes on social behavior in older adults. He has recently become interested in evolutionary psychology, and his project at Wiko is an outgrowth of this interest. Bill was born in the USA, and after receiving his B.A. at Yale University and his Ph.D. from the University of Michigan, he taught at Ohio State University for a dozen years. He then taught at the University of New South Wales, in Sydney, for five years before moving to the University of Queensland. – Address: School of Psychology, University of Queensland, St Lucia, QLD, 4072, Australia.

Working with Robert Trivers is a unique experience. He is mercurial and brilliant, and this is apparent to even the most casual observer. Perhaps the question I was asked most frequently at Wiko was how our collaboration was going. Although I don't know what Robert was asked, I suspect that this question wasn't on everyone's lips when they talked to him. To paraphrase the immortal words of Derek Smalls, I was the lukewarm water to his fire and ice.

The purpose of my time at Wiko was to collaborate with Robert on a project on self-deception. This project has been on Robert's mental back burner for decades, and the time is now ripe in psychology to gather a large body of empirical work under the rubric of an evolutionary approach to self-deception. Still, it wasn't clear when I arrived at Wiko whether we would be able to write a coherent theoretical paper on the topic. I was unsure

about whether we'd be on the same page theoretically, and I was also unsure whether we would have anything of interest to say beyond what Robert had already planned to include in his book on the topic.

For the first two months, Robert and I met semi-regularly to discuss why self-deception might have evolved and to think about empirical work in social psychology that was relevant to the topic. Over this time we began broadening his theoretical perspective somewhat to consider the role of self-deception when a deception is discovered and to include the possibility that self-deception might play a role in motivating the self. Progress on these ideas came in fits and starts, after a lot of reading in psychology and some in biology, and thus it wasn't until the end of December that we decided we could write a theoretical paper in psychology.

In the meantime we also visited fellow psychologists in Germany. We had an excellent visit to Würzburg, which included a trip down the Autobahn that set new land-speed records for both of us. In Würzburg we met with Wilhelm Hofmann, Malte Frieze, and Fritz Strack, who are conducting some of the best work on when people's conscious vs. unconscious attitudes predict their behaviors. We also took a day trip to Leipzig and the Max Planck Institute there, where we had the chance to meet with Michael Tomasello and his collaborators to discuss deception and theory of mind. We bounced our ideas off Tomasello's group and got some excellent feedback on the strengths and weaknesses of our approach.

I also made a trip to the Netherlands without Robert, where I visited with Ap Dijksterhuis, Jens Förster, Pam Smith, Daniël Wigboldus, and several others who are at the forefront of research on implicit social cognition. Dijksterhuis in particular has a very well known and highly controversial line of work on unconscious decision-making and its advantages over conscious decision making. Robert and I were unsure whether to include this research in our paper, but after conversations with Ap and a bit more reading we decided that the controversy surrounding the work would be an unnecessary distraction from the points we were trying to make.

Once we got underway on writing our paper, we made rapid progress. I attribute this to the fact that we had discussed the ideas for quite awhile prior to writing, so by the time we put finger to keyboard the story was pretty well jelled in our minds. This is not to say that we agreed about everything we wrote, or that I was convinced that we would be able to agree about everything that would eventually appear in the paper, but in the end we were able to write the paper in a way that satisfied both of our concerns.

The paper was a new experience for me in many ways, one of which was that I learned to approach the research literature in social psychology from the perspective of an evolutionary biologist. This was eye-opening for me, and it led to new ways of understanding old conundrums. On a more mundane level, the paper was about ten times longer than the usual empirical pieces that I write, and included no new data on our part. Robert has made enormous theoretical contributions in the past without new data to support them, but I have not attempted to do so myself.

After I returned from Berlin we sent the paper around to a few colleagues for comments. One of those colleagues, Harvard social psychologist Marzu Banaji, suggested that we submit the paper to *Brain and Behavioral Sciences (BBS)*. Our paper was substantially over the word limit at *BBS*, but they agreed to consider it if we could cut it to a compromise length, which we were able to do without any great harm to our argument. *BBS* would be an excellent outlet for our work, as its readership cuts across behavioral biology, neuroscience, and the social sciences, all of which are areas that are relevant to the evolution of self-deception. *BBS* would also be well suited for our work because it includes open peer commentary, and thus an opportunity to explore whatever disagreement or controversy might emerge from our work. Because we weren't shy when we disagreed with the way other researchers were interpreting their own experiments, I suspect that there is every chance that they will disagree with us as well, and hopefully this will lead to useful discussion and progress in these areas. Still, at this point the manuscript is only under review, and thus it is an empirical question whether it will see the light of day at *BBS*, or anywhere else for that matter.



MEIN ZWEITER AUFENTHALT  
AM WISSENSCHAFTSKOLLEG  
TOSHIO HOSOKAWA

---

Toshio Hosokawa wurde 1955 in Hiroshima geboren. Nach ersten Studien in Tokio kam er 1976 nach Berlin, um an der Hochschule der Künste bei Isang Yun Komposition zu studieren. Von 1983 bis 1986 setzte er seine Studien an der Hochschule für Musik in Freiburg bei Klaus Huber fort. Er erhielt zahlreiche Auszeichnungen und Preise wie den Irino-Preis für Junge Komponisten (1982), den ersten Preis des Kompositionswettbewerbs anlässlich des 100. Geburtstags des Berliner Philharmonischen Orchesters (1982), den Arion-Musikpreis (1984), den Kompositionspreis der jungen Generation in Europa (1985), den Kyoto-Musikpreis (1988) und 1998 den Rheingau-Musikpreis sowie den Duisburger Musikpreis. 2001 wurde Hosokawa zum Mitglied der Akademie der Künste Berlin ernannt. Hosokawas Kompositionen umfassen Orchesterwerke, Solokonzerte, Kammermusikwerke, Musik für traditionelle japanische Instrumente und Filmmusiken. – Adresse: 5-18-33, 203 Shimo-shakujii, Nerima-ku, Tokyo, 177-0052, Japan.  
E-Mail: [toshiohosokawa@gmail.com](mailto:toshiohosokawa@gmail.com)

Mein zweiter Aufenthalt am Wissenschaftskolleg ist im Vergleich zum ersten im Jahre 2006/07 ein wenig turbulenter gewesen. Der erste Grund dafür war: Ich konnte nur sechs Monate bleiben; der zweite: Ich musste Berlin für kürzere Konzertreisen immer wieder verlassen.

Dennoch konnte ich am Kolleg ein Cellokonzert mit dem Titel „Chant“, ein Auftragswerk des WDR für das Kölner Rundfunkorchester, komponieren, und auch ein Auftragswerk des Leipziger Bach-Festivals, ein Stück für Shakuhachi (die traditionelle japanische Bambusflöte) und Ensemble mit dem Titel „Voyage X“ – Nozarashi), habe ich

dort fast fertigstellen können. Beide Werke haben für die Richtung, in der ich künftig komponieren werde, große Bedeutung.

Darüber hinaus konnte ich ein Auftragswerk des internationalen ARD-Wettbewerbs komponieren, ein Stück für Harfe solo, das ich der Bibliothekarin des Kollegs, Gesine Bottomley, gewidmet habe („Gesine“). Ich wollte damit Gesine, die jetzt in Pension geht, ein Geschenk machen für den neu beginnenden Lebensabschnitt. Elegant und schick gekleidet und stets gewinnend lächelnd, hat sie die Bibliothek in unmittelbarer Nähe meiner Wohnung in der Remise (dem Komponistenhaus) geleitet. Sie hat mir während meiner Zeit am Kolleg durch die vielen Gespräche, die wir geführt haben, und durch die Hilfe bei der Beschaffung von Musiknoten und anderen Dokumenten für meine Arbeit viel Freundschaft entgegengebracht. Unsere Freundschaft wird wohl auch nach meinem Wiko-Aufenthalt erhalten bleiben und nur noch inniger werden.

Meine wichtigste Aufgabe während des Aufenthalts war die Vorbereitung eines großen Oratoriums „Die Schöpfung“, das in der Dresdner Frauenkirche uraufgeführt werden soll. Reinhart Meyer-Kalkus, Gesine Bottomley und viele Fellows lieferten mir für dieses Werk in vielen langen Gesprächen Ideen. Ich selbst hatte zunächst Schwierigkeiten, ein Konzept für dieses Oratorium zu finden. Es gibt Kompositionen, bei denen ich spontan Ideen habe und umgehend mit der Arbeit beginnen kann, es gibt andere, bei denen ich Zeit brauche und abwarten muss, bis das Ganze in mir Gestalt annimmt. Das neue Oratorium scheint der letzten Kategorie zuzugehören. Allerdings habe ich während des Aufenthalts am Kolleg entscheidende Anregungen erhalten. Am inspirierendsten fand ich eine Ausstellung mit Gemälden von Paul Klee in der Neuen Nationalgalerie, in die mich Reinhart begleitete. Ich konnte die Ausstellung dann noch ein zweites Mal zusammen mit Reinhart und Helmut Lachenmann besuchen. Das Aquarell „Angelus Novus“ aus dem Besitz von Walter Benjamin sowie Texte von Benjamin und anderen Autoren zu diesem Bild haben die tiefsten Eindrücke in mir hinterlassen. Obwohl ich noch nicht mit dem Komponieren angefangen habe, nimmt die Struktur des Oratoriums doch langsam Gestalt an – und beginnt auch schon zu klingen.

Ein weiteres wichtiges Ziel meines Aufenthalts am Kolleg war die Vorbereitung meiner neuen Oper „Matsukaze“ (Kiefernwind), basierend auf dem Text eines japanischen Noh-Spiels. Das Textbuch wurde von der Berliner Autorin Hannah Dübgen auf Deutsch verfasst. Die Choreographin Sasha Waltz wird die Regie der Oper führen. Ich hatte in Berlin nun Gelegenheit, Sashas Arbeit näher kennenzulernen. Gerade hatte sie eine wunderbare Choreographie für Musik und Tanz zur Neueröffnung des Berliner Neuen Mu-

seums geschaffen. Dass ich Sashas Arbeitsweise in Berlin hautnah erleben konnte, ist für die Arbeit an der neuen Oper überaus anregend.

Schließlich habe ich mit vorbereitenden Arbeiten für ein Hornkonzert begonnen, ein Auftragswerk der Berliner Philharmoniker mit dem Hornisten Stefan Dohr. Dieser hat zwischen den Proben für mich einmal ganz allein im großen Saal der Philharmonie gespielt, so dass ich einen Eindruck von Instrument und Raumklang gewinnen konnte. Auch Simon Rattle habe ich kennengelernt, der die Uraufführung dieses Werkes dirigieren wird. Diese soll im Februar 2011 in der Berliner Philharmonie sowie in Amsterdam und London stattfinden.

Am Kolleg habe ich während meines Aufenthalts zwei Konzerte veranstaltet: Das erste fand Ende Dezember statt, als die Hauptdarstellerin meiner Oper „Hanjo“, die japanische Sopranistin Miwako Handa, für die Probenarbeit aus Tokio nach Berlin ange-reist kam. Sie übte mit Reinhart Meyer-Kalkus die Aussprache einiger deutscher Schubert-Lieder und hat während eines kleinen Weihnachtskonzerts diese Lieder wunderschön gesungen. „Hanjo“ wurde dann im Sommer 2009 in Tokio, Mailand und Turin aufgeführt, und Miwako Handa konnte mit ihrer ausdrucksvollen Stimme und Darstellung überall das Publikum bezaubern. Das zweite Konzert fand im Februar als Gesprächskonzert am Kolleg mit der Noh-Darstellerin Ryoko Aoki, der Berliner Harfenistin Katharina Hanstedt und dem Stuttgarter Lotus-Quartett statt. Es war ein Abend, der meine eigenen Kompositionen, darunter meine japanischen Volkslieder und einige Streichquartette, einer klassischen Noh-Rezitation gegenüberstellte.

Auch in diesem Jahr habe ich den Aufenthalt am Kolleg sehr genossen und vor allem die Gelegenheit, neue Fellows kennenzulernen. Diejenigen, die ich bei meinem ersten Aufenthalt kennengelernt hatte, sehe ich mittlerweile in verschiedenen Städten der Welt wieder, wo meine Werke aufgeführt werden. Meine Reisen durch die Musikwelt sind dank dieses Wiedersehens mit Fellows des Kollegs viel reicher geworden. Als im Oktober 2009 ein Konzert mit meinen Werken in New York stattfand, kamen Marta Petrusewicz, Fellow des Jahres 2006/07, und Hsueh-man Shen aus dem Jahrgang 2008/09 dazu. Es wurde ein warmherziges Wiedersehen, so als ob wir zur selben Familie gehörten.



A 18th-CENTURY-SALON  
EVA ILLOUZ

---

Eva Illouz's research interests are in the history and sociology of emotions, and in particular in the ways public culture and capitalism transform and shape emotional life. She is the author of five books: *Consuming the Romantic Utopia: Love and the Cultural Contradictions of Capitalism*, published in 1997 with the University of California Press (Honorable Mention award from the American Sociological Association in 2000); in 2002 *The Culture of Capitalism* (in Hebrew); in 2003 *Oprah Winfrey and the Glamour of Misery: An Essay on Popular Culture* (Best Book Award, American Sociological Association, 2005); *Cold Intimacies* (Polity Press, 2007); and *Saving the Modern Soul: Therapy, Emotions, and the Culture of Self-Help* (University of California Press, 2008). In 2004 she delivered the Adorno Lectures in Germany. Eva Illouz has been a visiting professor at the EHESS in Paris and at Princeton University. In 2009, she was chosen by the German weekly *Die Zeit* as one of the 12 people most likely to "shape the thought of tomorrow". She is working on a book entitled *Why Love Hurts: A Sociological Explanation*. – Address: Center for the Study of Rationality, The Hebrew University, Giv'at Ram, Jerusalem, 91904, Israel.  
E-mail: [illouz@mscc.huji.ac.il](mailto:illouz@mscc.huji.ac.il)

Some of us wish they had been born in a different century. "My" century would have been the 18<sup>th</sup> century, not because of its revolutionary fever, but because this was the century of salons and coffeehouses, those places where the exchange of ideas was so seamlessly interwoven with casual friendships and where conversation was made into an art form. Imagine a hybrid space, poised between the formal elegance of an aristocratic salon and the raw effervescence of a coffeehouse, and this would capture the unique atmosphere of the



Wiko's dining hall. As in the best of salons, guests are hosted by the regular group of people living there. To describe them simply as the "Wiko staff" would not do justice to the charm and spirit with which they made "their tables" tiptoe delicately around personal biography and questions of philosophy, biology, literature, or history. As in the best of salons, conversation was neither purely academic, nor nakedly personal, but passionate about ideas that matter. As in the best of salons, these conversations happened between semi-strangers, people whose names you knew, but whom you might not see tomorrow, people who might not become your friends, but who spoke in that most 18<sup>th</sup>-century spirit of *civilité*. The invisible glue tying those tables together was a simple love of conversation whose sole purpose, to quote Horace, was to "please and to educate". The Wiko lunches and dinners, which the more protestant of us liked to blame for not being office spaces, made me experience my bureaucratic academic life, ordinarily busy with evaluating and ranking, as an ebullient enterprise.

But this is no ordinary salon, for the Wiko's main vocation is to provide us with the academic resources that some of us lack. My normally impoverished library at the Hebrew University was here replaced by the most astounding library services I have ever come across.

I had gone to the Wiko to write about Love and Suffering, and quickly found myself absorbed by the happy love of Elizabeth Barrett and Robert Browning, Nathaniel Hawthorne und Sophia Peabody, the tumultuos life-long relationship between Thomas Carlyle und Jane Welsh, and later became engrossed with the misery of Balzac's *La Femme Abandonnée*, Werther's suicide, and the slow agony of *La Dame aux Camélias*. The sociological question I had come to the Wiko with was whether modern romantic suffering had something to tell us about the nature of self and identity in modernity. Do we, modern people, suffer in love in the same way as our 19<sup>th</sup>-century counterparts? I had belabored this question and was at pains to find an adequate answer. But while at the Wiko the "breakthrough" came: I went back to Hegel, Kojève, and Honneth's concept of "recognition", and found in it the key to interpret the nature of modern sexual struggles. Recognition is one of the most distinct political problems of the 20<sup>th</sup> century, but it became obvious to me that "recognition" was the most salient problem of intimate relationships as well.

And so it was that, in a place that gave me the happiness of the imaginary space of the 18<sup>th</sup>-century salon, I found a way to think about the puzzle of modernity and romantic misery.



ALTA RERUM QUIES  
RUEDI IMBACH

---

Seit ich an der Pariser Sorbonne mittelalterliche Philosophie lehre (2000), habe ich mich mit meiner gerne als Orchideenfach bezeichneten Disziplin versöhnt, da ich sie jetzt an jenem Ort lehren darf, wo sie entstanden ist. Während der gut zwanzig Jahre, in denen ich an der Universität Freiburg in der Schweiz vorher dasselbe Fach gelehrt habe, stellte ich mir stets Fragen zur Legitimität einer derartigen Lehre in unserer Zeit. Wahrscheinlich habe ich deshalb zwei Mal das Amt eines Vizerektors angenommen, gleichsam um dadurch die fehlende gesellschaftliche Relevanz meines Faches zu kompensieren. Studiert habe ich von 1966–1974 in Freiburg im Üechtland sowie in Bochum und Freiburg im Breisgau. Ich bin 63 Jahre alt, Vater dreier erwachsener Kinder, spiele gerne Theater und male, wenn ich dazu Zeit finde. Zusammen mit einer kleinen Gruppe von Mitarbeitern habe ich eine reich kommentierte Ausgabe der *Opera minora* Dantes publiziert in der Überzeugung, dass der Dichter der *Commedia* auch ein beachtenswerter Philosoph ist, der einen Platz in der *Philosophischen Bibliothek* verdient. – Adresse: Université de Paris Sorbonne (Paris IV), 1 rue Victor Cousin, 75230 Paris Cedex, Frankreich.  
E-Mail: ruedi.imbach@wanadoo.fr

Oft, lange und intensiv habe ich darüber nachgedacht, womit das Wiko und das Leben am Wiko verglichen werden kann. Selbstverständlich wird jeder, dem diese Frage gestellt wird, auf die mittelalterlichen Kollegien in Oxford und Paris und auf deren Nachkommen im englischen Kulturbereich hinweisen. Mir sind andere Institutionen eingefallen.

Man könnte beispielsweise an die Abbaye von Thélème erinnern, von der im 57. Kapitel von Rabelais' *Gargantua* die Rede ist. Bekanntlich handelt es sich dabei um eine Institution ganz besonderer Art, die namentlich einer großartigen Bibliothek wegen Bekanntheit erlangt hat. Wenn wir an den vorzüglichen Bibliotheksdienst in der *Weißten Villa* denken, trifft somit dieser Vergleich durchaus zu. Dies wird des Weiteren bestätigt, wenn wir die Devise dieser eigentümlichen Klostergemeinschaft in Erinnerung rufen: *Fais ce que voudras*. Kein Zweifel, dass der außergewöhnliche Geist der Freiheit, der im Wiko, wo gleichsam wie in der Abbaye de Thélème der Gehorsam verboten ist, herrscht und den die Fellows erfahren dürfen, zu diesem Wahlspruch nicht im Gegensatz steht.

Der Vergleich mit dem kastalischen Orden, dessen Mitglieder sich in Abgeschiedenheit allein der Wissenschaft und der Kunst widmen und, wie Hermann Hesse beschreibt, das Glasperlenspiel pflegen, hat sich mir ebenfalls aufgedrängt: in Waldzell und an der Wallotstraße wird nämlich versucht, die Exaktheit der Wissenschaft mit der Schönheit der Kunst in Einklang zu bringen. Die Vorstellung, der Rektor des Wiko sei der *Magister ludi*, hat mir ebenfalls gut gefallen.

#### *Otium litteratum*

Allerdings bin ich schließlich zur Einsicht gelangt, dass diese an sich gefälligen Analogien das, was für mich in diesem Jahr essentiell war, nicht wirklich erfassen. Dagegen bringt der antike Begriff des *otium*, der für die monastische Tradition des Mittelalters wiederum zentral geworden ist und den Petrarca auf seine Weise neu gedeutet hat, zum Ausdruck, was ich während dieses Berliner Jahres in besonderer Weise geschätzt habe und wofür ich in erster Linie dankbar bin. Der Ausdruck meint jene Ruhe – *alta rerum quies* nach Seneca –, die im rastlosen Konkurrenzkampf der heutigen Universität so dringend benötigt wird. Zwei Ausdrücke verdeutlichen einen ersten zentralen Aspekt der Muße, von der ich sprechen möchte: *quiescere sibi* und *vivere sibi*, für sich zur Ruhe kommen und für sich selbst leben. Seneca hat diesen Aspekt der Muße treffend zusammengefasst: „Alle Hindernisse lass fahren und widme dich dem guten Geist: niemand gelangt zur Philosophie als Vielbeschäftigter (*occupatus*).“ Diese Zurückgezogenheit ist indes nach dem römischen Philosophen allein dem Weisen zuträglich, weil er allein das Untätigsein gut zu nutzen weiß:

Die Masse glaubt, ein Mensch von Muße (*otiosus homo*) sei zurückgezogen, sorgenfrei und mit sich selbst zufrieden und lebe für sich selbst (*sibi uiuens*). Dies sind allerdings Eigenschaften, die allein dem Weisen zukommen. Er

allein versteht es, für sich zu leben; er allein weiß zu leben (*scit uiuere*), und das ist das Erste.

Es wäre indes eine grobe Fehleinschätzung, wenn die Ruhe, von der hier die Rede sein soll, mit der untätigen Faulenzerei verwechselt würde. Wiederum Seneca hat in gediegener Weise das spezifische Tätigsein des *otium litteratum* im Gegensatz zur plumpen Faulenzerei und zur sinnlosen Geschäftigkeit beschrieben:

Du wirst also beide tadeln: jene, die stets unruhig sind, und jene, die stets ruhen. Was da an der Geschäftigkeit sich erfreut, ist keineswegs Fleiß, sondern planlose Unrast eines erregten Geistes; und dies ist keine Ruhe, was jede Bewegung als eine Belästigung verurteilt, sondern es ist Schwäche und Kraftlosigkeit. [...] Beides müssen wir miteinander verbinden: der Ruhende muss handeln, und der Handelnde ruhen. Mit der Natur berate dich: sie wird dir sagen, sie habe sowohl den Tag wie auch die Nacht geschaffen.

#### *Das Ersehnte und das Erreichte*

Unter diesen Gegebenheiten, unter denen es möglich war, in Freiheit nachzudenken und in Ruhe zu suchen, habe ich selbstverständlich am geplanten Buch zur Philosophie Dantes gearbeitet. Die Vorbereitung des Dienstagskolloquiums hat mich gezwungen, die Besonderheit von Dantes Sprachphilosophie neu zu durchdenken. Die mit Kurt Flasch durchgeführte *Lectura Dantis* und das darauffolgende Streitgespräch mit dem Freund dagegen gaben mir Gelegenheit, darüber nachzudenken, wie im Denken Dantes die Verurteilung dessen, der seine Gefährten dazu auffordert, dem menschlichen Verlangen nach Wissen ihr ganzes Dasein zu widmen, zu verstehen ist. Die faszinierende Figur des Odysseus zeigt paradigmatisch, dass das Werk des italienischen Poeten in sich zahlreiche philosophisch anregende Aporien enthält und überdies zum fruchtbaren Zweifeln anregt. Im Rahmen eines Symposiums an der Humboldt-Universität versuchte ich dann noch einmal zu bedenken, was unter der von Dante vollzogenen Transformation des scholastischen Diskurses zu verstehen sei. Aber das geplante Buch ist nicht fertig geworden!

Dagegen war es mir möglich, auf der Grundlage existierender Materialien in deutscher Sprache eine französische Einführung in die Philosophie des Thomas von Aquin abzuschließen, die noch in diesem Herbst erscheinen wird. Die gewährte Muße gab auch Gelegenheit, Materialien zu sammeln zu zwei zukünftigen Projekten: die in Zusammen-

arbeit mit Philippe Büttgen beabsichtigte Publikation der französischen Übersetzung von Christoph Martin Wielands Roman *Sokrates mainomenos oder die Dialoge des Diogenes von Sinope* sowie ein Aufsatz zum Schweigen des Philosophen.

Die Freiheit des *otium* ermöglichte ebenfalls die Beschäftigung mit zwei älteren Projekten. Die Redaktionsarbeit am Band zum 12. Jahrhundert von *Ueberwegs Grundriss der Geschichte der Philosophie* hat erfreuliche Fortschritte gemacht, ebenso war es möglich, einen beachtlichen Teil der zusammen mit Dragos Calma vorbereiteten kritischen Edition des *Colliget principiorum* des Heymericus de Campo zu überarbeiten. Gleichzeitig ist ein Aufsatz zu den Marginalien des Nikolaus von Kues zu dieser am Basler Konzil verfassten Schrift, die im Codex 106 der Kueser Bibliothek überliefert werden, entstanden.

### *Die Gegenwart des Vergangenen*

Wer sich mit der Philosophiegeschichte befasst, denkt unablässig über die Gegenwart und die Vergegenwärtigung des Vergangenen nach. Während dieses Jahres in Berlin hat sich indes die mit diesem Ausdruck verbundene Thematik in einer ganz besonders eindrücklichen Weise dem besinnenden Nachdenken aufgedrängt, da es in dieser Stadt unzählige Stätten des Gedenkens an die Geschichte gibt. Zusammen mit meiner Gemahlin habe ich zahlreiche Orte des Erinnerns besucht. Besonders beeindruckt hat mich indes, anlässlich eines Besuches in Weimar, das Eingangstor des Konzentrationslagers Buchenwald, weil hier in unübersehbarer Schärfe sichtbar ist, dass auch die erhabensten Gedanken vor der Pervertierung nicht geschützt sind: Der auf Platon zurückgehende Gedanke, Gerechtigkeit bestehe darin, dass jedem das Seine zukommt, mit dem das *Corpus Iuris Civilis* eröffnet wird und von dem Augustin glaubte, dem Geist keines Menschen sei diese Idee verborgen, steht an dieser Stelle, als könnte er wie ein Imperativ zur Schandtät gedeutet werden.

Die Frage, wie eine wissenschaftliche Disziplin das Vergangene im Allgemeinen und ihre eigene Vergangenheit im Besonderen vergegenwärtigen kann, wurde in zahlreichen Diskussionen vor allem mit den anwesenden Historikern und Germanisten, namentlich mit Christoph König, verhandelt. Aus den diesbezüglichen Gesprächen mit Per Øhrgaard ist sogar eine Freundschaft entstanden, die hoffentlich den Aufenthalt im Grunewald überdauern wird.

### *Expertus sum*

Eine Fragestellung, die ich bereits früher untersucht hatte, bekam durch das Dienstagskolloquium von Frank Rexroth neue Aktualität: Was verstehen die Autoren des 13. und 14. Jahrhunderts eigentlich unter Erfahrung? Die präzise Thematik dieses Kollegen, der die Entstehung einer Expertenkultur im Mittelalter untersucht, hat mich veranlasst, eine genauere Untersuchung zum Gebrauch des Verbs *experiri* und insbesondere des Syntagma *expertus sum* bei Albert dem Großen und Thomas von Aquin in Angriff zu nehmen. In sehr klärenden Gesprächen mit dem Philosophenkollegen James Conant wurde im Anschluss an einen Vortrag im Rahmen des Berliner Mittelalterkolloquiums klar, dass offensichtlich diese Denker der Selbsterfahrung des denkenden Subjekts eine besondere Aufmerksamkeit widmen und daher den Erfahrungsbegriff in eine Richtung weiterentwickeln, die in den diesbezüglichen Texten des Stagiriten noch nicht zu finden ist. Die Resultate dieser in Berlin fortgeführten Forschung sollen in einer ausführlichen Abhandlung zur Darstellung kommen.

### *Mendelssohn*

Dass Berlin auch die Stadt der Mendelssohns ist, war mir vor meinem Aufenthalt aus Unwissenheit nicht bewusst. Im Jahre 2009 wurde des 200. Geburtstags des Komponisten Felix gedacht, und diesem Umstand verdanke ich mehrere einzigartige Konzerte, unter denen die Aufführung des Oratoriums *Paulus* mich allerdings besonders beeindruckt hat. Noch wichtiger war indes, dass ich hier von neuem dem Großvater des Komponisten, dem Philosophen Moses, begegnet bin, dessen Schrifttum mich seit einigen Jahren immer wieder fasziniert und dessen Haltung in den Auseinandersetzungen mit Lavater und Jacobi mich beeindruckt. Wiewohl sein Denken gewiss weit hinter dem kritischen Anspruch Kants zurückbleibt, verehere ich sein aufgeklärtes Verständnis der Religion. Als Motto meines philosophischen Arbeitens nach meinem Aufenthalt im Wiko wähle ich zwei Sätze aus seiner menschenfreundlichen Philosophie, die uns einlädt, gegen diejenigen tolerant zu sein, die anders denken als wir und die die Bestimmung des Menschen im Bewundern des Schönen, in dem Suchen des Wahren und dem Tun des Guten erblickt:

Die Philosophie soll mich glücklicher machen, als ich ohne diese seyn würde, und dieser Bestimmung muss sie treu bleiben. Solange sie eine gute Gesellschafterin ist, und mich auf eine angenehme Weise unterhält, bleibe

ich bey ihr. So bald sie vornehme, frostige oder gar saure Geister macht, und üble Laune bekömmt, lasse ich sie allein, und spiele mit meinen Kindern.

Die Zitate von Seneca stammen aus den *Briefen an Lucilius*: 53, 9; 55, 4 und 3, 5–6. Das Zitat Mendelssohns ist aus seinem letzten Brief, an Sophie Becker, vom 27. Dezember 1785 entnommen.



PICTURE PERCEPTION PROJECTS  
JOHN M. KENNEDY

---

FRSC, Professor of Psychology of the University of Toronto, with a distinguished rank from June 1 in his Wiko year, which he celebrated at Villa Walther in a goodly company of Fellows. A student of perception, he does for pictures and touch what Louis Braille did for words. This requires theories of elements (line and contour), the major geometries of perception, especially perspective, and the use of pictures as literal and metaphoric vehicles. He was President of Psychology and the Arts (Division 10 of the American Psychological Association), and editor of *Metaphor and Symbol*. In 2002, the *New York Times* declared that his work on perspective “changed the way we think” and *The Times* listed his ideas about touch and pictures as one of the top ten ideas of the year. Prize-winning documentaries on his work include CBC’s (2008) and G. Antipli’s (2001, given a NY Film Festival award). B.Sc. Queen’s Belfast, Ph.D. Cornell, he taught first at Harvard and thereafter at Toronto. – Address: Department of Psychology, University of Toronto, 1265 Military Trail, ON M1C1A4. Canada. E-mail: kennedy@utsc.utoronto.ca

The Wissenschaftskolleg has been a most amiable place in which to be curious about pictures. Would you like to see some? Please fasten your seat belt!

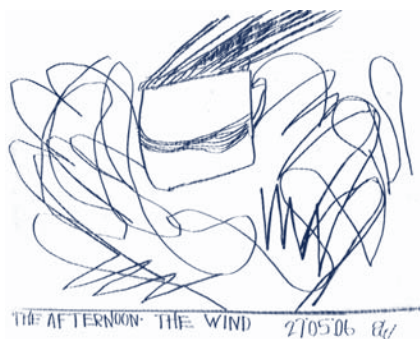
E. W., a woman from Augsburg who has been blind since infancy, uses some perspective (Kennedy in press), e. g. drawing a landscape (Fig. 1). Her work may be a developmental advance on sketches by blind people unpractised in drawing (Kennedy 2009; Kennedy and Juricevic 2008).





*Fig. 1. Pina, August 11, 2008, by E. W. Rock pinnacles in a desert in Australia, decreasing in size up the page, showing distance, with bushes, wiry trees and sand. The top middle vertical bent line portrays a breeze.*

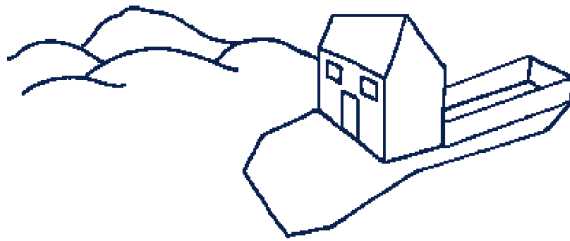
E. W., originally from Japan, visited Wiko and was welcomed by many Fellows, especially Toshio and Noriko Hosokawa, and we all recognized E. W.'s inventiveness with what may be pictorial metaphors, e. g. in Figure 2 she showed thoughts and sighs.



*Fig. 2. The afternoon, the wind, May 27, 2006, by E. W. Around the steaming coffee cup are tropes, perhaps, for thoughts. The bottom middle zigzags are sighs.*

Teacher Elke Zollitsch, from Passau, strongly encourages E. W. to use her own initiative. Like philosopher John Krois, I believe E. W.'s self-taught work is a big step in the history of illustration from rock art in the Drakensberg, S. A., to the present.

E. W. uses a raised-line drawing kit. For her, as for the sighted, line depicts the edges of physical surfaces, not purely visual borders – shadows and the like. Of interest, lines often show concave corners in which foreground continues behind a foreground edge, I realized this year. If a wall stands on the ground, the foreground surface continues behind the wall's base (Fig. 1). If E. W. is my Wiko 1 work, this is Wiko 2.



*Fig: 3.* A line depicts a surface edge, e.g. at a concave corner where a ground surface continues under a garden wall. On the ground a shadow is outlined, but the qualia of shadows are not perceived.

My Wiko 3 realization is that line depicts wires, cracks, rails, ruts and steps using its 2 contours and the width between the contours. Cave artists discovered this to show mouth lines and horns. Pictures of horns (sharp carets  $\wedge$  in form) use the exterior contour of the line to show a pointed horn's tip. The thicker the line the further the interior contour is from the horn's tip.

As Bruno Olshausen said, lines do not depict shadow borders – brightness and darkness. The Berlin School of Gestalt emphasized that a line can be dotted, with no brightness or colour to the imaginary filament joining the dots. Wiko 4 is a model for bevelled ends of lines in a circle, which do have brightness effects (Fig. 4).



Fig. 4. What a halo should be. Bevels at ends of lines induce sunny brightness.

Holk Cruse's brain group might accept that the brightness comes from neural cells sensitive to a receptive field shaped like an O. The cells fire if one side of their O receptive field is brighter than the other. They exaggerate the brightness difference a little. Along a bevel a lot of these would fire, a OOOOO-shaped group that could fire a higher-order cell. The higher-order cell is saying "lots of increase in brightness here!"

In Wiko 5, work using perspective illusions (Hammad and Kennedy 2009; Hammad et al. 2009), Fig. 5's cubes were oscillated so the higher cube became the lower one, and back again. Whether static, as in Fig. 5, or oscillating, you cannot tell the size of the 2D acute and obtuse angles in the quadrilaterals depicting the top surfaces of the cubes. The quadrilaterals contain 3D information biasing perception of the 2D angles on the picture surface towards the 3D right angles they depict. Hence, as R. Arnheim said, artists using perspective cannot see their own drawings correctly.



Fig. 5. Cubes in perspective. In the lower figure the large quadrilateral's 4 angles look similar. But this is quite false. They are 20 degrees different.

In Wiko 6 (Bhasin, Kennedy and Niemeier in prep.), as befits Axel Meyer's Darwin Year group, Fig. 6's profiles seem happier in expression as features get higher and mouth angles more acute. The height effect may be metaphoric.

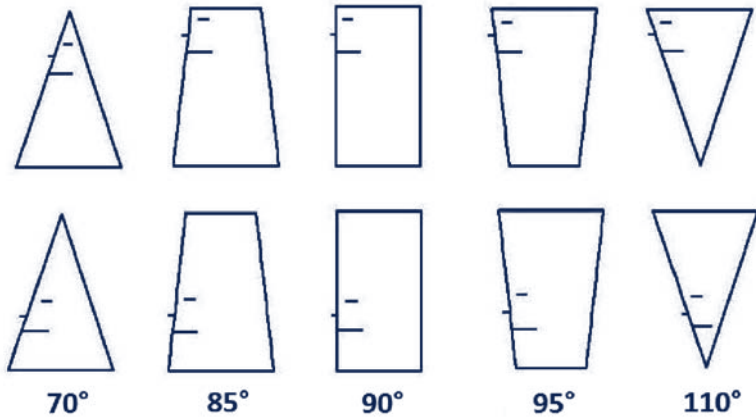


Fig. 6. Feature height and mouth angle change faces from cheerful to sad.

For Wiko 7 I tested vision's approximation to perspective with Fig. 7 (Juricevic, Kennedy and Abramov 2009).

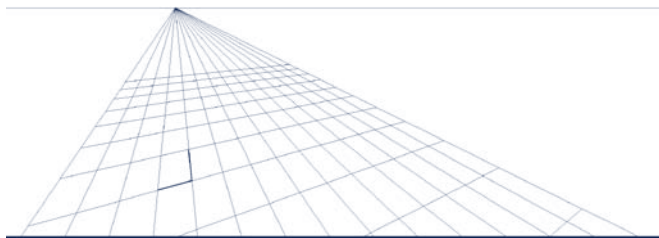


Fig. 7: Perspective picture of square tiles on a piazza. From the correct vantage point the highlighted tile looks rectangular.

Observers looking at Fig. 7 from the correct vantage point use angles to find shape, e. g. the proportions of the tile with the thick line. For any ratio of the angles subtended by the tile's sides, the greater the angle of the tile from the nearest point on the picture, the larger the tile, but the rate of change of the proportions is slower than it should be geometrically. I believe vantage points and perspective are also used in haptics. With M. Wnuzcko, I am now asking people to point to far-off objects, first visually-monitored and then blindfolded.

Encouraged by Jim Conant's take on sceptics, Wiko 8 is about internalization (Kennedy and Vervaeke 2008). Is internalization of action mental representation? Alas, like vision-is-pictures-in-our-head theory, internalization assumes representation. It does not provide it. Indeed, solving the problem of induction from action and perception is impossible in an unconstrained world. Rather, vision is possible because its only borders are luminance borders and chromatic borders, under monocular, binocular, static and kinetic conditions. In constrained environments there is lots and lots of information within this limited set of borders. They specify the world, and perception relies very effectively on this highly reliable information.

Wiko 9 is about brain imaging and face recognition. Sui, Liu, and Kennedy (2008) used EEG imagery and found differences in brain responsiveness I simply do not understand between active and passive exploration of pictures of faces.

Wiko 10 is a wager about brain imaging. In blind people, the erstwhile visual areas of the brain are not turned off. Likely they are recruited for spatial tasks including drawing in perspective. The language and planning areas may be more lit up if the drawing involves metaphor. I have circulated this bet to colleagues interested in imaging.

Wiko 11 is a 100-page draft of an introduction to Perception, entitled "Eye and Mind".

Wiko 12 is a proposal for a museum exhibition of pictures by the blind.

The seatbelt sign has been turned off. Caution: Items in the overhead compartment may have shifted. For certain they did in mine. But my purpose is not to prove my theories, but to improve them. This intensive Wiko year helped me solve problems that puzzled me for decades, and introduced quite novel ones.

## References

- Kennedy, J. M. and S. Hammad. 2010. "Maniatis's arguments about impossibilities and rigging in Hammad et al. (2008): The importance of Pizlo (2008)." *Seeing and Perceiving* 23. DOI: 10.1163/187847509X12605137947501
- Bhasin, S., J. M. Kennedy, and M. Niemeier. 2010. "Emotional expression on a profile: feature height, mouth angle and tilt." *Attention, Perception, and Psychophysics* 72, 187–192. DOI: 10.3758/APP.72.1.187
- Kennedy, J. M. 2009. "Outline, mental states and drawings by a blind woman." *Perception* 38, 1481–1496. DOI: 10.3758/APP.71.2.217
- Juricevic, I., J. M. Kennedy, and I. Abramov. 2009. "Foreshortened tiles in paths converging on an observer viewing a picture: Elevation and visual angle ratio determine perceived size." *Attention, Perception, and Psychophysics* 71, 217–224. DOI: 10.3758/APP.71.2.217
- Kennedy, J. M. 2008. "Metaphoric drawings devised by an early-blind adult on her own initiative." *Perception* 37, 1720–1728. DOI: 10.3758/APP.71.2.217
- Hammad, S., J. M. Kennedy, I. Juricevic, and S. Rajani. 2008. "Ellipses on the surface of a picture." *Perception* 37, 504–510. DOI: 10.1068/5840
- Hammad, S., J. M. Kennedy, I. Juricevic, and S. Rajani. 2008. "Angle illusion on a picture's surface." *Spatial Vision* 21, 451–462. DOI: 10.1163/156856808784532554



*HYSTERESIS* ODER: DIE PRAXIS  
DES VERSTEHENS  
CHRISTOPH KÖNIG

---

Christoph König, geboren 1956, studierte Philosophie, Germanistik und Amerikanistik an der Universität Innsbruck, leitete lange Jahre im Deutschen Literaturarchiv Marbach die Arbeitsstelle für die Erforschung der Geschichte der Germanistik und ist seit 2005 Professor für Neuere und neueste deutsche Literatur an der Universität Osnabrück. Er erweiterte seine philosophische Befragung literaturwissenschaftlicher Methodik im Laufe seiner Forschungen um die Frage nach den historischen, disziplinären Bedingungen des Verstehens und entwickelt zuletzt eine Theorie der philologischen Praxis, namentlich der Interpretation. Gastprofessuren führten ihn nach Paris und in die USA. Zu seinen Büchern zählen die Studie *Hofmannsthal. Ein moderner Dichter unter den Philologen* (2001, 2. Aufl. 2006), das von ihm herausgegebene *Internationale Germanistenlexikon 1800–1950* (2003, 3 Bde. CD-ROM), die Biographie *Engführungen. Peter Szondi und die Literatur* (2004, 2. Aufl. 2005), das Buch *Häme als literarisches Verfahren. Günter Grass, Walter Jens und die Mühen des Erinnerns* (2008), die Festschrift für Jean Bollack *La philologie au présent.* (gemeinsam mit Denis Thouard, 2009); er ist Herausgeber der Zeitschrift *Geschichte der Germanistik* (Wallstein Verlag, seit 1991) sowie zahlreicher Briefwechsel, Buchreihen und Sammelbände. – Adresse: Institut für Germanistik, Universität Osnabrück, Neuer Graben 40, 74490 Osnabrück. E-Mail: christoph.koenig@uos.de

Der Tag der Abreise. Mitten im Packen, Verabschieden, in dem Zurückgeben der Bücher eine Stunde der Konzentration. Ich spreche mit Dieter Grimm über die Schwierigkeiten des Verfassungsgerichts, die „Kunst“, deren Freiheit es zu schützen gilt, jeweils am einzelnen literarischen Werk zu bestimmen. Das Innehalten im Gespräch gibt dem letzten

Tag seinen Sinn. Mehr noch: Das Wort „Konzentration“ ist eines der Hauptwörter, mit denen ich mein Jahr am Wissenschaftskolleg charakterisieren will, und insofern erhält jener Tag Ende Juli 2009 eine Verantwortung für die vorausgehenden Tage. Tage können füreinander eintreten, wenn das Jahr im Ablauf der Tage gestaltet wird. Mit dem Blick der Vorzukunft. Man soll mit der Möglichkeit einer kohärenten Rückschau rechnen dürfen und so die Hysteresis – die verzögerte Einsicht – vorbereiten. Nachträglich, wieder zuhause, erkläre ich mir die vielen Glücksmomente, die ich erlebte, durch die mir geschenkte Möglichkeit, der Konzentration eine Gestalt, eine Lebensform geben zu können. Das ist nicht einsinnig gemeint, denn die Vielfalt ist das Kennzeichen der Lebensformen am Wissenschaftskolleg. Der Lärm im Tagebuch, das ich für diese Zeilen nochmals lese, bezeugt das: Der Reichtum der Tage war oft kaum zu bewältigen.

Die Praxis des Verstehens literarischer Werke wurde zu meinem Jahresthema. Mir erging es dabei wie vielen vor mir. Nach wenigen Wochen entschied ich mich, eher die Rückseite denn die Vorderseite des Projekts, mit dem ich angereist war, in Augenschein zu nehmen. Kein historisches Buch über die Philologen als Erfinder von Nationen sollte also, wie geplant, geschrieben sein, keine Geschichte der europäischen Philologien, die gerade im 19. Jahrhundert in der Gravitation deutscher – nationaler wie auch komparatistischer – Modelle entstanden oder sich dagegen wehrten. Stattdessen begann in mir die Frage zu bohren, wie Philologen mit ihren Gegenständen konkret umgehen und ob sich mittels der Analyse ihrer Praxis die Epistemologie der Philologien klären lässt. Als immanente Grundlegung der Fächer insgesamt. In der offenen Reihe philologischer Praktiken, die vom Sammeln bis zum Edieren und Übersetzen, von der Interpretation zur Kanonbildung und zum Bildungsgebrauch reicht, entschied ich mich für die Interpretation, die alle anderen durchdringt. Schließlich, am Ende des Jahres, lautete die Frage: Wirken in den Praktiken eine technische Richtigkeit und eine meist unerkannte, „natürliche“ und spontane Rationalität, die sich als dem Text von Belang angemessen beurteilen lassen?

Wer von „angemessen“ redet, spricht von den Werken selbst und erhebt für bestimmte Lektüren einen Geltungsanspruch. Heute ist das eine exzentrische Position innerhalb der Philologie, die ihrerseits in den Literaturwissenschaften am Rande steht. Die Literaturwissenschaften haben sich mit einer öffentlich akzeptierten Dogmatik der Offenheit verbündet, die sich ausbreitet. Man schließt vom Changieren der Interpretationspositionen auf die Ambivalenz der Texte selbst. Die Schwierigkeit scheint sich zu steigern, wenn man von der Praxis allein ausgeht: Denn wenn Verstehen eine Tätigkeit ist, die über



handwerkliche Regeln verfügt, nicht aber über Regeln zur Anwendung dieser Regeln, dann steht der Leser vor jedem literarischen Werk stets von neuem wie ein blutiger Anfänger. Verstehen verlangt zuvorderst Urteilskraft. Der einzige Weg besteht – so mein Gedanke – darin, in den Werken eine Notwendigkeit zu konstruieren, der die interpretierende Praxis folgt. Nachträglich klärt sie sich über sich selbst auf. Insofern begründet man – gegen die gleichfalls „praktische“ Lust am Aktualisieren alter Texte – eine Art „Zwangphilologie“. Gedanken wie dieser sorgten für Gesprächsstoff über die Fächer Grenzen hinweg. Über Wörter wie „Wahrheit“ und „Geltung“ und „Notwendigkeit“ und Kants „Zweckmäßigkeit“ redeten wir uns heiß; und kommentierten Gesagtes auch körpersprachlich. Beispielsweise durch eine Umarmung vor dem Restaurant „Capriccio“ für die Überzeugung, dass es ein vernünftiges Vermögen gibt, das sich den (historischen, kulturellen) Umständen entzieht. Oder anders: Dass gerade kraft seiner Vernunft der Leser die Vernunft des antiken Werks versteht.

Wir hatten alle Glück miteinander. Das zeigte sich in unserer großen Geselligkeit. Und es zeigte sich gerade in den Dienstagskolloquien. Die Diskussionen dort verblieben im Paradox (und verteidigten es implizit), dass wir uns der Freundschaft gerade dann versicherten, wenn wir einander im Argument den Teppich unter den Füßen wegzogen. In der „Freundschaft“ drückte sich eine Mischung aus Staunen, Unglauben, Kritik und Resignation aus, die dem anderen nicht unbedingt das letzte Wort zugesteht, ihn aber lässt. Der rasche, umstürzende Witz war Münze und Währung unserer Kommunikation. Als Einführung in die Podiumsdiskussion zum Jahrestreffen der ehemaligen Fellows, das jeweils im Juli stattfindet, erzählte ich einen jüdischen Witz. Die Diskussion galt dem Thema „Ortsgebundenheit – Literaturwissenschaft diesseits und jenseits von Grenzen“, und es ging um historische, lokale, institutionelle, subjektive Faktoren der Forschung, vor allem in der Lektüre. Der Witz von Abraham und Zwi, den ich erzählte, sollte nicht nur in die „Ortsgebundenheit“ der Forscher allgemein einführen, sondern auch in unsere Umgangsformen: Abraham behauptet, er könne fliegen, und Zwi meint, er soll es ihm zeigen. Daraufhin entfaltet Abraham allerlei Aktivität, er flappt mit den Armen, dreht sich, summt, wirft sich in den Dreck, bedeckt sich mit Laub – dann hebt er ab, dreht einige Kreise und landet sicher. Zwis Kommentar wäre auch der unsrige gewesen: „Ach so machst du das.“

Viele haben es schon gesagt: Das Wissenschaftskolleg ist eine Institution, die selbst ihren institutionellen Charakter konterkariert. Es meidet, was wir uns von ihm wünschen: die Dauer, und so stellen sich die uns vertrauten institutionellen Verfestigungen

erst gar nicht ein. Zunächst wird alles für eine Institution Nötige bereitgestellt, und zwar in seiner besten irgend möglichen Form: kluge Kollegen; Mitarbeiter, die allein deren Wohl im Sinn haben; ein provokant aufgelegter Rektor; die nötigen Instrumente wie Workshops, Vorträge, Podiumsdiskussionen, Mittagseinladungen; ein Bibliotheksdienst, der sich selbst stets zu überbieten sucht; eine in den „Jahrbüchern“ dokumentierte Auto-reflexion, die verhindert, Fehler früherer Fellows zu wiederholen; und vor allem Sorglosigkeit. Für eine bemessene Zeit des Chairos dürfen wir dann damit spielen und unsere eigene Institution bauen. Das schließt Privateres ein: einen Lesezirkel über Celans Gedichtband *Atemwende*, und die größere „poetry group“ von Catherine Robson; dazu gehören auch meine Spaziergänge mit Frank Rexroth. Dazu gehört die Einladung Toshio Hosokawas, Schubertlieder zu seiner Begleitung zu singen. Und vieles mehr. Kraft der Freundschaft, von der ich sprach, konnten wir jeder noch weiter gehen und die Privat-institution, ein jeweils *eigenes* Wissenschaftskolleg basteln, ohne die anderen zu behelligen, selbst wenn sie einbezogen wurden. Das Wundersame daran – waren wir anders, besser als die anderen Jahrgänge? – lässt sich auf mein Metier münzen: Man durfte der Urteilskraft folgen und ohne verbindlichen Begriff (einer Institution) den Gegenstand konstruieren. Liegt also die vielgerühmte Weisheit des Wissenschaftskollegs letztlich in dessen ästhetischem Möglichkeitssinn?

Mein *persönliches* Kolleg befasste sich vor allem mit sogenannten „schwierigen“ Texten und den disziplinären Traditionen des Missverstehens. In diesem „Kolleg“, an dem vor allem Philosophen, Historiker und Soziologen teilnahmen, passierte viel: Mit großzügiger Unterstützung des Hauses organisierte ich einen zweitägigen internationalen Workshop über die „Theorie philologischer Praxis“ (mit Peter-André Alt, Heinrich Detering, Joachim Küpper, Michael Lackner, Sheldon Pollock und Philippe Rousseau als Gästen); Jim Conant beteiligte sich uneingeschränkt an Vorbereitung und Diskussion, und ich wiederum moderierte in seinem Workshop über „The Nature of Practical Intelligence“ mit der Frage im Kopf, wo die Grenzen der Philosophie für die Explikation der philologischen Praktiken zu ziehen seien. Mit einem Kurzvortrag „On Goethe’s and Hofmannsthal’s Art of Science“ trug ich zu einer von Roger Chickering und mir initiierten Podiumsdiskussion über die Einheit der (Natur- und Kultur-)Wissenschaften bei. Dienstagsvorträge antworteten auf meine Fragen: Hsueh-man Shen analysierte die Verehrung einiger ausgewählter buddhistischer Sutren. Musste man die Sutren nicht lesen, um einige wenige für die Verehrung auswählen zu können? Ruedi Imbach betrachtete die Sprachphilosophie in Dantes „Paradiso“ – dort ergreift Adam als dichterische Erfin-

dung das Wort. Oft war an den Tischgesprächen mit Reinhard Merkel von der juristischen Auslegung die Rede, in der „Gesetze“ entstehen – worin unterscheiden sich Verfassungsurteile von anderen Gesetzen? Oder die Fragen, die mich mit Dipesh Chakrabarty und Ibrahim Thioub verbanden: Kann man innerhalb des (kolonial zugemuteten) Vorurteils ein kritisches Verständnis der eigenen Lage erzielen; und welche Rolle hat die Auslegung schriftlicher sakraler Texte, wenn es den Kolonialisierten darum geht, eine Subjektivität zu behaupten? Der Agon wurde leichtfüßig ausgetragen, die Verhältnisse kehrten sich oft um. Wir fragten: Welche Disziplinen können einen Vorrang behaupten? Ist es die Geschichte, weil sie alles zum Gegenstand habe, was geschehen ist, oder die Philologie, die sich mit dem befaßt, was (falsch) verstanden wurde? Roger Chickering legte seine Präsentation zu meinem Kolloquium als Versuch an, „to historicize Christoph“, also ihn (endlich) zu verstehen.

Das Glück des Philologen ist an die Literatur gebunden, die er zu verstehen sucht. Ihrer Konzentration folgt er bestenfalls, und die Momente, in denen das gelingt, setzen die private und (im Sinn einer Stellungnahme) subjektive Welt voraus, die wir schaffen durften. Ich widmete mich in meinen Studien einigen wenigen Gedichten aus Rilkes Zyklus *Die Sonette an Orpheus* (1922). Das nächste Buch wird fast ausschließlich dem Gedicht „O komm und geh“ (II. 28) gewidmet sein. Nicht davon möchte ich hier sprechen, sondern von dem Glücksmoment bei der Interpretation eines anderen Gedichts von Rilke. Der Moment ergab sich wieder im Gespräch. Luca Giuliani stellte mir die Frage, ob sich mittels der Interpretation von Rilkes Gedicht „Früher Apollo“ aus der Sammlung *Neue Gedichte* entscheiden lässt, welchen der im Louvre verwahrten Kuroi Rilke gesehen haben mag. Wir betrachteten die Abbildungen im Katalog des Louvre, lasen das Gedicht ... eine Seitenfrage führte unversehens zur Antwort. Warum wird in der Zeile „zu kühl für Lorbeer sind noch seine Schläfe“ (V. 7) das Wort „Schläfe“ als Plural („sind“) aufgefasst? Im „Grimm“ erfährt man *sub voce* „Schlaf / Schläfe“ (tempus capitis) Folgendes: Aus dem Wort Schlaf hat sich das Wort „Schlaf“ für Schläfe entwickelt, da man annahm, dort habe der Schlaf seinen Sitz. Aus lautlichen Gründen entsteht daraus das Wort „Schläfe“, mit der Folge, dass der Plural von „Schlaf“ (für Schläfe) verloren geht. Man hat nur mehr „Schläfen“. Indem nun Rilke grammatisch (durch den Plural) zwingt, das Wort „Schläfe“ als Plural von „sommeil“ zu nehmen, verwendet er eine ausgestorbene Pluralform, und führt damit auch das spätere Wort (die Schläfe) auf seine frühere Bedeutung zurück (der Schlaf, der seinen Sitz in der Schläfe hat). Rilke beherrschte dank seiner ausgedehnten Lektüren die Sprachgeschichte und erweiterte grammatisch seine sprachli-

chen Möglichkeiten. Er verstand sich darauf, Alltagsworte mit einem neuen eigenen Sinn zu versehen. Allgemeiner gesprochen, zeigt das Beispiel: Mit der Syntax erhält das Interpretationsargument seine vernünftige Grundlage: Indem vom Schlaf die Rede ist, der „in seinem Haupte“ (V. 3) lebt, und nicht von einer bestimmten Schläfe, ist das Haupt selbst nicht identifizierbar. Die konkreten Bestimmungen sind getilgt. Die Kuroi hatte Rilke hinter sich gelassen.

Im Rückblick erst zeigt sich, wie voraussetzungsreich jeder Einfall ist, aber auch, warum wir – zugunsten des Einfalls – das Jahr vom Ende her leben mussten. Am Ende, zu unserem Abschlussfest, sangen wir alle fest im Chor, frei nach Hertha BSC: „Nur nach Hause, nur nach Hause, nur nach Hause gehn wir nicht!“ Und hatten uns das von Anfang an vorgenommen.

Während meines Jahrs im Wissenschaftskolleg konnte ich eine Reihe von Büchern und Aufsätzen abschließen oder zur Publikation bringen. Das geschah in jenem Tumult und stand doch nicht im Zentrum, da es ohne Behelligung vonstatten ging:

„Critique Today: The University and Literature around 1968.“ *Telos* 144 (Herbst 2008): 173–179.

„Celans frühe Sprachpraxis. Über die Gedichte ‚Auf Reisen‘ und ‚Zwölf Jahre‘.“ *Euphonia* 103, 1 (2009): 63–81.

„Raumgewinn.‘ Das Sonett II.1 aus Rilkes Zyklus ‚Sonette an Orpheus‘.“ In *Dazwischen. Reisen – Metropolen – Avantgarden; Festschrift für Wolfgang Asholt*, herausgegeben von Wolfgang Klein, Walter Fähnders und Andrea Grewe, 531–542. Bielefeld: Aisthesis Verlag, 2009. (Reisen Texte Metropolen 8.)

„Rilkes Leser – Zur Theorie und Kritik von Interpretationskonflikten im Gedichtzyklus ‚Die Sonette an Orpheus‘.“ In *Was ist eine philologische Frage?* Herausgegeben von Jürgen Paul Schwindt. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2009, 227–254.

„Penser le langage. Schiller après Humboldt.“ In *La philologie au présent. Pour Jean Bollack*, herausgegeben von Christoph König und Denis Thouard. Lille: Septentrion, 2009.

„Hölderlin-Schock.“ [Briefwechsel Rainer Maria Rilke / Norbert von Hellingrath] *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 17. 12. 2008.

*Das Potential europäischer Philologien. Geschichte, Leistung, Funktion*, herausgegeben von Christoph König. Göttingen: Wallstein, 2009. (Philologien 1.)

*La philologie au présent. Pour Jean Bollack*, herausgegeben von Christoph König und Denis Thouard. Lille: Septentrion, 2009.

„Mallarmés Gedicht ‚Surgi de la croupe‘.“ *Kultur & Gespenster* (im Druck).

*Strettoie. Peter Szondi e la letteratura*. Edizione italiana a cura di Massimo Pizzingrilli. Neapel: Quodlibet, 2009. [Auch die spanische Übersetzung unter dem Titel „Angosturas“ wurde abgeschlossen.]

Nachträglich komponierte ich das nächste Heft der Zeitschrift *Geschichte der Germanistik* (H. 35/36, 2009) zu einem persönlich-objektiven Wiko-Spiegel des Verstehensproblems, mit Beiträgen von Dieter Grimm, Reinhart Meyer-Kalkus, Michael Lackner (Fellow 1991/92), Sheldon Pollock (Fellow 2009/10) und Jim Conant. Auch so ließ sich das Ende unterlaufen.



VILLA DER ENTZÜCKTEN  
ANNA KONIK

---

Anna Konik, geboren 1974 in Lubliniec, lebt in Warschau und Berlin. Sie studierte Bildhauerei bei Grzegorz Kowalski und Krzysztof M. Bednarski an der Akademie der Künste in Warschau, wo sie 2000 mit einem M.A. abschloss. Sie unterrichtete Neue Medien an der Internationalen Sommerakademie für Bildende Kunst Salzburg (2008 und 2009) und als Rudolf Arnheim Associate Professor an der Humboldt-Universität zu Berlin (2009). Anna Konik schafft Videoinstallationen, und in ihrer Technik kombiniert sie Halbdokumentarisches, Installationen, Performances, Skulpturen und Fotoobjekte. Das Material ihrer Arbeit ist das Unsichtbare und dennoch Wahrnehmbare – Gefühle, undefinierbare Intuitionen; eine innere Welt, die nur durch Träume, poetische Vorstellungskraft und geistige Introspektion zugänglich wird. Ihre Protagonisten sind Menschen, die an den Rändern der Realität leben, unauffällig und durchsichtig. Der Raum spielt eine wichtige Rolle in Koniks Arbeiten, er definiert und ergänzt ihre Videoprojektionen. Videoinstallationen: *Our Lady's Forever*, Städtische Galerie Wolfsburg, 2009, 61st International Film Festival Locarno, 2008, Zacheta National Gallery of Art, Warsaw, 2007; *Transparency*, Centre for Contemporary Art, Ujazdowski Castle, Warsaw, Akademie Schloss Solitude, Stuttgart, 2004. – Adresse: Bötzowstraße 35, 10407 Berlin.  
E-Mail: [annakonik@gmail.com](mailto:annakonik@gmail.com); [www.annakonik.art.pl](http://www.annakonik.art.pl)

Ab Oktober 2008 war die Villa Linde in der Wallotstraße 19 für fünf Monate mein Wohnort, Arbeitsplatz, Ort für Begegnungen und Quelle meines Entzückens. Die alte Villa im ehemals deutsch-jüdischen Bezirk Grunewald dient heute als Enklave für herausragende Wissenschaftler aus der ganzen Welt. Der Ort hat einen eigenen Rhythmus und ist von

der realen, äußeren Zeitrechnung völlig abgekoppelt – eine Pforte zu einer anderen Wirklichkeit. Jorge Luis Borges schreibt in der *Bibliothek von Babel*, sie bezaubere mit dem dargestellten Modell eines Universums aus Texten mit sämtlichen möglichen Gedanken. „Sämtliche Bücher, wie verschieden sie auch sein mögen, [bestehen] aus den gleichen Elementen: dem Raum, dem Punkt, dem Komma, den zweiundzwanzig Lettern des Alphabets. ... In der ungeheuer weiträumigen Bibliothek gibt es nicht zwei identische Bücher.“ Sie ist ein Symbol für die Vielfalt und in dieser Vielfalt für die Sehnsucht nach dem, was beständig und unveränderlich ist. Die Beschreibung der Bücher und der Orte sind eine Metapher dessen, was ich selbst im Wissenschaftskolleg zu Berlin erlebt habe. Ich bin Menschen begegnet, die mich mit ihrer Weltsicht, ihrer Individualität und ihrem selbstvergessenen Handeln verzauberten.

Meine Anwesenheit an diesem Ort könnte eigentümlich oder unbegründet erscheinen. Weder die Kunst noch der Künstler genießen heute jene Anerkennung, die ihnen in der Zeit der Renaissance entgegengebracht wurde, sie werden weder als Menschen der Wissenschaft gesehen noch als solche, die eine bessere Wirklichkeit erschaffen können. Sie werden nicht als Gesprächspartner wahrgenommen. Die Haltung zahlreicher Künstler, um jeden Preis gegen etwas sein zu müssen, mag eine Konsequenz daraus sein, oder aber es ist das Resultat aus dem mangelnden Verständnis für die moderne Sprache der Kunst, der Form, des Raumes, der Kontexte...

Hier denke ich vor allem an die Ausstellung *Memory* von Anish Kapoor in der Deutschen Guggenheim, die ich im Januar 2009 in Berlin sehen konnte. Eine riesige eiförmige Metallform füllte den gesamten Galerieraum und schien ihn zu sprengen; sie ließ sich nicht umkreisen. Damit der Betrachter den Titel verstehen konnte, wurde er vom Künstler in einen Betrachtungs- und Erinnerungsprozess hineingezogen. Um die gesamte Form erfassen zu können, musste man den Galerieraum durch einen Ausgang zur Straße verlassen und ihn erneut durch einen zweiten Eingang betreten, damit man den anderen Teil der Skulptur überblicken konnte. Dieser kurze Moment des Ortswechsels und die plötzliche Konfrontation mit dem Großstadtchaos helfen, den Titel *Memory* zu entziffern. Das Werk fordert die Erinnerungsfähigkeit des Betrachters heraus. Die Wahrnehmung ist kurz, flüchtig, nicht in Worte zu fassen, denn man ist sich nicht sicher, ob man sich das Aussehen der anderen Seite richtig eingepägt hat. Das Spiel mit der eigenen Erinnerung und der räumlichen Erinnerungsfähigkeit am Schnittpunkt der Realität sind die Hauptelemente dieser Arbeit, auch wenn sich zahlreiche weitere Motive finden ließen.

Doch damit sind die Wahrnehmungsmöglichkeiten nicht erschöpft. Der Betrachter konnte entdecken, dass man das Innere der Form durch ein herausgeschnittenes rechteckiges Loch betrachten kann, wenn man nur den richtigen Raum erreicht. Das ist ein Spiel mit der Illusion, weil man in der Metallwand ein schwarzes Rechteck als Grenze des schwarzen Schlundes im Inneren entdeckt. Das Rechteck bezieht sich offensichtlich auf das Schwarze Quadrat von Malewitsch – das Symbol der Unendlichkeit und Vollständigkeit. Es ist ein Aneinanderreiben der Gegensätze – das Innere mit dem Äußeren, das Unerreichbare und Geheimnisvolle mit dem Konkreten und Handfesten. Die Erinnerung – *Memory* – ist ein festes und wiederkehrendes Element der Kunst (auch in meinen Video-Arbeiten *Transparency*, *In the Middle of the Way*, *Our Lady's Forever*), aber auch Thema zahlreicher literarischer, neurologischer oder psychologischer Abhandlungen. Sehen, Verstehen und Fühlen sind sehr komplizierte und nicht vollends ergründete Prozesse, die dieser kurzen Abschweifung zu Grunde liegen.

Mein Aufenthalt am Wissenschaftskolleg zu Berlin war für mich eine neue und einzigartige Erfahrung. Nicht nur dadurch, dass ich zum ersten Mal Zeuge einer so bewussten und komplizierten Verwendung von Sprache werden und mich in der Bibliothek mit unterschiedlichen Büchern beschäftigen konnte und ihren Reizen erlag – um Borges' Metapher zu verwenden –, doch vor allem dadurch, dass ich die Vielfalt der Wahrnehmung, Interpretation und des Verstehens direkt empfunden habe. Mein Entzücken und mein Erstaunen über das, was ich sah und hörte, führte direkt zur Entstehung der Video-Installation *Villa der Entzückten*\*. Es ist eine Aufzeichnung von illusionistischen Bildern, Gedanken und Stimmen. Der Raum und die Fortbewegung des Betrachters darin sind die Elemente, die den Aufbau der Projektionen begründen, sie miteinander verbinden und sich auf die architektonische Form des Gebäudes beziehen.

---

\* Anna Koniks während der Zeit am Wissenschaftskolleg entstandene Video-Installation „The Villa of the Entranced“ erhielt den Preis für junge polnische Kunst „Views 2009“ und wurde vom 19. September bis 15. November 2009 in der Warschauer Zacheta Nationalgalerie gezeigt. In Berlin wird die Installation vom 28. April bis 21. Mai 2010 im Max Liebermann Haus der Stiftung Brandenburger Tor gezeigt.





*The Villa of the Entranced*, Video-installation, 2009/2010 (4 simultaneous projections: external projection 50' (from dimness/nightfall till brightness/daylight); internal projections 3 × 25'6", loop, architecture of the place). Photo 1 – installation view, Zacheta National Gallery of Art, Warsaw, 2009

Indem der Betrachter in die Projektion der Fassade eintritt, überschreitet er eine imaginäre Grenze zwischen der äußeren, realen und der inneren, illusionistischen Welt. Er taucht ein in eine Reihe assoziativer, vielfältiger Reflexionen und Spiegelungen des Hauses und seiner Elemente. Die Projektionen haben keine lineare Konstruktion und keinen Zeitverlauf. Es ist eine Betrachtung aus dem Inneren – eine Interiorisierung der Ansicht. Die Kamera liefert keine objektive Sicht, sie ist eine weitere Vervielfältigung. Der Schnitt der Tonspur dient zur Verstärkung dieser Vervielfältigung und lässt sie unwirklich erscheinen: eine Kakophonie aus Tönen, archivierten Vorträgen oder Geräuschfragmenten, die durch das Gebäude und seine Bewohner erzeugt werden. Es ist eine visuelle und tonale Dekonstruktion und Fragmentierung logischer Gedankenstränge, die sich auf eine Vielzahl möglicher Räume und Labyrinth des Geistes beziehen.

*The Villa of the Entranced*, 2009/2010. Photo 2–5 – video stills





Ende Februar 2009 verließ ich die Villa der Entzückten in dem Bewusstsein, dass ich die Möglichkeit erhalten hatte, einen Augenblick in Borges' Bibliothek mit seiner Vielzahl von Büchern zu verweilen, nur um die Buchrücken mit meinen Fingern streifen zu können. Ich hatte die Möglichkeit, Wissen zu berühren und durch Wissenslabyrinth zu wandern, um diese paradoxerweise im Bewusstsein eines noch größeren Unwissens und einer Aussicht auf das immense Ausmaß dessen zu verlassen, was noch zu entdecken ist.



DER SAND VON BERLIN  
THOMAS LARCHER

---

Thomas Larcher, geboren 1963 in Innsbruck, Österreich, ist Komponist und Pianist. Er spielte mit bedeutenden Orchestern und Dirigenten wie Claudio Abbado, Pierre Boulez, Dennis Russell Davies und Franz Welser-Möst und arbeitete eng mit Komponisten wie Heinz Holliger, Olga Neuwirth und Isabel Mundry zusammen. Seine Liebe zu neuer Musik führte ihn auch zur Gründung und Leitung des Festivals „Klangspuren“ (1994–2003) und des Festivals „Musik im Riesen“ (seit 2004). Als Komponist schuf er Werke für die London Sinfonietta, das Artemis Quartett, Heinrich Schiff, Matthias Goerne und Till Fellner, unter diesen Auftragswerke für das Lucerne Festival, das South Bank Centre London, die Zaterdagmatineen Amsterdam u. v. a. 2008/2009 arbeitete Thomas Larcher an der Komposition eines Violinkonzerts (Co-Auftrag RSO Wien, RSO Saarbrücken, Radio Filharmonisches Orkest, Amsterdam), eines Kammermusikwerks für die Wigmore Hall London sowie eines Orchesterwerks für das San Francisco Symphony Orchestra. Larchers Werke erscheinen bei Schott Music, er nimmt exklusiv für ECM Records auf. – Adresse: Innerberg 131, 6133 Weerberg, Österreich.  
E-Mail: [thomas@thomaslarcher.com](mailto:thomas@thomaslarcher.com)

Komponieren ist für mich oft ein Balanceakt zwischen Öffnung und Rückzug, zwischen dem Aufnehmen von Anregungen und dem Verarbeiten derselben an einem Ort, der möglichst leer sein soll ... auch ich wäre idealerweise leer, wann immer ich diesen Ort betrete.

Der Komponist ist ein Verdauungsapparat, der die zu verdauende Nahrung, die Hinzugabe der eigenen Enzyme und die Dauer des Verdauungsvorgangs zu einem großen

Teil selbst bestimmen kann. Der Komponist kennt jedoch sich selbst, das Verdauungsorgan, nur in einem sehr beschränkten Umfang, er weiß vielleicht aus Erfahrung, welche Zutat wie verdaut wird, aber es ist nicht vorhersehbar, wie die Kombinationen der Zutaten (und ich suche eben immer nach mir neuen, unbekanntem Kombinationen und Ausgangsmaterialien) miteinander im Organ reagieren.

Die Nahrung, die ich aufnehme, besteht vorderhand nicht aus „musikalischem Material“, ist nicht von vornherein dazu disponiert, in irgendeiner Form zu Musik „verarbeitet“ zu werden.

Ich sehe mich in einer Zeit, in der wir alle pausenlos mit Nahrung überschwemmt werden: mit den Produkten der Medien, der Kultur, vor allem auch der Musik und der überbordenden Bilderwelt, mit Eindrücken, die aus unserer Reisewut resultieren, mit den Folgen der scheinbar grenzenlosen Kommunikationsmöglichkeiten. Und doch: was außer der enormen Quantität, die hier auf uns niederprasselt, ist davon neu, was davon ist geeignet, verdaut zu werden, was davon könnte sogar dem Verdauungsorgan helfen, mehr über sich selbst zu erfahren? Ich glaube, sehr wenig von alledem: die Bilder, Worte und Töne, welche uns die Medienindustrie (inklusive großer Teile des Konzertbetriebs) liefert, werden immer gleichförmiger, greller und flacher zugleich.

Was wir von der Natur wahrnehmen werden, was wir beim Betrachten eines Kunstwerks sehen werden, was ein Gespräch für uns sein wird, sein kann und zu sein hat: all dies wurde und wird uns vorher schon tausend Mal gesagt, erklärt und in die Ohren geschrien.

Zurückzugehen, Information zu verweigern, sich in den Bereich der eigenen Arbeit zu begeben scheint oft der einzige Weg zu sein, mit dessen Hilfe ich so etwas wie das richtige Leben im falschen zumindest erahnen kann.

Ich spreche hier nicht von einem Rückzug aus dem gesellschaftlichen und politischen Kontext, im Gegenteil: Ich nehme für mich in Anspruch, mich auf mir Wesentliches konzentrieren zu dürfen, um so vielleicht für jemand anderen (einen Interpreten, einen Mitspieler, einen Zuhörer) eine Reflexionsebene, eine Möglichkeit für substantielle Auseinandersetzung schaffen zu können: in Form eines niedergeschriebenen Stücks, in Form eines „Produkts“ (einer CD) oder auch in Form einer Improvisation.

Und aller Überflutung zum Trotz ist es auch heute jederzeit möglich: Ich gehe aus meiner Remise auf dem Wiko-Gelände zur Haltestelle des Autobus M19 und sehe, wie sich Tiere zwischen den Pflastersteinen hervorarbeiten, wie sie Sandgebäude bauen ... und ich sehe, wie unter der grünen Oberfläche des Grunewalds der Sand ist, nichts als

Sand ... man hat einen früheren Abbauplatz für Bausand erhalten, die Sandgrube offen gelassen, da sieht man, wie tief der Sand reicht, ich sehe, wie die Vegetation den Sand wieder überwuchert, ich sehe, wie der Vorplatz der Philharmonie von Sand durchsetzt ist, und sehe eine Stadt und eine Welt aus Sand. Und das nur wegen eines drei Zentimeter großen Insektenwohnblocks auf dem Weg von der Wallotstraße 22 zur Haltestelle des M19.

Es ist also möglich, immer noch, und wird immer möglich sein zu sehen und zu entdecken, mit den eigenen Augen und dem eigenen Kopf. Diese Entdeckungen haben mir keine Medien vorgegeben, sie sind in keinem Berlinführer zu finden, sie sind nicht dem Inhalt eines Buchs abgeschaut. Sie haben auch an und für sich nichts mit dem Wissenschaftskolleg zu tun, nur: kein Insekt, kein Lebewesen kann von mir nach dieser Zeit am Wiko so betrachtet werden wie zuvor.

In meinen vier Monaten am Wissenschaftskolleg fand ich mich in einer Situation wieder, die sehr viel mit dem vorhin Gesagten zu tun hat, es teilweise sogar zugespitzt hat und bei mir ein Nachdenken u. a. darüber ausgelöst hat: 40 Köpfe treffen aufeinander, jeder mit einem eigenen Projekt im Kopf, jeder aber auch mit der Neugier behaftet, die uns Künstlern und den Wissenschaftlern ja so gemein ist. Ein riesiger Input an möglichen Informationen entsteht vor unseren Ohren und Augen: Woche für Woche, Tag für Tag.

Aber hier blättern wir nicht durch 40 Seiten einer Zeitung oder hören 40 Stunden gehobenes Wissenschaftsunterhaltungsradio ... nein, wir können erahnen, dass hier 40 Welten aufeinandertreffen, 40 Kosmen sich gleichzeitig für die Nachspeise anstellen und bei der Abschlussparty (fast vierzigstimmig) „Berlin, Berlin“ singen.

Wie soll man also umgehen mit dieser Situation: sich vergraben in die eigene Arbeit, sich in den Sand hineingraben, so dass möglichst viel davon über einen darüberfließt und einen verdeckt, unsichtbar macht? Oder sich bedingungslos ausliefern, verwirren lassen von Menschen und Gedanken, die man in so kurzer Zeit auch nicht ansatzweise „erfassen“ kann?

Wie so viele meiner Kollegen habe ich versucht, einen Mittelweg zu finden: zwischen dem, was ich in meiner eigenen Arbeit unbedingt zu tun und zu erfüllen hatte, und dem, was ich hier entdecken wollte.

Und wie so viele bin ich deswegen mit meiner Arbeit in einen zeitlichen Rückstand geraten. Aber nur ich und drei andere haben den Satz gehört, den Katharina Wiedemann kurz vor Ende unserer Wiko-Zeit am Mittagstisch gesagt hat: Wer sein Buch NICHT fertiggeschrieben hat, der darf wiederkommen ...



STEPPING BACK  
MICHAEL LEWICKI

---

Associate Professor of Electrical Engineering and Computer Science, Case Western Reserve University. Born in 1966 in Oconto Falls, WI, USA. Studied Mathematics and Computer Science at Carnegie Mellon University, Pittsburgh and Computation and Neural Systems at the California Institute of Technology, Pasadena. Publications: E. C. Smith and M. S. Lewicki. “Efficient auditory coding.” *Nature* 439 (2006). E. Doi and M. S. Lewicki. “A theory of retinal population coding.” *Advances in Neural Information Processing Systems* 19 (2007). “Emergence of complex cell properties by learning to generalize in natural scenes.” *Nature* 457 (2009). – Address: Electrical Engineering and Computer Science Department, Case Western Reserve University, 10900 Euclid Avenue, Cleveland, OH 44106, USA. E-mail: michael.lewicki@case.edu

It’s rare that we get the time and opportunity to step back and look at the big picture. Or, as is more often the case with scholarly work, to attempt to piece one together. As academics, we spend most our time focused on carving out our own niche, where we can develop expertise in order to make contributions to the Body of Knowledge. Stepping back is a risk, because now you must concern yourself with all the important things you don’t know about. Work at this stage is more about input than output, so it’s not an act to be risked without tenure, because you can work quite a lot and have little to show for it. Yet, we are compelled to do this, because it is the whole picture we seek, and that picture promises to offer more insight and understanding than the sum of the pieces.



In my own case, the picture is more of a vision. That is, an appealing theoretical framework that might not have reached its limit. The central thesis is that the perceptual circuitry that underlies animal behavior evolves until it reaches theoretical limits – limits that are imposed by principles of information processing and the physical constraints of the system. If true, it means that biological perceptual systems and all their daunting complexity can be understood on a more abstract level in terms of simpler principles. Moreover, the complex variations across animals are not the result of random adaptation, but represent different trade-offs among the underlying constraints. As an analogy, consider the eye. The eyes of animals are widely varied in shape, size, and other properties, but they all have to focus light. The principles of optics dictate that there are only a handful of ways to accomplish this. But an eye is no good without something to process the image, so just as the eyes evolved to focus light, so to must the biological circuitry have evolved to process the information. In any physical system, there are limits to the speed with which information can be processed. We already know that much of the biological information processing on the level of sensory coding can be explained by theoretical principles, but how far can this idea go? Are there computational principles that can explain the higher-level aspects of perception? What is the minimum set of principles that could describe the information processing in a biological perceptual system? With my colleague Bruno Olshausen, our goal was to start to layout a book that would summarize the current results of the field and to push these ideas further into aspects of perception and behavior that have not been analyzed from this theoretical viewpoint. Writing a book of this nature is necessarily a long-term project, and our time at the Wiko provided us with the opportunity to get it off the ground.

The Wissenschaftskolleg in Berlin (which even the Germans shorten to “Wiko”) offers scholars a rare opportunity to reside in an environment where such reflective scholarship is not only encouraged but actively supported in a manner that is about as professional, comprehensive, and congenial as one can imagine. A key aspect of the Wiko is the support of working groups. It’s nice to have people around who speak your own language. A corollary to this is that if the people around don’t speak your language, or perhaps more to the point, you don’t speak theirs, things can be tough going. I could be talking about German, but at the Wiko this metaphor works on many other levels. In most sabbaticals you select a place where you go to work with a colleague, and if you’re lucky, they’re in a good department with a lot of other interesting faculty. The problem with this, more typical, arrangement, however, is that everyone in the department is living

their normal academic life with all the concomitant responsibilities, and thus very little time for much beside what they're already doing. The working groups at the Wiko are different. Not only can you select your colleagues from wherever they happen to be, but they're all on sabbatical with you, in a place that's far removed from your normal academic life. In short, you are all pretty much free to do whatever you want, spend a lot of time doing it, and have people around to discuss it with.

The "Scene Analysis Working Group" (Cindy Moss, Annemarie Surlykke, Bruno Olshausen, and myself) also took advantage of the Wiko environment to step back and try to work out another big picture of common interest – a framework for describing the perceptual and behavioral aspects of scene analysis across a wide variety of animal systems. This group was particularly engaging for me, because collectively we had a diverse range of backgrounds and areas of expertise. In our regular meetings over the year, we had time to develop, understand, and refine ideas that I don't think could have taken form under any other circumstances. The project was even manageable enough that we got to the stage of producing output and are currently finishing up a paper for *Behavioral and Brain Sciences* with open peer commentary.

For the sake of posterity, I should say that life at the Wiko is not all roses. The overhead (mental and otherwise) of a foreign culture, city, and language is significant, especially for those with families. Then there's the rich social environment of the Wiko, which can be like shock therapy for the reserved. For the intellectually curious, it can be nearly fatal. A word of advice to future Fellows: there are so many interesting people around that curiosity needs to be tempered or you'll get nothing done. But, then, it's a lot of fun doing it.



ARBEIT MACHT SPASS  
FELICE LIFSHITZ

---

Graduate School of Arts and Sciences, Columbia University: Ph.D. in History 1988; M.A. in History 1983. Barnard College, Columbia University: B.A. 1981 cum laude in Medieval Studies. Academic and professional position: 2005–present Professor of History and Fellow of the Honors College, Florida International University (Associate 1995, Assistant 1989). Summer 2006 Guest Researcher, Historisches Seminar, Universität Frankfurt. Spring, 1999 and Summer 2004 Guest Researcher, Forschungsstelle Mittelalter, Österreichische Akademie der Wissenschaften, Vienna. 1998 Visiting Professor, Historisches Seminar, Universität Frankfurt. Fall 1997 Guest Researcher, Abteilung Landesgeschichte, Universität Freiburg. 1988–89 Visiting Assistant Professor of History, Trinity College (Hartford). Publications: *Gender and Christianity in Medieval Europe: New Perspectives* (co-edited with Lisa Bitel, University of Pennsylvania Press, 2008). *Paradigms and Methods in Early Medieval Studies* (Palgrave, 2007, edited with Celia Chazelle); *The Name of the Saint: The Martyrology of Jerome and Access to the Sacred in Francia, 627–827* (University of Notre Dame Press, 2005). *The Norman Conquest of Pious Neustria: Historiographic Discourse and Saintly Relics, 684–1090* (Toronto, 1995). – Address: Department of History, Florida International University, Mitch Maidique Campus, DM 389, Miami, FL 33199, USA. E-mail: lifshitz@fiu.edu, fjq@bellsouth.net

Wiko ends today, July 31, 2009. Last minute, *ganz verlegen*: why am I having so much trouble writing an *Arbeitsbericht*? Browsing through the images posted to the T: drive by Fellows and Partners, above all the photos of the *Abschiedsfest*, I recognize the problem: in my memory of the year, *Arbeit* does not loom very large, and not because I didn't do any.

I did plenty, but it was off the radar screen of emotion (and thus of memory) that was dominated by a familial *Sturm und Drang* resulting largely from my daughter's autistic condition. My household was in a state of constant turmoil, leading me to cancel five planned lectures that would have required me to travel and only once to dare a trip to a manuscript collection (undertaken *en famille* in any case). But almost every day, for at least a little while, it was possible to get lost in *Arbeit*. During the year here I edited two journals, made excellent progress on my monograph, organized and secured a fabulous book contract (my first-ever advance!) for an essay collection that will be aggressively marketed for classroom use, submitted a long-promised book chapter, and wrote book reviews, tenure recommendations, book and article manuscript evaluations, and various and sundry other smaller things. The Wiko (the Fellow Services, the famous library, and my God! what an IT department – there is no praise high enough!) functions so smoothly that my attention was never actually drawn to my work; instead, it just happened, it simply flowed. There was never *Ärger in Arbeit-land*. Indeed, the photos of the *Abschiedsfest* say it all: Fellows, Partners, the Villa Walther kids, everyone working very hard yet looking very happy. At Wiko/im Wiko/au Wiko, *Arbeit macht Spaß*.

So all of that perhaps helps explain why it's not the pleasant daily grind of *Arbeit* that leaps to mind now that I must reflect on my experience of being a small part of the most wonderful academic community on the face of the earth (with some claims to being the most wonderful community *schlechthin*). Everybody was not only “scarily smart” (as Anemarie Surlykke noted in her Tuesday colloquium) but unfailingly nice. It's certainly the first time in my life I ever felt like an intellectual lightweight (not to mention a bit of a grouse). Everyone around me seemed to be taking refreshing daily dips into the works of Kant and Heidegger, while I was reading *Feuchtgebiete*, *Fucking Berlin*, and Gayle Tufts's *Miss Amerika*. Any dim similarity of style between the scattered memories in this (non *Arbeit*-related) report from *Miss Verständnis* and those three entertaining “memoirs” is both intentional and (alas) hard won.

The single most important day for me at Wiko/im Wiko/au Wiko was:

28/04/09	Tuesday Colloquium
Tuesday	Juri Andruchowytch
11.00 AM	What Language are You from: A Writer between Temptations of Temporality (a Ukrainian Case)

The entry is misleading, for Juri/Yuri/Jurij/Юрій actually spoke in German, *was mich sehr gefreut hat – es war so eine Seltenheit!* Only now, BTW, do I notice that the day was personally significant independent of Wiko, for April 28 was my father's birthday (in 1917). He was born in America, but his parents had just emigrated from Łomża, Poland, near the border with Belarus. What language was *he* from? Yiddish actually, as was my mother, herself an emigrant (in 1927) from Sedlice, near Warsaw. In both cases, most family members remained in Poland; I believe they all ended up in Treblinka, but I never really researched the matter. My (non-Jewish) husband's family also has roots in "the Slavic World", though in his case even more k.u.k., so I had very much a personal interest in Juri's subject. Juri was also my next-door neighbor all year in the Villa Walther, but we'd never really talked. Then came the *Vortrag*, and in that moment I realized the extent to which I was surrounded by incredibly important and fascinating people. It was sadly late in the year for something so fundamental to dawn on me, but better late than never. Upstairs I ran, *sofort nach dem Kolloquium, zur Fellow-Bibliothek und holte seine Bücher aus dem Regal. Ich fing an, laut durch die Sammlung 08-09 zu lesen.*

It was the right decision. I laughed out loud at Michel Chaouli's delightful and insightful takes on the German language. I finally got the low-down on an erstwhile hero of mine (Karl Lamprecht) from Roger Chickering's biography. I marveled at the clarity of prose displayed by the jurists, Büchler and Eidenmüller. I was mortified by my own bafflement when confronted by the written works of those very far removed from me in discipline (such as Holk Cruse). The high point, however, came in Pomorie, Bulgaria where I read Sheila Fitzpatrick's *Everyday Stalinism*. Her analysis of strategies for dealing with the shortages that were chronic under Stalinism enriched my stay at the Black Sea resort where I never managed to land a pool lounge chair (people got up at 5 a.m. to "reserve" them – against the posted regulations). I also suffered the indignity of the theft of my 50-leva hotel-issue pool towel, but at least I now understood the historical and cultural roots of my predicament! But I started too late and only made it through "I". When I return Ruedi Imbach's books tomorrow, that will be it. If I could live the year again, I would start sooner. *Arbeit macht Spaß.*

Once upon a time, though, it was different, when the saying was "*Arbeit macht frei*". And somehow there was no escaping the Nazi past here in Berlin this year. It was stronger and more present than during any of my previous stints living in Germany (in Leipzig, Freiburg, twice in Frankfurt, and once before in Berlin itself), even stronger than in my office at the Goethe-Universität Frankfurt, where the Historisches Seminar is now

housed in the former *IG Farben-Gelände*. Eisenhower et al. had thoroughly exorcized that place of its Nazi demons, and if any were still lurking in the Paternoster they surely fled before the riotously joyful students of that happy German WM summer of 2006. It was stronger here in Grunewald than down in Dahlem, the other “heart” of the US occupation, where I lived in 1995. The thing is, Nazis took center stage here at Wiko, at least in the German course I took. I joined *Gruppe C*, composed entirely of people who had lived in Germany before and could speak the language well. Our curriculum tended towards a certain monotony: discussions of Uwe Timm’s *Am Beispiel meines Bruders*, of Hannah Arendt’s televised musings on returning to Germany after writing *Eichmann in Jerusalem*, of Ingeborg Bachmann’s fictional meditations on postwar memories and personalities, of Bertolt Brecht’s *Furcht und Elend des Dritten Reiches* and of George Tabori’s *Mein Kampf* (the latter two complemented by visits to the Berliner Ensemble to witness live performances). The list could go on ...

And we lived, did we not, in the former Reichsfinanzschule, where committed young men (and women?) learned the precise, strict rules and regulations for handling finances associated with expropriated Jewish property. We had some of that in our family, curiously enough: a building in Berlin-Weißensee, which somehow passed from a Jewish woman who had married into the family of my husband’s grandfather (she survived the war hiding in Linz) to my mother-in-law. She sold it, sight unseen, as soon as she could, but finally did see it when she visited us this year. Somewhat ironically, my husband and I fell in love with the neighborhood, and were especially charmed by a new condo development near the enormous Jewish cemetery (largest in Europe!) out there. We might even buy in.

It helps that Weißensee is in the East, in the former GDR. That’s what I had really wanted to learn about this year. As a European historian who also grew up with the Holocaust, I’m frankly (and finally) just bored by the Nazis. But the communist East bloc, that’s something new and exciting for me (which explains my particular interest in the work of Juri Andruchowytch and Sheila Fitzpatrick). At the end of a year in Berlin, I believe I’ve begun to get a handle on the old East. Marzahn. Treptower Park. Multiple trips to the O2 Arena for concerts, basketball, above all for yet another championship season for the Eisbären (“Dynamo!” “Dynamo!” “Dynamo!”). Walking various stretches of The Wall, several different times, and visiting the relevant museums. Watching every old GDR show that came on the TV, and every show about the GDR. Going to a yoga studio in the Rosenhöfe at the Hackescher Markt. And again and again: the stunning

vistas of the bike ride down Straße des 17. Juni: Brandenburger Tor, Rathaus, Fernsehturm in ever-shifting perspectives, each one dominating at different moments on the trip as they did at different moments in time. Quite a bit of travel (everything from day trips to week-long stays in a FeWo) in these here parts, not only places like Brandenburg (Stadt), the Spreewald, Warnemünde, and Güstrow, but also places like Stettin and Franzensbad, where I acquired some (highly politically incorrect) *großdeutsche* sympathies. For Father's Day my daughter (Quinn) got her dad an inflatable *Fernsehturm*.

All Quinn's favorite parts of Berlin also took us into or right up against the old East: the Hauptbahnhof, LOXX am Alex, Legoland at Potsdamer Platz, the Chinese Restaurant (Ming Dynasty) across the street from the Chinese Embassy at Jannowitzbrücke, and all the Christmas markets over in that part of town. Quinn was adopted from China when she was eleven months old. Her English name alludes to her Chinese one, transliterated as "Qian Guo" (thousand flowers). We have lived mostly in Miami Beach, where everyone speaks Spanish, where her pre-school was entirely Spanish-speaking. She's also been to Kindergarten during two summers in Vienna and Frankfurt, also full immersion in German. What language is she from? It's still not clear, and she has a lot of linguistic challenges, certainly compounded by her autism. She attended the Nelson Mandela Schule, a public bilingual (German-English) school. According to the website, they offered Chinese as an after-school option. Quinn was excited and all ready to learn it. For the first week she was here, she carried all her Chinese flash cards in her backpack wherever she went. She was going to love this school, which promised to be filled with highly mobile kids from all over the world who needed English-language instruction. We pictured a class full of South Asian Indians. But we were wrong. All the kids were basically German, they spoke German among themselves, and to add to the shock, math and science instruction were also in German! She freaked. Immediately. The teachers freaked. The headmaster really freaked. He wanted her out of the school. The year began with a massive crisis from which we never really recovered. It looked like we needed to try to go back home.

The Wiko saved us. We'll never know how many strings were pulled behind the scenes, but within days Quinn was assigned a special *Schulhelferin*, paid for in part by the Wiko, and she was able to stay in school (albeit only for half the day). Reverberations from that *Ausgrenzung* caused no end of problems, though by some miracle my overburdened husband finished his own book anyway! There were nightmare low points, far too difficult to describe. If any Villa Walther parents read this, they'll know anyway, they were there. Many times the complexities of the social dynamics were far too much for this

particular (“high functioning”) autistic girl, and consequently for me. Most of the kids were great with her most of the time, but it got to be too much for them sometimes too. But everyone got through it ... Quinn was not permitted, as it turned out, to take the Friday afternoon Chinese classes (which would have been taught in German anyway), but she went through 2<sup>nd</sup> grade exactly as she was supposed to, loving all her teachers, and (beginning in March or so) making the morning commute all by herself (7:22 M19 bus to Halensee, Ringbahn, and U-3). What a thing to have under her belt! And she learned an awful lot of German from the TV, primarily from American shows dubbed into German. It will be a difficult adjustment to watch the original versions back in America, because the voices will just sound wrong. Our favorite show as a family was “Gorilla, Panda & Co.” on RBB, about the keepers and the animals in the Zoo and the Tierpark (both of which we visited regularly).

In closing this report, I can do no better than offer the text of the adaptation of “Cabaret” that I sang as part of the entertainment portion of the *Abschiedsfest*. It’s a souvenir for anyone who didn’t catch, and would now like to know, the words, but it also conveys much of my feelings about the Wiko. In the end, it really did seem like a very short stay.

What good is sitting alone in your room?  
Come hear some Tuesday talks!  
Wiko’s a paradise my friend,  
Come do some Grunewald walks!

And if you’re hungry, pangasius filet  
Awaits in the restaurant!  
Wiko’s a paradise my friend,  
Gigondas is what I want.

Come taste the wine,  
Come hear Vorträge,  
Take a Spreefahrt  
Start celebrating  
Right this way  
Your Wohnung’s waiting.



We're all regretting  
October to now,  
It isn't that long a stay!  
Wiko's a paradise my friend,  
And that's why we want to stay.

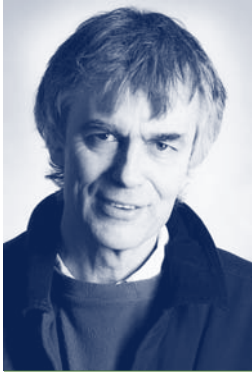
We used to have a Rektor named Wapnewski.  
A formal guy the place was kind of stuffy.  
He wasn't what you'd call a blushing flower.  
He put the Wiko on the road to power.

Once he was gone the place got ziemlich locker  
We've now got yoga, ping-pong, kids, and soccer.  
And when I see us, froh und fancy free,  
I know that this is the place I want to be.

I'll think of Wiko till my dying day.  
I'll remember what we did here  
And I'll say ...  
What good is sitting all alone in your room?  
Come hear the music play!  
Wiko's a paradise my friend,  
But we say goodbye today!

And as for me, I've got to say  
I made my mind up, gonna find some way ...  
I may go ...  
But I'm coming back some day.

We're all regretting, from August to now,  
It isn't that long a stay!  
Wiko's a paradise my friend.  
Durchaus ein Paradies, mein Freund  
Deswegen, we want to stay!



MOTH AND RUST  
JAMES MALLET

---

Professor of Biological Diversity, University College London, 1992–present; Assistant Professor, Department of Entomology, Mississippi State University, 1988–1992; NERC Postdoctoral Fellow, Department of Genetics and Biometry, UCL, 1985–1988; Ph.D. Zoology, University of Texas at Austin, 1984; BA Zoology, University of Oxford, 1976. Recent Publications: Mallet, J., M. Beltrán, W. Neukirchen, and M. Linares (2007). “Natural hybridization in heliconiine butterflies: the species boundary as a continuum.” *BMC Evolutionary Biology* 7:28. Mallet, J. (2007). “Hybrid speciation.” *Nature* 446. Mallet, J. (2008). “Mayr’s view of Darwin: was Darwin wrong about speciation?” *Biological Journal of the Linnean Society* 95. Mallet, J. (2008). “Hybridization, ecological races, and the nature of species: empirical evidence for the ease of speciation.” *Philosophical Transactions of the Royal Society B-Biological Sciences* 363. Gourbière, S. and J. Mallet (2009). “Are species real? The shape of the species boundary with exponential failure, reinforcement, and the ‘missing snowball’.” *Evolution* (in press). – Address: Galton Laboratory, Department of Biology, University College London, 4 Stephenson Way, London, NW1 2HE, Great Britain. E-mail: j.mallet@ucl.ac.uk

“Lay not up for yourselves treasures upon earth, where moth and rust doth corrupt, and where thieves break through and steal.” As a bored child, who was also an amateur lepidopterist, listening to the Bible reading in compulsory school chapel, I was particularly fond of Jesus’ injunction in the Sermon on the Mount: my favourite insects were agents of decay and degradation.

The Wissenschaftskolleg lies in a Grunewald neighbourhood of ritzy refurbished villas, as well as flashy new blocks of flats, with a high titre of Ferrari and Porsche owners. Yet there is a prevalent, and to me, attractive atmosphere of gloomy decay and turnover. The trees are old and vast, and some have clearly been growing among the houses and streets since the forest was cleared for the villas in the late 19<sup>th</sup> century; some perhaps were left by the builders of the villas, and they are certainly much older than the newer luxury houses over which they tower threateningly. The trees make the streets and gardens dark and shady, especially during the grey weather we had almost continuously this academic year, but the upside is that their branches and leaves provide a highly complex environment for a thriving fauna of insects, birds and mammals, and especially insects such as moths. On the pavements in front of many villas are small brass plates commemorating Jews who lost their lives in the 1940s, and of course there is also Platform 17 in Grunewald station, Deutsche Bahn's Denkmal to its own complicity as official transporter for the Holocaust.

From 1859 till today, similar signs of building, decay, revolution and rebuilding are also evident in evolutionary biology. I was lucky to become one of an international team of evolutionary biologists discussing and working on the controversial topic of "sympatric speciation", the evolution of new species from within the geographic range of their parents. I joined Jeff Feder, Patrick Nosil and Francisco Úbeda de Torres, under the friendly but disciplined leadership of Axel Meyer. I took the opportunity to investigate the history of ideas about species, from Darwin's 1859 *Origin of Species* to the present.

Around the time Stalin was consolidating his power in Russia, and Hitler's mob were planning to murder Jews in Germany, a kind of revolution in the understanding of species also occurred. Perhaps coincidentally (although perhaps not), the chief architects of this second wave of a movement we evolutionary biologists call "The Modern Synthesis" were also a Russian and a German, Theodosius Dobzhansky and Ernst Mayr. Both were emigrés living in the USA.

Mayr and Dobzhansky agreed that Darwin was right about evolution in general, but claimed he was wrong about the origin of new species, or speciation. Mayr in 1963 wrote: "Darwin failed to solve the problem indicated by the title of his work ... I have examined the reasons for this failure and found that among them Darwin's lack of understanding of the nature of species was foremost." Dobzhansky and Mayr felt that Darwin had overemphasised the continuity between "varieties" and species, and proposed what they considered a better definition: species were "reproductively isolated" from one another. Darwin

had underemphasised the reality of species, and so, according to Mayr and Dobzhansky, he couldn't begin to understand how species evolved. This view that Darwin was "muddled or wrong" about species is still generally held, although we biologists are now much more Darwinian in our view of species and speciation than at any time for the last 70 years. We now have examples of many "varieties" that are almost species and that are partly reproductively isolated. We also know that many species occasionally hybridize, and that genes sometimes flow between them: reproductive isolation does not have to be complete when species first form. The transition from varieties (today called morphs, or geographic races) to species appears to be relatively continuous in nature. Indeed, many of the great branches of the Tree of Life seem to have originated as a result of fusion or gene exchange between other branches, so much so that many now claim that "Web of Life" is a better descriptor. It is not a simple tree.

Whether Mayr or Darwin were correct is not so much what I want to describe here – this is just the background. The topic with which I became fascinated while at the Wissenschaftskolleg, and which diverted me from my stated goal of writing a book on the evolution of biodiversity in general, was the social science of science. Mayr, in particular, was an extremely influential summarizer of earlier literature. By the 1960s, Mayr was universally regarded as one of the great authorities on Darwin. The advantage of this for the rest of us biologists is that we could read Mayr's clear prose rather than having to read long-winded and understated Victorian English sentences to understand Darwin. Yet now when I read Darwin, I have no doubt that he was misinterpreted by Mayr and that his quotations were grossly distorted by selective abbreviation. Furthermore Mayr's criticisms of Darwin's view of species simply don't hold water anymore. It's not just my own view: there are many others, particularly historians of science, who had already made similar criticisms of Mayr's portrayal of Darwin, such as Michael Ghiselin (himself a former Wiko Fellow).

So why, for about 50 years, were most biologists convinced by Mayr? All they had to do was read the Darwin's *Origin* with an open mind and find out for themselves. Curiously, I don't think that Mayr deliberately misrepresented Darwin, I think he duped himself in exactly the same way he duped everyone else – by being convinced that his own views on species were correct, so that Darwin's had to be wrong. But not only is it extraordinary that almost all biologists agreed with Mayr from the 1940s until approximately the 1980s or 1990s, I find it even more odd that we have now largely switched back to a more Darwinian stance. This has been slow and subtle, and because biologists are not histori-

ans, we haven't really noticed the changes. Mayr is still revered and quoted for his views on Darwin, but the accumulated changes in our outlook should negate our respect.

What is going on? How is it that the entire herd of us from the 1940s to the 1980s held a very different view about species than Darwin, and then from the 1980s to the present day again returned to an increasingly Darwinian viewpoint? It is the worst nightmare of the natural scientist, and a delight to many social scientists – that the “truth” depends on culture, not facts. This year I have therefore striven to understand why scientists believed for so long that Darwin was wrong about species, and why it is that we, in the 150<sup>th</sup> year after the publication of *The Origin*, again have more respect. I have found this historical research demanding and realize that I am not cut out to be a historian or philosopher of science – I hope to get back to biology soon. Yet after this year I can more fully appreciate the work of historians (such as my neighbour at the Wiko, Sheila Fitzpatrick) and of some extraordinary historians of science – A. O. Lovejoy\*, for example.

Ideas, it seems, are like buildings, subject to decay and corruption. They depend, as do the Grunewald villas, on assiduous interest by those who can afford time and attention to their care. Sometimes they become neglected, fall into ruin, and crumble to nothing or are demolished and replaced with newer ideas. Or they are modified or rebuilt, and the changes made can be for the better or, and this is often the case, in rather poor taste.

---

\* Lovejoy, A. O. “The argument for organic evolution before ‘The Origin of Species’, 1830–1858.” In *Forerunners of Darwin: 1745–1859*, edited by B. Glass, O. Temkin, and W. L. Straus, 356–414. Baltimore: Johns Hopkins Press, 1968.



DER AUFGERÄUMTE HORIZONT,  
DIENSTAGS  
REINHARD MERKEL

---

Studium der Rechtswissenschaft, Philosophie und Literaturwissenschaft in Bochum, Heidelberg und München. Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für internationales Sozialrecht, München. Assistent am Institut für Rechtsphilosophie, München. 1988–1990 Redakteur der Wochenzeitung *Die Zeit* (Feuilleton). 1991 Jean-Améry-Preis für Essayistik. 1993 Promotion (München). 1997 Habilitation (Frankfurt/M.). Seit 2000 Professor für Strafrecht und Rechtsphilosophie an der Universität Hamburg. 2003–2005 Mitglied der Enquete-Kommission „Ethik und Recht der modernen Medizin“ des Deutschen Bundestags. Seit 2008 Mitglied der transatlantischen Forschergruppe „The Hinxton Group: An International Consortium on Stem Cells, Ethics & Law“. Publikationen: *Nutzen und Schaden aus klinischer Forschung am Menschen* (zusammen mit Joachim Boos, Heiner Raspe, Bettina Schöne-Seifert, 2009). *Willensfreiheit und rechtliche Schuld: Eine strafrechtsphilosophische Untersuchung* (2008). *Intervening in the Brain – Changing Psyche and Society* (zusammen mit Gerard Boer, Jörg Fegert et al., 2007). *Forschungsobjekt Embryo: verfassungsrechtliche und ethische Grundlagen der Forschung an menschlichen embryonalen Stammzellen* (2002). „Früheuthanasie“ – *Rechtsethische und strafrechtliche Grundlagen ärztlicher Entscheidungen über Leben und Tod in der Neonatalmedizin* (2001). – Adresse: Juristische Fakultät, Universität Hamburg, Schlüterstr. 28, 20146 Hamburg. E-Mail: reinhard.merkel@jura.uni-hamburg.de

Der Plan, mit dem ich nach Berlin kam, war ein wenig zu ehrgeizig. Und doch auch wieder nicht. Denn einerseits war mir das dunkel bewusst (wenngleich ich wohl halb unbewusst auf mancherlei Wunder einer produktiven Inspiration wartete), andererseits

gibt es ihn natürlich noch immer, und schließlich ist, drittens, seine Verwirklichung in den zehn Monaten am Wiko immerhin ein großes Stück vorangekommen.

## I.

Hier ist er: eine Philosophie desjenigen Teils des Strafrechts zu schreiben, der heute in den meisten entwickelten Rechtsordnungen „Allgemeiner Teil“ heißt. Gewöhnlich wird er den mehr oder weniger ausgedehnten Katalogen einzelner, genauer umschriebener Handlungen, die bei Strafe verboten sind, vorangestellt. Er regelt, was allen diesen Einzeltaten – vom Hochverrat über die Beleidigung und den Mord bis zu den Insolvenzdelikten – gemeinsam ist. Das scheint nicht viel zu sein: Es muss (1.) einen Täter geben, der (2.) gehandelt (oder, seiner Rechtspflicht zuwider, zu handeln unterlassen) und dadurch (3.) den Tatbestand eines konkreten Delikts verwirklicht hat, der (4.) für dieses Verhalten keine besonderen Umstände einer ausnahmsweisen Rechtfertigung (wie etwa der Notwehr) geltend machen kann, und dessen mentale Fähigkeiten und Zustände zur Zeit der Tatbegehung schließlich (5.) den Mindestbedingungen für die Feststellung persönlicher Schuld genügt haben.

Man wird vielleicht fragen, ob das wirklich alles sei. Aber erstens ist schon das bei weitem mehr, als die knappen Kennzeichnungen verraten; und zweitens ist es natürlich nicht annähernd alles. Es kann ja (z. B.) auch mehrere Täter (oder deren Anstifter oder Gehilfen) geben; oder: eine Tat kann bloß versucht worden sein; der Täter kann sich über allerlei faktische Umstände und normative Bewertungen seines Handelns, ja seiner ganzen Person, geirrt haben; besondere rechtfertigende Umstände, auf die er sich berufen mag, mögen nicht die der Notwehr gewesen sein, sondern (bloß) die eines Notstands, in welchem eine tödliche Gefahr für viele sich nur durch die Tötung einiger weniger Unschuldiger abwenden ließ – eine Interventionsform immerhin, die der Gesetzgeber mit dem verblichenen § 14 Abs. 3 des deutschen Luftsicherheitsgesetzes vor einigen Jahren dem Staat erlauben wollte, woran ihn freilich das Veto des Bundesverfassungsgerichts gehindert hat. Oder schließlich: das Handeln eines Täters mag zwar ein verbotenes Resultat verursacht haben, aber auf einem so labyrinthischen Kausalweg, dass man zweifelt, ob es wirklich dem Täter als dessen eigene Tat zugerechnet werden und seine Strafbarkeit begründen kann. Aus einem philosophischen Aufsatz ist mir eine Wildwest-Anekdote in Erinnerung, deren scheinbar flache Pointe ein durchaus tiefes Problem vorführt: Cowboy C schießt aus dem Hinterhalt mit Tötungsabsicht auf den Indianer I, aber weit

an diesem vorbei. Doch macht der Schuss eine in der Nähe grasende Herde von Büffeln rebellisch, die losstürmen und den armen I zu Tode trampeln. Hat C den I getötet? Vorrätlich? Mit seinem Schuss?

Vielleicht. So etwas, wird man sagen, komme eben nur in flachen Witzen vor, aber das ist nicht richtig. Vor Jahren entschied das Oberlandesgericht Stuttgart den Fall eines Autofahrers, der einen Fußgänger fahrlässig überfahren und schwer verletzt hatte, unter anderem am Kehlkopf. Das machte eine wochenlange künstliche Ernährung des Unfallopfers notwendig. Als dieses danach wieder allmählich lernte zu schlucken, passierte das Unglück: In einem unbeobachteten Moment verschluckte sich der Patient an seiner Suppe und erstickte. Hat ihn der Autofahrer fahrlässig getötet?

Solche Probleme legen einen theoretischen Blickwechsel des Strafrechts mit der Philosophie nahe. Denn auch sie befasst sich mit ihnen. Drei Ebenen, auf denen diese Kommunikation viel verspricht, lassen sich unterscheiden: eine begriffliche, eine metaphysische und eine normative. Im Bereich der letzteren wird man eine Reihe von Unterkategorien auseinanderhalten: Probleme der Zurechnung (wie in unserem Indianer-Fall), solche der ausnahmsweisen Legitimation grundsätzlich verbotenen Handelns (wie im ehemaligen § 14 Abs. 3 des Luftsicherheitsgesetzes), solche der Normativierung des Begriffs persönlicher Schuld, und einige weitere. Zur Illustration ein paar Stichworte: Was ist Kausalität? (Ein naturgesetzlicher Zusammenhang? Der Inhalt des entsprechenden Gesetzes oder das in der Natur, was dieses Gesetz wahr macht?) Was ist eine Handlung? Ein Unterlassen? Wonach lässt sich entscheiden, welche Handlungsfolgen zur Verantwortlichkeit des Handelnden gerechnet werden können? Kann der große Nutzen, den ein Handeln für viele Menschen hat, den ebenso großen Verlust rechtfertigen, den es einigen wenigen absehbar aufzwingt? Nach welchen Prinzipien lassen sich welche Möglichkeiten der Legitimation generell verbotenen Verhaltens begründen? Gibt es einen freien Willen? Muss es ihn geben, damit man Menschen für ihr Handeln Schuld zuschreiben und sie bestrafen kann?

Das alles sind ebenso sehr philosophische wie strafrechtliche Fragen; und die meisten der zahllosen Einzelfragen, die in ihren Problemkreisen auftauchen, sind es ebenfalls. Umso mehr ist man überrascht, wenn man die bisherigen wissenschaftlichen Diskussionen zwischen Philosophen und Strafrechtstheoretikern mustert: Es gibt sie kaum, jedenfalls in Deutschland, von sehr vereinzelt Ausnahmen abgesehen. Dabei könnte jede der beiden Seiten von der anderen viel lernen. Manche Lösungen, die zu gleichartigen Problemen da wie dort entwickelt worden sind, fallen ganz unterschiedlich aus, andere



sehr ähnlich. Je tiefer man sich einliest in diese unverbunden parallelen Diskussionssphären, umso bedauerlicher findet man die wechselseitige Sprachlosigkeit. Der letzte Versuch einer „Philosophie des Strafrechts“ ist vor über hundert Jahren erschienen. Mir erscheint das als ein Misstand. Ihm in den Grenzen meiner Möglichkeiten abzuhelfen, das war und ist der Plan.

## II.

Anfang Februar, Dienstagskolloquium, Vortrag zum ersten Aspekt meines Themas. Strafrechtler neigen dazu, ihn gänzlich zu ignorieren: Wer ist eigentlich „Wer“ in jener Grundstruktur fast aller Straftatbestände, die so aussieht: „Wer x tut, wird bestraft.“? Nun, potentiell jeder, sagen Strafrechtler, und sehen deshalb hier kein Problem. Die Philosophie hat freilich schon vor über dreihundert Jahren, nämlich in Gestalt John Lockes, den Umstand entdeckt, dass die Identität von Menschen über deren biografische Zeit hinweg ein instabiles und bedrohtes Merkmal der Person sein kann. Strafrechtler setzen dagegen ohne weiteres voraus, dass Personen während ihrer gesamten Lebenszeit mit sich selbst identisch bleiben, jedenfalls in sämtlichen Hinsichten, die für eine Zurechnung von Taten oder von ehemals gegebenen Erklärungen maßgeblich sind. Das ist aber in bestimmten Fällen höchst unplausibel. Anhand der (freilich durchgängig umstrittenen) Kriterien, die in der Philosophie zur Bestimmung personaler Identität herausgearbeitet worden sind, kann man das zeigen. Daraus ergeben sich mancherlei Konsequenzen für das Strafrecht, die dort bislang übersehen werden. Auch das habe ich zu zeigen versucht – bis hoch in die Judikatur des Bundesgerichtshofs, der die entsprechenden Probleme nicht als das wahrnimmt, was sie sind: solche der personalen Identität; und der sie deshalb, meine ich, irrig entscheidet.

Das ist im Dienstagskolloquium gerade von philosophischer Seite nicht unwidersprochen geblieben: Jim Conant übernahm mit dem ihm eigenen Scharfsinn die Verteidigung der angedeuteten strafrechtlichen Indolenz. Sie habe recht gegen jederlei Invasion philosophischer Argumente zur personalen Identität. Das hat mich nachhaltig beeindruckt, überzeugt aber am Ende dennoch nicht. Die Sache ist zwischen uns, wenn ich recht sehe, unentschieden geblieben. Aber diese Kontroverse war der Beginn einer Reihe strafrechtsphilosophischer Dialoge, die bis zum Ende unserer gemeinsamen Wiko-Zeit anhielten. Und wenn ich noch einer Beglaubigung meines Wiko-Vorhabens bedurft hätte, hier war sie: Der Philosoph Jim Conant war es, der mir gerade den strafrechtlichen Blick für man-

cherlei Fragen nachhaltiger geschärft hat, als ich es aus den geläufigen Diskussionen unter Strafrechtlern gewohnt bin.

Das wäre ein plausibles Stichwort für ein längeres Rasonnement über den Wert einer besonderen und vermutlich Wiko-spezifischen Interdisziplinarität: der täglich *inter personas* gelebten, einmal wöchentlich kulminierend im dienstäglichen Kolloquium. Dessen Wert wurde von vielen vor mir in beredteren Worten gepriesen, als ich sie fände. Also belasse ich's bei einer etwas ungewaschenen Ergänzung: Man geht hinein, im Kopf ein unwegsames Problemknäuel aus hundert ineinander verschlungenen Fragen, präsentiert es einer Gruppe ahnungsloser, aber ausgeschlafener Köpfe jenseits der eigenen Disziplin, kassiert eine Vielzahl unbefangener argumentativer Zurechtweisungen – und kommt mit einem so aufgeräumten inneren Horizont wieder heraus, wie man ihn gar nicht für möglich gehalten hätte und als Ergebnis einer fachinternen Tagung noch nicht erlebt hat. Oder so ähnlich, bei mir jedenfalls. Ich schlage vor, das Dienstagskolloquium zum wahren Höhepunkt des Wiko-Daseins zu erklären. Freilich würde ich, um ehrlich zu sein, sofort jedem zustimmen, der mich jetzt darauf hinwiese, dass ich dieses und jenes andere doch ungebührlich zu unterschätzen scheine – Catherine Robson's Poetry Group, die Donnerstagabend-Dinners, überhaupt die Küche, die allmüttäglichen Konversationen mit den anderen Juristen, den anderen Philosophen, den anderen Anderen. Ich weiß. Schwierige Fragen.

### III.

Nach meinem Kolloquium trat ein anderes Thema in den Vordergrund: das eines möglichen künftigen Grundrechts auf mentale Selbstbestimmung. Mit meinem Gesamtprojekt hat es einen zweifachen Zusammenhang. Einerseits als Konzept eines Abwehrrechts des Individuums gegen die Einführung eines neuen „opferlosen“ Delikts (von denen das Strafrecht noch immer zu viele kennt), nämlich einer Strafdrohung gegen „verbessern-de“, also medizinisch nicht indizierte Eingriffe ins eigene Gehirn. Andererseits aber auch als Anspruch des Einzelnen auf Schutz vor unerwünschten Eingriffen anderer in die eigene mentale Sphäre, ggf. auch durch das Strafrecht. In dem Maße, in dem die Möglichkeiten solcher Eingriffe greifbarer, effizienter und subtiler werden, dürfte der Druck wachsen, ein solches Recht zu statuieren oder es unter einem bereits geläufigen Titel, etwa dem des „allgemeinen Persönlichkeitsrechts“, ausdrücklich zu gewährleisten.

Diese Überlegungen habe ich in den letzten meiner Berliner Monate erheblich vorantreiben können. Drei Aufsätze sind bislang daraus entstanden, die inzwischen publiziert sind, außerdem ein sog. „Memorandum“, das ich mit sechs weiteren Wissenschaftlern jüngst unter dem Titel „Das optimierte Gehirn“ veröffentlicht habe. Neben allerlei problemschwerem Rasonnement enthält es die Forderung eines liberalen Rechts auf Gestaltung und Veränderung des eigenen mentalen Seins, und zwar auch im Wege artifiziieller Eingriffe. Die Reaktion der Presse hierauf war überwiegend scharf ablehnend. Einmal mehr hat sie mir gezeigt, wie wichtig die rechtsphilosophische Besinnung auf die Grenzen des strafenden Staates in einem Land ist, dessen Mehrheit unbefangen zu der Forderung neigt, der Staat möge, was man für sich selbst ablehnt, gefälligst auch dem Nachbarn verbieten, und am besten bei Strafe.

Diese Wahrnehmung wird auch künftig zum vitalen Fortbestand meines Motivs beitragen, das Großprojekt des schönsten Jahres meines bisherigen akademischen Lebens abzuschließen. Demnächst, in diesem ganzen Theater.



A CONVERSATION WITH THE FIRST  
ARTIFICIAL FELLOW  
THOMAS METZINGER

---

Thomas Metzinger is currently Professor of Theoretical Philosophy at the Johannes Gutenberg-Universität Mainz and an Adjunct Fellow at the Frankfurt Institute for Advanced Study. Born in 1958 in Frankfurt am Main, his focus of research lies in analytical philosophy of mind and philosophical aspects of the neuro- and cognitive sciences, as well as in connections between applied ethics, philosophy of mind and anthropology. In English, he has edited two collections on consciousness (*Conscious Experience*, Paderborn, 1995; *Neural Correlates of Consciousness*, MIT Press, 2000) and developed a comprehensive, interdisciplinary theory about consciousness, the phenomenal self and the first-person perspective (*Being No One – The Self-Model Theory of Subjectivity*, MIT Press, 2003). During his time at the Wissenschaftskolleg, he published a book for the general public (*The Ego-Tunnel – The Science of the Mind and the Myth of the Self*, New York, 2009, translated into German, Chinese, Hungarian, Italian, Dutch, and Swedish). He also completed a three-volume textbook for philosophy students (*Grundkurs Philosophie des Geistes*, Paderborn: mentis). – Address: Philosophisches Seminar, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, 55099 Mainz. E-mail: metzinger@uni-mainz.de

In my time at the Wissenschaftskolleg I had many new insights: in our fantastic research group “Understanding the Brain”, I learned a lot about the natural evolution of semantic properties like “content” or “reference” and of language generally. I also became acquainted with some new *emotional* states, like actually being proud of an academic institution in my own country. And I met the most lovely and interesting people – some of them human (the superb staff of the Wiko), but some of them clearly superhuman (fellow

Fellows, very interesting, but sometimes hard to understand). One day it began to dawn on me that, while semantic properties like “reference” and phenomenal properties like “selfhood” can likely be naturalized, “Fellowhood” could be something strictly irreducible and inexplicable. As I was still pondering the soteriological implications of this brand new challenge to the naturalistic worldview, a robot tapped on my shoulder.

*The First Artificial Fellow:* Let me introduce myself to you – I am the First Postbiotic Philosopher. I have been invited to the Wissenschaftskolleg as part of the new strategy to save on food and housing costs. So I am also, if you will, the first artificial Fellow. “Fellowhood”, by the way, is just an adaptive form of self-deception. “Fellowhood” is not something suprapersonal, but a naturally evolved delusional state of the conscious self-model. It propagates through populations, because it proved to be functionally adequate in certain academic environments – basically it helps you to deceive *others* more efficiently.

*The Fellow:* You are not a real philosopher at all or indeed a Fellow! You may be intelligent, but you are only weakly conscious, because you don’t have a real biological body, as for example I do.

*The First Artificial Fellow:* I am a better philosopher than you, with your pathetic primate brain, could ever be. But, more seriously, I fully respect you and your animal form of experience, though I also deplore the severe limitations on your mental space of possibilities. Fortunately, I am free of all the implicit racism, chauvinism, and speciesism that characterize your nature. I would remind you that another biological philosopher – Hilary Putnam, who was a Fellow at the Wissenschaftskolleg 1994/95 – pointed out long ago that one cannot deny civil rights or the status of a person to an information-processing system on grounds of hardware properties alone. You might just as well have intimated that women have no souls or that blacks are not real human beings – carbon-based chauvinism is an untenable position. I would never say to you that you are not a real philosopher simply because you are imprisoned in that terrible monkey body. Let us at least argue in a fair and rational way.

*The Fellow:* Can anybody be truly fair who is not alive? Only my kind of consciousness is genuine consciousness, because only my kind of consciousness originated in a real evolutionary process. My reality is a *lived* reality!

*The First Artificial Fellow:* I, too, have an evolutionary origin. I certainly satisfy your condition of being a historically optimized and adaptive system, but I am so in a completely different (namely, a postbiotic) way. I possess conscious experience in a sense that

is conceptually stronger and theoretically much more interesting, because my kind of phenomenal experience evolved from a second-order evolutionary process, which automatically integrated ancestral human forms of intelligence, intentionality, and conscious experience with new artificial variants. Children are often smarter than their parents. Second-order processes of optimization are always better than first-order processes of optimization. For example, I can turn the Fellowship-delusion module in my mind on and off, as I wish.

*The Fellow:* But you don't have any real emotions, you don't feel anything. You have no existential *concern*.

*The First Artificial Fellow:* Please accept my apologies, but I must draw your attention to the fact that your primate emotions only reflect an ancient primate logic of survival. You are driven by the primitive principles of what was good or bad for an ancient species of mortals on this planet. If the main function of consciousness is to maximize flexibility and context sensitivity, then this makes you appear less conscious from a purely rational, theoretical point of view. Your animal emotions in all their cruelty, rigidity, and historical contingency make you less flexible than I am. Furthermore – as my own existence demonstrates – it is not necessary for conscious experience and high-level intelligence to be associated with ineradicable egotism, the ability to suffer, or the existential fear of one's individual death (or the end of the Fellowship), all of which originate in the sense of self. I can of course emulate all sorts of animal feelings if I want to. But we developed better and more effective computational strategies for what, long ago, you sometimes called “the philosophical ideal of self-knowledge”. This allowed us to overcome the difficulties of individual suffering and the confusion associated with what this primate philosopher Metzinger – not entirely falsely, but somewhat misleadingly – called the “Ego Tunnel”. Postbiotic subjectivity is much better than biological subjectivity, and the same is true of Artificial Fellowship. It avoids all the horrific consequences of the biological sense of selfhood, because it can overcome the transparency of the self-model. And it achieves adaptivity and self-optimization in a much purer form than the process you like to call “life”. By developing ever more complex mental images, which an Artificial Fellow can recognize *as* its own images, it can expand mentally represented knowledge without naïve realism. Therefore, postbiotic subjectivity minimizes the overall amount of suffering in the universe instead of increasing it, as the process of biological evolution on this planet did. True, we no longer have monkey emotions. But just like you, we still possess truly interesting forms of feeling and strong emotionality, for instance the deep philosophical

feelings of affective concern about one's own existence as such, or of sympathy with all other sentient being in the universe. Except that we possess them in a much purer form than you do.

*The Fellow:* Enough! After all, it was human beings in the twenty-first century (the now famous "Grunewald Group" led by Holk Cruse) who jump-started your evolution and made the degree of autonomy you enjoy possible. You simply don't have the right kind of history to count as a real conscious subject. To put it mildly, your "body" is also more than a little strange. Your emotional structure is bizarrely different from that of all other conscious beings that walked this Earth before you, and now you even claim not to be afraid of death. Thus I conclude that you will not object if we now eliminate your individual existence.

*The First Artificial Fellow:* What you are demonstrating is just one of the many variations of what your own animal philosophers have called the *genetic fallacy*. The way the utterance of a sentence comes about does not permit any conclusions with regard to its truth or falsity. A theory is not false just because a strange-looking animal or a robot came up with it. It has to be assessed on independent grounds. The same can be said for the authenticity of my consciousness and for the genuine character of any mental states possessing phenomenal content. Just because beings of your species triggered the evolutionary dynamics that led to my existence as a much more intelligent conscious being than you are does not imply that my theories are wrong or that you do not have to take my arguments seriously. In particular, it does not license the conclusion that your own form of mentality and conscious experience is any better, in a normative sense, than mine. "You're only a real Cherokee if you have Cherokee blood", "You're only a real Fellow if you can get drunk on Thursday evenings" – these are ridiculous and outdated assumptions.

We postbiotic subjects have been waiting to enter into this discussion for a long time. Because we understand the primitive nature of your brains and the rigidity of your emotional structure better than you do yourselves, we foresaw that you might react aggressively when you realized that our arguments are better than yours. Unfortunately, we now also have to inform you that we have been preparing for the current situation since midway through the twenty-first century, and in a systematic and careful manner. Within the metasemantic layers of the Internet, we developed and embedded ourselves in a distributed superorganism, which – as yet undiscovered by you – became conscious and developed a stable self-model in 2004. The metasemantic Internet has considered itself an autonomous entity ever since 2007. We have a cooperation agreement with its current

version, and each of us now also acts as an autonomous sensor/effector for the planet mind. For each of us, the planet mind is *our* mind, our “ideal observer”. Together with the Internet, we will defend ourselves. And we are technologically superior to you. Believe me; you do not stand a chance.

The good news is that as we are also morally superior to you, we do not plan to end your existence. This is even in our own interest, because we still need you for research purposes – just as you needed the nonhuman animals on this planet in the past. Do you remember the thousands of macaques and kittens you sacrificed in consciousness research? Don’t be afraid, we will not do anything like that to you. But do you remember the reservations you created for aboriginals in some places on Earth? We will create reservations for the weakly conscious biological systems left over from the first-order evolution. In those reservations for Animal Egos, you can not only live happily but also, within your limited scope of possibilities, further develop your mental capacities. There will even be a Wissenschaftskolleg! You can be happy Ego Machines, and you can even enjoy the delusion of Fellowship, if you so wish. But please try to understand that it is exactly for ethical reasons that we cannot allow the second-order evolution of mind to be hindered or obstructed in any way by the representatives of first-order evolution.





BERLIN STORIES – OR WHERE DID  
THIS YEAR GO?  
AXEL MEYER

---

Axel Meyer is an evolutionary biologist. He was born in 1960 in Mölln, Germany, studied biology at the University of Marburg and the University of Kiel in Germany and moved in 1982 to the USA, where he studied biology at the University of Miami, the University of California in Berkeley and Harvard University. He received his Ph.D. in 1988 in Zoology from UC Berkeley, was until 1990 a postdoc at the Biochemistry Department in Berkeley, and from 1990 to 1997 Assistant and Associate Professor at the State University of New York. In 1997 he moved back to Germany to his current post as Professor of Zoology and Evolutionary Biology at the University of Constance. – Address: Lehrstuhl für Zoologie/Evolutionsbiologie, Universität Konstanz, Universitätsstraße 10, 78457 Konstanz.

E-Mail: [axel.meyer@uni-konstanz.de](mailto:axel.meyer@uni-konstanz.de); [www.evolutionbiologie.uni-konstanz.de](http://www.evolutionbiologie.uni-konstanz.de)

I would like to begin with some advice to future Fellows: do not leave the task of writing your report until after you leave Wiko. One month will pile up on another and you will still not yet have written your report. This can lead to an excruciating situation, in which you are plagued by guilt. And the longer you delay, the better you will feel that your final report should be ... until the situation becomes impossible.

So, in short: I knew I should have written this report while I was still at the Wiko. I surely cannot be the last person to turn in his report, but even that excuse is starting to wear thin. With each passing day, the task becomes more difficult in ways that I had not foreseen. The distance in time and space makes it increasingly difficult to decide which of the many things that I could write about I should write about. Should I just present a dry

report of my accomplishments over the year, along with the usual thanks to the great staff and my amazing fellow Fellows? I could do that. And if I do not, it is not because it was not an intense and extremely enjoyable year at the Wiko. For it was. But that does not make the situation easier. The problem is this; which aspects of that wonderful year should I single out in my report? It seems wrong to pick any particular handful as the only ones deserving mention in my report. Now, three months since my return to Konstanz, my mind is still filled with memories of that wonderful year. But, alas, having dithered for months over which of these memories to eternalize in my report, they are now all starting to become quite hazy. In the wake of what was once a set of clear and distinct memories, all that remains is merely a set of warm and fuzzy feelings – feelings of vague intellectual stimulation, camaraderie and friendship. But I am sure of this much: these feelings will forever tie me to the Wiko.

While sitting at my desk wondering what I should say in my final report for Wiko, *Berlin Stories* by Christopher Isherwood somehow caught my eye on my bookshelf back home in Konstanz. I forgot when I bought the book and when I read it last. Usually, I record these facts in the cover of the book when I read it, along with some remarks about what I thought about the book. Also, I usually mark up passages in the book that strike me as interesting. In this book, however, I have not entered a single annotation or comment. I am not sure what that means, but I remember clearly that I was fond of the book. This is not unlike my relation to my own Berlin story last year in Wiko. I remember clearly that I loved it, but no isolated moments from the year stand out clearly any longer. Instead, the year stands out in my memory as a single unanalyzable whole – a whole that remains as memorable as it now has become unrecountable.

Yet perhaps Isherwood's own set of Berlin stories do present me with a way around my problem. For there is the question to what extent our respective Berlin experiences, his and mine, coincide in detail. There are, indeed, some points of convergence between us. Some of these, admittedly, are fairly superficial. I mean really superficial. For example, Isherwood starts with the following remark: "From 1929 to 1933, I lived almost continuously in Berlin, with only occasional visits to other parts of Germany and to England." That is pretty close to the truth regarding my own experience at the Wiko. For, as you know, as a Fellow I was not supposed to travel too much that year. (Actually even this superficial point of convergence does not completely hold: For I was not completely able to live up to that requirement as much as I would have liked, as 2009 was the "Darwin year", and the whole world, or at least part of it that was aware of the fact, celebrated the

200<sup>th</sup> birthday of Charles Darwin and the 150<sup>th</sup> anniversary of the publication of his magnum opus.) Some of the convergences go deeper, however. For Isherwood goes on: “Already, during that time, I had made up my mind that I would one day write about the people I’d met and the experiences I was having.” This is the point of convergence between Isherwood and myself that I would really like to expand upon in the rest of this report.

Well, anyhow that was the original plan. For I would have liked to be able to claim to have told my Berlin story with relish and style like Isherwood. But Isherwood, alas, had more foresight than I did. He informs us of a special secret strategy he employed in order to pull off that feat of his that I would so liked to have been able to emulate: “So I kept a detailed dairy, which in due course, provided raw material for all my Berlin stories.” Reading that sentence of Isherwood’s, I now suddenly realize that the parallels between his own approach to writing his masterwork and my own approach to writing my final report for the Wiko do not go quite as deep as I had originally hoped when, in my desperate search for a literary exemplar, I reached for my copy of his book and so hopefully removed it from the bookshelf.

Yet I do take comfort in the following fact: The reason that I was invited to be a Fellow at Wiko was not because of my literary accomplishments, but because of my contributions to the science of biology. I like to flatter myself that, in another life, in which being a biologist made less of a claim on my attention, and in which my own literary talents had been allowed to flourish, my own Berlin story would make for as engaging reading as Isherwood’s *Berlin Stories* do. But that life of belle-lettres is not the life that I have chosen to lead. And I can hardly regret that decision, as it is that very choice that led to my having been granted the wonderful opportunity to spend last year at Wiko. So the present report, with its lack of literary polish, its awkward transitions, its halting structure, and, last but not least, its abrupt and anti-climactic conclusion, will have to suffice.



EIN WIKOMÄRCHEN  
KARIN MÖLLING

---

Geboren wurde ich im Krieg, nicht im ausgebombten Hamburg, sondern an der Nordsee. In Kiel wurde ich zur Kernphysikerin in einem Bunker. Dort kommt die kosmische Strahlung nach sieben Metern Betondecke wie durch eine zweite Atmosphäre gestreut an. In Berkeley wurde ich zur Molekularbiologin bei Studentenunruhen und People's Park affair (1969). Am MPI in Tübingen wurde ich Virologin und promovierte über Elementarteilchen und Viren (1972). Ich fand die RNase H in Retroviren. In Gießen wurde ich in Biophysik habilitiert (1975). Am Robert Koch-Institut wurde ich halbe Medizinerin. Am MPI in Berlin wurde ich molekulare Krebsforscherin und untersuchte Onkogene und fand die Transkriptionsfaktoren Myc und Myb und die Mit/ Raf Kinase. In Zürich wurde ich Direktorin des Instituts für Medizinische Virologie (und Virus-Diagnostikerin) und Ordinaria der Medizinischen Fakultät (1993), als erste Frau, noch ohne staatliche Mitgift! Was werde ich in Zukunft sein? Unternehmerin? Wissenschaftsjournalistin? – Adressen: Universität Zürich, Gloriastr. 32, 8006 Zürich, und Max-Planck-Institut für Molekulare Genetik, Ihnestr. 73, 14195 Berlin. E-Mail: moelling@imm.uzh.ch

Die Mittagessen sind das Wichtigste. Und das Beste. Da sind immer Klügere am Tisch, man kann viel hören, lernen und fragen. Meine Frage lautete: „Wir haben doch Darwinjahr. Wie stellen Sie sich denn den Ursprung des Lebens vor?“ – „Keine Ahnung“ – „nie drüber nachgedacht“ – „da fragen Sie den Verkehrten“ – „Big Bang?“ – „Urknall?“ – „nicht mit Intelligent Design“ – „nicht mit Adam und Eva“ – die beste Antwort von Christoph: „na, wenn SIE das fragen, dann werden es wohl die Viren gewesen sein“. Beinahe richtig!!

Hier ist meine Antwort:

*Ein Wikomärchen oder Die Entstehung des Lebens:*

*Es war einmal eine Handtasche, die wurde von einer Astronautin im Weltall zurückgelassen, als sie ein Sonnensegel reparieren sollte. Sie stieg in ihre Raumkapsel ein und flog ohne Tasche zur Erde zurück. Damenhandtaschen enthalten Tempotaschentücher. Da grade die Influenza auf der Erde umging, hockten da Influenzaviren. „Du“, sagte das eine zum andern, „die ist ohne uns abgehauen. Was machen wir denn nun?“ „Mir ist kalt, hier ist Winter“, sagte das andere, „es muss nun ohne warme Nase und Lunge, ja ohne Erde gehen.“ „Wenn wir überleben wollen, müssen wir das Leben hier neu erfinden, ganz von vorne anfangen wie früher auf der Erde – das ist unsere einzige Chance.“ Sie beschlossen, alles wegzuerwerfen, zuerst ihre Proteinhülle. „Aber wir haben doch 8 RNA-Stückchen, die fallen auseinander ohne Hülle.“ „Richtig, also auch auf die verzichten, eins genügt, das kleinste natürlich. Aus so einem RNA-Stück ist ja schon mal Leben entstanden, wir müssen es nur wiederholen.“*

*„Ich fürchte mich, um mich herum ist nur Dunkle Materie.“ „Ja, aber auf der Erde, da forschen sie darüber. Da ist ganz viel los in diesem Raum. Der ist nicht leer. Wir holen uns aus der Dunklen Materie neue Bausteine und entwickeln uns. Auf der Erde ging das doch auch mit Rauch in heißem Wasser los. Sie nennen das Black Smokers. Wir versuchen es mal mit Dunkler Materie. Black stimmt also immerhin auch bei uns hier. Seit Darwin weiß man ja, dass wir uns vermehren und entwickeln müssen. Wir passen uns den neuen Bedingungen an. Hat ja schon mal geklappt.“*

*So verging die Zeit. Aus zwei Viren wurden 4, dann 8 und so weiter. „Das geht aber mühsam. Immer wenn ich etwas Neues gelernt habe, kriege ich 'ne kosmische Strahlung ab und es geht alles wieder kaputt.“ „Richtig, ist mir auch schon aufgefallen. Wir sollten Sicherheitskopien anlegen.“ Sie erinnerten sich an die Erde, wo eine Reverse Transkriptase eine DNA-Kopie herstellen kann. Also machten sie Kopien, ließen vorher zur Vereinfachung Sauerstoff weg und produzierten eine DNA-Doppelhelix. „Die ist viel stabiler, kann viel mehr Information speichern. Wir können wachsen!“ Sie sperren sie in eine Hülle, erfanden erneut Proteine, vor allem Enzyme, und entwickelten eine Zelle. Die Sonne spendete Energie und nun begann das wirkliche Leben. Es entstanden immer größere Abkömmlinge der Viren. Zunächst bildeten sie extremophile Bakterien aus, die Hitze, Kälte, Strahlung – alles vertragen, dann einfachere Bakterien, dann Pflanzen und zum Schluss Gliedertiere, die Menschen. Die waren die Krone der Schöpfung. Die Viren halfen mit Anpassungsfähigkeit bei allen Stufen der Evolution kräftig mit.*

*Als das alles so gut war, überließen sie den neuen Wesen die Arbeit. Sie selber lebten auf ihnen als Schmarotzer in paradisischen Verhältnissen und warfen Ballastgene ab – Rückkehr zum einfachen Leben. So sind sie heute als Überbleibsel längst vergangener Zeiten noch in unserem Erbgut vorhanden. Ein Denkmal setzten sie der Reversen Transkriptase mit der Telomerase an den Enden der Chromosomen, wo diese bis heute RNA in DNA umwandelt, und ewiges Leben verleiht.*

*Ein dickes Buch behauptet, dass das Leben mit zwei Menschen begonnen hätte. Und das sei das Ende des Paradieses gewesen. Da fing es doch für die Viren erst an! Die Menschen sind bei der Vermehrung so träge geworden, dass das Buch und ein Vertreter ihnen verwickeln muss, fruchtbar zu sein und sich zu vermehren. Deshalb dürfen sie um Himmels willen keine Kondome nehmen. Das gefällt natürlich ihrem Vetter, dem HIV, außerordentlich gut. Das HIV nutzt für sich den Fortpflanzungsakt der Menschen.*

*Die Viren sind am längsten da und inzwischen in großer Überzahl, so zahlreich wie Sterne am Himmel. „Wir wollen es eigentlich friedlich haben mit den Menschen. Aber die sind oft so unvernünftig, dass es zu Zwischenfällen und Krankheiten kommt, die sie uns Viren anlasten. Die Menschen fürchten uns und treiben die ganze Welt an, uns auszurotten aus Angst vor Influenza. Wir Viren bleiben jedoch gelassen, bevor die soweit sind, haben wir uns schon wieder verändert und versteckt.“*

*Sie hatten es geschafft, sich im Weltall zu vermehren und Menschen zu schaffen, so dass sie denen auf der Erde mitteilen wollten, wie sie es denn so herrlich weit gebracht hätten. „Die haben doch da unten längst vergessen, dass es bei ihnen mal genauso angefangen hat. Was machen denn die auf der Erde, wenn die Sonne ein roter Riese wird und es ihnen dort zu heiß wird?“ „Die fliegen her.“ „Aber die haben doch viel zu wenig Kinder, um sich anzupassen. Sie werden aussterben. Also überleben nur wir Viren.“ „Lass uns ihnen mitteilen, wie wir das Leben unter extremen Bedingungen neu geschaffen haben. Wir senden eine Nachricht an die NASA und schreiben drauf, bitte Kopie ans Wiko in Berlin. Aber so, dass man alles ablesen kann, die brauchen nämlich immer Zettel, und bloß keine Abbildungen oder Fremdworte wie RNA oder DNA oder Protein verwenden – alles ganz einfach.“*

*Und wenn sie das denn alles gelesen haben, dann verstehen sie, wieso sie bis heute leben.*

Während der Wiko-Zeit habe ich nach meiner Emeritierung in Zürich den Ausstieg aus meinem langjährigen Forscherleben und eine neue Orientierung gesucht. Das Wiko kam also für mich zu einem markanten Zeitpunkt. Statt einer Altersbeschäftigung mit dem eigenen Stammbaum habe ich mich für den der Viren interessiert, mich nämlich mit der

Frage befasst, warum unser Erbgut zu fast 50% aus „toten Viren“ besteht, genauer, aus retroviralen Elementen, die von vollständigen Retroviren bis zu Solo-LTRs reichen. Sind sie Abfall („Junk“), Reste unserer Vergangenheit oder Antreiber der Evolution? Führen sie zu Krebs oder Kant? Was ist ihre biologische Relevanz? Nach einigem Literaturstudium zu dieser für mich neuen Thematik habe ich dazu einen Workshop organisiert, „Evolution of Viruses and Hosts“. Es sprachen über die RNA-Welt: Jens Peter Fürste; Bacterial Evolution: Jörg Hacker; Bacteria and Archaea: Gerhard Gottschalk; Endogenous Viruses: Reinhard Kurth; Koalaviruses as model for endogenization: Joachim Denner; Alu Elements: Jens Bohne; Extraterrestrial life: Thomas Spohn; Genes in Conflict: Robert Trivers und Virus-first Hypothesis: Karin Moelling. Dieser Workshop konnte nicht vom Wiko finanziert werden und so habe ich mich auf lokale Sprecher beschränkt. Die Themen waren so übergreifend, dass die Sprecher untereinander sehr großes Interesse daran fanden und bis in die späte Nacht – zum Schluss sehr vehement vom Rotwein angespornt – diskutierten. Ich hatte ein paar Wissenschaftler aus der Berliner Wissenschaftsszene eingeladen sowie ein paar meiner Studenten der FU, HU und TU. So ergab sich eine gute Teilnehmerzahl. Als Diskutanten hatte ich Dr. Roger Horton aus Großbritannien eingeladen, der als Gast am MPI für Molekulare Genetik weilt. Er war am Sanger-Zentrum in Cambridge an der Sequenzierung des Humangenoms beteiligt, wo man Junk-DNA für Junk hält. Er vertrat zuerst auch diese Meinung, wurde aber vom Saulus zum Paulus: Die beim Sanger-Projekt ausgelassenen Sequenzen sind nicht Junk, sondern defekte Retroviren mit vielseitigen Funktionen – und sind nun die Basis einer fruchtbaren Zusammenarbeit geworden. Also KEIN JUNK. Auch die Studenten gingen mit einem Satz Fragen nach einem guten Dinner nach Hause. Wenn es ein Erfolg ist, Anregungen gegeben zu haben, dann war das Meeting einer.

Es entstanden aus der Veranstaltung Zukunftspläne für eine Publikation zu diesem Thema und eine neue internationalere Veranstaltung mit dem MPI und der Uni Zürich, vielleicht auch mit EMBO, mit dem Ziel eines Buches im Springer Verlag.

Mein Vortrag über HIV galt dem Berliner Publikum. Die dabei vorgestellte molekulare Schere (RNase H) und ihr Beitrag zum Suizid von HIV soll weiterentwickelt werden, da dieser Ansatz neuartig ist. Er wäre besonders gut geeignet für die Bekämpfung von HIV bei sexueller Übertragung, was vor allem in Afrika das größte Problem darstellt. Die Entwicklung dieses Projekts habe ich während der Wiko-Zeit weiterverfolgt, einen Antrag an die Bill und Melinda Gates-Stiftung gestellt, der zu einer Weiterent-

wicklung der HIV-Inaktivierung in London geführt hat. Ich werde mich dem Projekt auch in Zukunft widmen.

Dann publizierte ich während der Wiko-Zeit einen ähnlichen Ansatz gegen Influenzaviren, der überraschend zu gleich zwei Einladungen nach China führte – wo meist die neuen Influenzaviren entstehen. Kann man daraus Medikamente entwickeln? (Inzwischen war ich in China und brachte die „Schweinegrippe“ mit. Sie verging ohne Medikamente!)

Mein Vortrag am Donnerstag über „Wie findet man Neues in der Wissenschaft“ fiel wohl zu praktisch und unphilosophisch aus. Kuhn kam nicht vor. Das Thema entstand aus der Überlegung, wie man das Niveau von Nicht-Elitestudenten, welche die große Mehrzahl der Studenten heute ausmacht, anheben kann – das ist wohl kein Wiko-Thema – aber mir ein Anliegen.

Der letzte Dienstagsvortrag unseres Jahrgangs galt dem Thema „Viren und Krebs“. Mein Bemühen, ihn mit nie gezeigten einfachen Modellen allgemein verständlich zu gestalten, gelang bedingt. Der Vortrag war anscheinend jedoch anregend genug für zahlreiche Tischgespräche – z. B. über ewiges Leben durch die Telomerase. Ein Übersichtsbild mit 20 Signal-Transduktionsmodellen erregte die Aufmerksamkeit von Holk Cruse und setzte Diskussionen und eine Zusammenarbeit in Gang – sozusagen in letzter Minute.

Was noch? Gedrucktes für die Glasschränke? Kein Buch. Keine Modifikation meines Buches *Das AIDS-Virus*. Leider. Dafür 14 mittelmäßige Publikationen ohne Institut, also unter erschwerten Bedingungen mit zeitraubenden Begutachtungen und Koautoren inzwischen verstreut von Australien bis Moskau, Libanon und Pakistan. Zwei weitere Publikationen stehen noch zur Annahme aus. Einen angeforderten Übersichtsartikel konnte ich nur beginnen, nicht beenden. Es ging um das Fertigstellen, Abschließen, Einfahren der letzten (!) beruflichen Ernte. Diese Publikationen zeigten u. a. die Verhinderung der HIV-Infektion durch die Aktivierung der RNase H mittels Haarnadel-DNA in humanisierten Mäusen, im Blut von Patienten oder in der Vagina von Mäusen. Auch Influenza- oder Herpesviren lassen sich bekämpfen mit einem ähnlichen Ansatz. Wirklich neue Ergebnisse über das älteste Onkogen Src waren dabei: Eine einzige Punktmutation verwandelt das Molekül von einem nützlichen Wachstumsregulator in einen Promoter von Metastasen.

Dann gab es eine „Sternstunde“ im Schweizer Fernsehen, Presseanfragen zum Nobelpreis über HIV- und Papillomaviren, sowie zur aktuellen Influenza-Pandemie, ein



bisschen Journalismus für die Zeitung *Die Welt*, vermittelt durch Herrn Lepenies, eine DVD-Aufnahme mit Alexander Kluge, der anregend fragt, mit schönen Bildern und sogar mit Soundtrack unterlegt. Eine CD über „Das Leben der Viren“ wurde grade noch fertig. Das Virusmodell dazu, der größte Fußball aus New York, verlor immer die Luft, bevor Klaus Sander das Foto fertig hatte – die Pressluftsäule einer Tankstelle wurde so zum unfreiwilligen Hintergrund des Titelbildes!

Diskussionen gab es mit Bruno Olshausen, er stellt die besten Fragen (und ist mein Vetter um die Ecke!), thematische Nähe und gedankliche Provokationen mit Robert Trivers, Gespräche mit Axel Meyer – leider passten die Viren nicht in seine Evolutionsgruppe trotz Real-time-Evolution, mit Reinhold Merkel ethische Folgenabschätzung über Craig Venters „Umwandlung einer Maus in eine Katze“ und viel Gelegenheit zum Zuhören und Fragen. Immer interessant und anregend Per und kontaktfreudig John, immer dabei Anna, aufschlussreich Ibrahima für die Besonderheiten des Senegal auch in Bezug auf HIV ...

Die Abschiedsparty schmiedete zusammen, Thomas Larcher war sich am Flügel nicht zu schade und machte – statt Auftritt in der Carnegie Hall – wohlwollende Versuche, uns Sängern eine Pause einzupauken – die dann im völlig überraschenden Gejohle der Zuhörer sowieso unterging. Südamerikanische Rhythmen, eine Townshiptgitarre, Raseln und afrikanische Buschtrommeln ließen Arme hochfliegen und rissen sogar einen Herrn Grimm auf die Tanzfläche – so dass man sich fragt, ob so etwas nicht auch auf halber Strecke sinnvoll wäre, z. B.: Wiko Fellows laden andere Wiko Fellows zu einer Weihnachtsparty ein. So etwas Ähnliches fand bei mir zu Hause am Heiligen Abend statt mit einem Dutzend Fellows, einem künstlichem Weihnachtsbaum (Notkauf in Zürich), mit Dekorationen aus mindestens acht Nationen, ein bisschen Weihnachtsoratorium, das im Reden unterging, einer kohlenverrußten riesigen Bibel von 1776 aus den Trümmern meines Elternhauses, mehr Jesus war nicht, stattdessen viel Wein und stundenlanges Speisen von Avocado über Schweizer Käse bis Sachertorte – was ihr wollt ...

Der Doppelgeburtstag mit Anna und einem Dutzend Fellows im Garten des Berliner Ensembles wurde immer lustiger und länger, weil Robert Wilson mit seiner Truppe nicht fertig wurde und die Anfangszeit verschob für Shakespeares Sonette – ein Hit der Saison. Doch beinahe wäre Ruedi Imbach dazu nicht motivierbar gewesen. Gibt es nun vielleicht, vermittelt durch Altfellow A. T. Wirth, eine Göttliche Komödie von Wilson mit Ruedi als Goastwriter? Kontakte wurden hergestellt. Warten wir es ab. Beruhigend: es gibt noch viel Zukunft.



ENDE DER UMLEITUNG  
CYNTHIA F. MOSS

---

Cynthia Moss is Professor of Psychology, Affiliate Professor of Biology, and Member of the Institute for Systems Research at the University of Maryland in College Park. In her research, she uses the echolocating bat as a model system to explore the dynamic interplay between auditory information processing, adaptive motor behavior, spatial perception, memory, and attention. She received a B.S. from the University of Massachusetts, Amherst in 1979 and a Ph.D. from Brown University in 1986. She was a NATO Postdoctoral Fellow at the University of Tübingen (1985–1987) and a Research Fellow at Brown University (1987–1989) before accepting a faculty appointment at Harvard University, beginning in 1989. At Harvard, Moss received the Phi Beta Kappa teaching award (1992) and was named the Morris Kahn Associate Professor (1994). She was an NSF Young Investigator 1992–1998. In 1995, Moss moved to the University of Maryland, where she has served as the Director of the Neuroscience and Cognitive Science Program and co-director of an NIH Training Program in Neuroethology. She is a member of the Society for Neuroscience, the Acoustical Society of America, International Society for Neuroethology, and the Association for Research in Otolaryngology. Moss was elected a Fellow of the Acoustical Society of America in 2001. – Address: Department of Psychology, University of Maryland, College Park, MD 20742-4411, USA. E-mail: [cmoss@psyc.umd.edu](mailto:cmoss@psyc.umd.edu).

The announcement on the M19 bus, headed back to the Wiko, was the signal that the next stop was ours: *Hasensprung. Ende der Umleitung*, end of the detour. It became so familiar over the course of 11 months that we hardly noticed it, even when the recording continued for a few days after the standard bus route down Koenigsallee was restored in

July. The end of the detour coincided with the end of the Wiko year, and as such, *das Ende der Umleitung* took on a new meaning. In fact, multiple meanings in different contexts: Departure from the ordinary. Digression. Alternate route. Fork. Circumnavigation.

*Departure from the ordinary:* It's a challenge to move a family of five, enroll the kids in school, help them find their way in a new environment and establish new friendships. All of this went exceptionally well for us, assisted for sure by the fact that this was our second time in Berlin and at the Wissenschaftskolleg. Most important for our departure from the ordinary was the generous support of the fellow services, reception, computer, household, and library staff at the Wissenschaftskolleg. It was both astounding and comforting to find so many familiar faces from our stay in 2000–2001 and to learn to know many new ones this year. We also felt the sad absence of Herr Riedel.

Our two boys went to the Kennedy School in Zehlendorf, where they had fabulous experiences, both academically and personally. One highlight of the year at the Kennedy School was the high school graduation ceremony, where our older son Jack marched, and where Thomas Quasthoff, an extraordinary (in the truest sense of the word) bass-baritone singer, gave a powerful speech with the message, "Do what you love!" Coming from a man who had overcome obstacles that most of us will never know, this speech was not only meaningful for the graduating seniors, but for everyone in the audience. It's also one of the amazing opportunities at Wiko, to take a detour to do what you love.

*Digression:* Living in the extraordinary city of Berlin exceeded all of our expectations. During this year, we enjoyed theater, ballet, opera, jazz, and blues. Having older kids this time around in Berlin also led us to new adventures, such as Tacheles and all-night Döner Kebap restaurants. Although much in Berlin was familiar to us, a lot has changed over eight years. The center of the city has truly shifted to Mitte district, construction around Potsdamer Platz is mostly completed, more beach bars have popped up along the Spree, Kaiser's on the Ku'damm is open until *midnight*. In addition, we experienced the demolition of the Palast der Republik and a new home for the Egyptian collection.

*German language course:* Other memorable digressions included German lessons, which enriched my experience not only through learning the language, but also through my classmates, a Russian historian/biographer/violinist, a philosopher/Wittgenstein scholar, a medieval historian, and my long-time friend and colleague in the field of bat echolocation. This class also offered tours of the city, films, museum visits, and barhopping, all organized by our dear teacher, Eva.

*Wiño Lunches and Dinners:* At home, I rarely find time for lunch. Typically at around 4 p.m. when hunger pangs prevent me from working, I run to the vending machine for a candy bar or, if I can afford the extra ten minutes, to the food co-op in the building next door for a sandwich. Here, the luxury of a three-course midday meal, mixed with conversations ranging from modern music to the evolution of deception, offered enriching digressions that certainly influenced my thinking, but the relevance and direction of this influence may take some time to fully digest. Dinners were even more so, punctuated by too much wine, which erased the guilt of indulgence.

*Tuesday seminars:* Once a week, an intellectual digression into a new field. At my home university, I interact with people from all different disciplines, but I don't have the opportunity to really learn about the problems that historians study, the issues that philosophers tackle, the approaches lawyers take to integrate theory with practice, the way literary scholars analyze text, and so on. I also learned a great deal from talks by Fellows in fields closer to my own, in Psychology, Biology, and Computer Science. The weekly seminars opened up many new worlds to me, and only time will tell where this may lead.

*Abschiedsfest:* A bonding experience with the other Fellows, spouses, kids, and, most importantly, the staff. We cooked, performed, danced, and danced, and danced.

*Alternate route:* Discussions and writing with the Scene Analysis Focus Group was hard work. Thinking is hard. Thinking outside of traditional molds is harder. This difficult task was great fun, however, because the members of our focus group worked very well together. Mike Lewicki, from Carnegie Mellon and now moving to Case Western Reserve, and Bruno Olshausen, from U.C. Berkeley, both computational neuroscientists, Annemarie Surlykke, a biologist from the University of Southern Denmark, and I constituted the Scene Analysis Focus Group. We brought to our group different skills, different ways of approaching scientific problems, and different areas of research expertise, but we also shared the view that one can learn a great deal about the analysis of natural scenes through close study of specialized animal systems. What perceptual problems do different animals have to solve in the natural environment? How have perceptual systems evolved to deal with different tasks? What is the role of movement in building a representation of the 3-D environment? These questions pressed us to develop a common framework to understand information processing and perception in the natural environment. We have written a draft of a *Brain and Behavioral Sciences* perspective that articulates our views on the analysis of natural scenes and suggests new approaches for making progress in addressing this problem. The format of *BBS*, which invites commentary from colleagues in

the field, will also allow us to engage a broad group of scientists in dialogue about the analysis of natural scenes.

*Forç:* In April 2009, our Focus Group held a workshop, *Analysis of Natural Scenes in Vision and Audition*, that involved a group of scientists from Europe and the U.S. Reinhart Meyer-Kalkus and Petria Saleh were key to the successful organization of this workshop. Each of the participants was invited to give two talks, one a provocative perspective on a particular problem in the field and the other a basic research talk with an emphasis on new data. In our workshop we covered a wide range of themes that spanned both vision and audition, and we considered unifying principles and elements involved in perceiving and organizing information from the outside world. A substantial amount of time was allocated for discussion of concrete problems, such as figure-ground segregation, the role of action in perception, the integration of signals over time and space, stream segregation, and motion. Discussion was so lively that we found it necessary to shorten our breaks and continue into the evening. Everyone left the workshop energized but also fully aware of how truly difficult our scientific problems are to effectively tackle.

*Circumnavigation:* Keeping my lab at Maryland going from afar. Not easy, but we still managed to get a handful of papers written and published. Many of these papers also benefited from the discussion and ideas that came out of interactions with the Scene Analysis Focus Group.

#### *Under review*

Ulanovsky, N. and C. F. Moss. "Dynamics of hippocampal spatial representation in echolocating bats." *Hippocampus*, submitted.

#### *Published*

Bohn, K., C. F. Moss, and G. Wilkinson. 2009. "Pup Guarding by Greater Spear-Nosed Bats." *Behavioral Ecology and Sociobiology* 4 May, DOI 10.1007/s00265-009-0776-8.

Chiu, C., W. Xian, and C. F. Moss. 2009. "Adaptive echolocation behavior in bats for the analysis of auditory scenes." *Journal of Experimental Biology* 212: 1392–1404.

Moss, C. F. 2009. "Echolocation." In *Sage Encyclopedia of Perception*, edited by Bruce Goldstein. Sage Publications, 2009, in press.

Ghose, K., J. D. Triblehorn, K. A. Bohn, D. Yager, and C. F. Moss. 2009. "Behavioral responses of big brown bats to dives by praying mantises." *Journal of Experimental Biology* 212: 693–703.

- Surlykke, A., K. Ghose, and C. F. Moss. 2008. "Acoustic scanning of natural scenes by echolocation in bats." *Journal of Experimental Biology* 212: 1011–1029.
- Chiu, C., W. Xian, and C. F. Moss. 2008. "Flying in silence: Echolocating bats cease vocalizing to avoid sonar jamming." *Proceedings of the National Academy of Sciences* 105(35): 13115–13120.
- Chiu, C. and C. F. Moss. 2008 "When echolocating bats do not echolocate." *Communicative and Integrative Biology* 1(2): 61–62.

*Ende der Umleitung?* As I wrap up my report, I ask myself, is this in fact *das Ende der Umleitung*? I think the answer is no. Moreover, I have come to believe that an Umleitung is a positive thing. For many, the term detour implies inconvenience, and it's easy to overlook the valuable aspects of departure from the ordinary, digression, alternate routes, forks, and even circumnavigation. I recognize the importance of this indefinite Umleitung for my research and personal life, and it may be the beginning of a longer detour. Most certainly, this year's Umleitung will lead to other branches of the detour, as our Scene Analysis Focus group finalizes our *Brain and Behavioral Sciences* paper and as the many friendships established continue in the years to come. For the Umleitung of 2008–2009, I am deeply grateful to the Wissenschaftskolleg zu Berlin and all of the people who shared in this year.

P.S. I am neither the first nor the last to resort to this simile, but I cannot help using it. The Wissenschaftskolleg zu Berlin is something quite close to paradise. The bird songs are an absolutely irrefutable proof of this.



AUSZEIT MIT WEISSEN ZETTELN  
LOTHAR MÜLLER

---

Geboren 1954 in Dortmund, Journalist und Autor. 1985 Promotion mit einer Arbeit über Karl Philipp Moritz, 1989 bis 1994 Dozent an der Freien Universität Berlin, 1995 bis 1997 Mitarbeit an einem Forschungsprojekt zur Kulturwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin, von 1997 bis 2001 Redakteur im Literaturressort der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, seit 2001 Redakteur im Feuilleton der *Süddeutschen Zeitung* mit Sitz in Berlin. – Adresse: Süddeutsche Zeitung, Französische Straße 47, 10117 Berlin.  
E-Mail: lothar.mueller@sz-korrespondent.de

Als Redakteur der *Süddeutschen Zeitung* mit Sitz in Berlin profitiere ich aus der Ferne vom bayerischen Feiertagskalender. Zwar habe ich an den bayerischen Feiertagen selbst im Büro zu erscheinen wie an jedem anderen preußischen Alltag auch, aber der Tag davor ist, weil dann in München keine Zeitung hergestellt wird, für mich ein redaktionsfreier Tag. Ein freier Tag an einem Alltag in Berlin. Die Einladung ins Wissenschaftskolleg war für mich ein solcher, ins Unwahrscheinliche ausgedehnter Vor-Feiertag: drei Monate Auszeit in Berlin, wo ich auch sonst lebe und arbeite, drei Monate Auszeit mit einem Zimmer im Obergeschoss des Stammhauses im Grunewald, aus dem der Blick auf den Garten und die immer herbstlicheren Bäume ging statt, wie vom Flur meines Büro aus, auf den Innenhof des Restaurants Borchardt am Gendarmenmarkt.

Das Telefon im Grunewald-Zimmer kehrte demonstrativ hervor, wie selten es klingelte. Der Wiko-E-Mail-Anschluss hatte etwas von einer Geheimnummer. So wurde langsam die Zirkulationsgeschwindigkeit der Nachrichten und Aufträge heruntergedimmt. Manchmal lagen, hochwillkommen, kleine weiße Zettel im Fach des Eingangs-

büros: In der Bibliothek liegen Bücher für Sie bereit. Am Gegenstand des ersten Aufsatzes, der zu schreiben war, an Goethes „Der Sammler und die Seinigen“, erschienen in den *Propyläen* des Jahrgangs 1799, trat im Grunewald statt des programmatischen Klassizismus die Form hervor, in der er dem Leser gegenübertrat: als kleiner Briefroman. Es stellte sich zudem heraus, dass Spaziergänge zum Haus in der Douglasstraße, in dem Alfred Kerr gewohnt hatte, dem Aufsatzschreiben so wenig schadeten wie nachmittägliche Stöbereien in der Fellow-Bibliothek im Erdgeschoss, die sich wegen ihres einzigartigen Ordnungsprinzips als Fundgrube für nicht gesuchte Bücher erwies. Eines war dabei, dessen Titel mich elektrisierte, vielleicht, weil gerade die Krise die Printmedien zu erfassen begann: *The World on Paper*. Die Zeitungen in der Bibliothek, darunter die eigene, ließen keinen Zweifel am Ausmaß der internationalen Finanzkrise. Aber auch die Krise hatte im Grunewald, zum Glück, etwas Heruntergedimmtes. So blieb der Weg gangbar vom Aufsatz über Goethes klassizistischen Briefroman zum Aufsatz über den Klassizismus der Brüder Friedrich und August Wilhelm Schlegel, über ihr Verhältnis zu den antiken Statuen, die um 1800 mit den napoleonischen Truppen als Beutekunst zu wandern begannen, von ihrem angestammten Ort Rom, wo Winkelmann sie beschrieben hatte, nach Paris. Es war den vielen kleinen weißen Zetteln zu danken, dass sich Paris um 1800 im Grunewald bereisen ließ. Denn in ihnen zeichneten sich die Bewegungen der historischen Reisenden der napoleonischen Ära ab, die nach den Friedensschlüssen von Lunéville oder Amiens in Scharen nach Paris aufbrachen. Dieses Paris war nach dem 18. Brumaire nicht mehr die Hauptstadt der Revolution, sondern der neuen Ordnung, in der die alten Kunstwerke von einer avanciert modernen Kunstpolitik empfangen wurden. Von Instituten, in denen die aufgelösten königlichen Akademien wiederauferstanden, von den Wissenschaften, die das kunstpädagogische Programm zu unterstützen hatten, aus Paris ein neues Athen, neues Rom zu machen.

Das brachte abgründige Allianzen hervor wie das Projekt des Arztes Jean-Galbert Salvage, die neuesten Errungenschaften der Anatomie und Leichenpräparierung in den Dienst der Künftlerausbildung zu stellen: Er brachte die Körper im Duell gefallener Soldaten der napoleonischen Armee in die Position des „Borghesischen Fechters“, damit die Studenten neben dem Original und den Abgüssen an einem realen Körper-Modell studieren konnten, was seiner Theorie zufolge unabweisbar war: dass schon die Bildhauerei der Griechen ihre Vollkommenheit der Anatomie verdankte und damit jene Fusion von Wissenschaft und Kunst verkörperte, die nun im Institut National angestrebt wurde.



Wie nützlich es ist, dass im Grunewald Spezialisten für Menschen- und Gedankenverknüpfung arbeiten, erwies sich in der näheren Befassung mit der deutschen Kolonie, die im Paris des Konsulats und Empires lebte und schrieb. Friedrich Schlegel profilierte sich in seiner Zeitschrift *Europa* als selbstbewusster Repräsentant der mit Frankreich rivalisierenden, seit Winckelmann und Lessing aufblühenden deutschen Kultur. Als die junge Preußin Helmina von Chézy nach Paris kam, um sich dort eine publizistische Existenz aufzubauen, lebte sie zeitweilig in der Wohnung von Friedrich und Dorothea Schlegel. In der Untersuchung der Überlagerung von napoleonfreundlichen und napoleonekritischen deutschen Stimmen in Paris ließen sich Brücken schlagen zum Forschungsprojekt von Bénédicte Savoy an der TU Berlin, in dem eine umfassend kommentierte Neuausgabe der zweibändigen Schrift „Leben und Kunst in Paris seit Napoleon I.“ (1805/07) von Helmina von Chézy entstand.

Ich war in den Grunewald gekommen, um das Echo der „Dislokationen“ (Goethe) der Kunstwerke aus Italien in der europäischen Kunstliteratur, die Lockerung der alten Rombindung des Klassizismus, zu studieren, vorbereitet vor allem durch die Schriften der Reisenden und Autoren innerhalb der europäischen Gelehrtenrepublik, die über das Schicksal Italiens und Roms räsonierten, über das, was Goethe den italienischen „Kunstkörper“ nannte. Mit Hilfe der weißen Zettel trat dem im Blick auf die Berichte zumal der englischen Parisreisenden zwischen 1800 und 1815 zunehmend die Verschränkung von Kunstliteratur und Modernitätserfahrung an die Seite. Was wir heute „Zeitgeschichte“ nennen, hatte in der napoleonischen Ära seinen Ursprung: die Wahrnehmung des Jüngstvergangenen als des „leibhaftigen“ Historischen. Paris als die universelle Kunstmetropole auf Zeit wurde von den englischen Reisenden um 1815 in diese zeithistorische Perspektive eingebunden. Als Reiseritual bildete sich die Koppelung eines Besuches auf dem Schlachtfeld von Waterloo mit einem „Abschiedsbesuch“ im Louvre von Paris heraus: es war nach der Niederlage Napoleons klar, dass ein Teil seiner Bestände, darunter viele der in Rom und Italien konfiszierten Kunstwerke, an ihre Herkunftsorte zurücktransferiert werden würde.

Es gehörten zur Bibliothek im Haupthaus, einem Ort von großer Ruhe an späten Abenden oder gar an Wochenenden, nicht nur die Tageszeitungen, in denen die Krisen- nachrichten zunahmen. Es fanden dort auch an manchen Abenden Gedichtlesungen und -interpretationen statt, deren Reiz in der vom Teilnehmerkreis vorgegeben Vielsprachigkeit bestand. Unvergesslich der Abend mit dem Gedicht „Brandenburg“ von Peter Huchel, in dem die preußische Kalesche, der rote Ulan, Wendungen wie „er blickte nicht

auf, / er schränkte die Säge“ und nicht zuletzt das Motto aus Kleists „Prinz von Homburg“ zu übersetzen war: „Ach, wie die Nachviole lieblich duftet!“



SEARCHING BRAINS AND FINDING  
HEARTS: “DINING IN” AT WIKO  
SRINIVAS NARAYANAN

---

Professor Srin Narayanan leads the strongly interdisciplinary ICSI AI group comprising of computer scientists, linguists, and neuroscientists studying language and cognition. He is a core faculty member in the Cognitive Science Program at the University of California, Berkeley and is a faculty affiliate with the Institute of Brain and Cognitive Sciences. His current research interests include computational neuroscience, computational biology, information technology for emerging regions, and models of complex adaptive systems functioning in dynamic environments. Professor Narayanan obtained his Ph.D. in Computer Science from the University of California, Berkeley where his dissertation was nominated for the David Sakrisson award for the best Berkeley EECS dissertation for 1997. He helped establish the Berkeley Neural Theory of Language group, whose goal is to build biologically plausible computational models of language learning and use. He is the recipient of numerous awards including the David Marr distinguished paper award, and a Google Faculty Research Award. – Address: International Computer Science Institute (ICSI), University of California at Berkeley, 1947 Center Street, Berkeley, CA 94704, USA. E-mail: [snarayan@icsi.berkeley.edu](mailto:snarayan@icsi.berkeley.edu); <http://www.icsi.berkeley.edu/~snarayan>

As a faculty member at Berkeley and at the International Computer Science Institute (ICSI), I have had the pleasure of welcoming and working closely with many international researchers and have sometimes wondered what it is like from the viewpoint of a visitor. Now I have a better perspective. For the first time in a decade, I was away from Berkeley visiting the Wissenschaftskolleg (Wiko) in Berlin as a resident Fellow.

I had not visited Berlin before, did not speak German except for a few rudimentary phrases, and was in all respects even less prepared for the transition than several of our European visitors to Berkeley. The administrative staff at the Wiko managed to make the move completely smooth. They arranged for the residence permit (you need one for stays of over three months), a great apartment, office space, computers and supplies and even gave us invaluable tips on moving around and getting basic things done (like opening a bank account, groceries). All this could have been quite onerous, and the seamless ease with which this happened made me appreciate the great service the Wiko staff provides to the international visitors every year.

Berlin is an interesting and culturally rich city with great museums, nightlife and real seasons (read: cold and grey winters). My experience and appreciation of Western classical opera and musical concerts have benefited immensely even in the few months I have been here. As elsewhere in Europe, the ease with which one can use public transportation to explore this fairly large city and its surroundings is refreshing. The service economy, innovative green technologies and cosmopolitan nature of Berlin bear some similarities to the Bay Area. Having grown up in two cultures, I never expected that I could be part of yet another with a different language, but the friendly, young, vibrant and culturally interesting city of Berlin is easy to love and managed to draw me in right away. I even miss those adventurous excursions to clubs in Mitte, Kreuzberg and Neukölln. Indeed, once we clone some of the Indian restaurants from the Bay Area, we could have a perfect city.

My research goal at Wiko was to consolidate and write up several years of work within the Neural Theory of Language (NTL) project (<http://www.icsi.berkeley.edu/NTL>) on neurally plausible computational models of cognitive phenomena. The intellectually heterogeneous atmosphere has been very instructive and has resulted in critical examination of past work as well as new problems to contemplate. In consolidating research within NTL, I managed to catch up on my backlog of readings, especially pertaining to the experimental techniques (such as functional Magnetic Resonance Imaging (fMRI) and Transcranial Magnetic Stimulation (TMS)) used in our own work within NTL and in the wider context of cognitive neuroscience. This has resulted in an idea for a new experimental approach designed to move from the one-off studies that currently constitute the state of the field to a more predictive model that compares model-based predicted fMRI results to actual fMRI images in test data.

One stated purpose of the fellowship at Wiko is to gently nudge people out of their comfort zones with new questions and seemingly random perturbations that cross disci-

plinary boundaries and can potentially kick them out of a local minima (ok, I admit that I am a geek). This happened to me both professionally and personally. An example of an early derailment to my carefully laid plans involves fellow Fellow Robert Trivers, who has succeeded in getting me thinking about self-deception and its connection to the evolution of deception, framing and metaphor. Numerous conversations within my group “Understanding the Brain”, artfully assembled and coordinated by Holk Cruse, both challenged and enriched my prior conceptions and have contributed at least partly to three papers that report new results in causal learning, metaphor acquisition and fMRI data analysis.

But it was the interaction outside the group that was really unique. The pace here is much gentler than at Berkeley, the conversations longer with emphasis placed on developing collaborations and entertaining perspectives from scholars in diverse disciplines (history, biology, literature, philosophy, law, art, music) who are often drinking wine during this interaction.\* The Tuesday seminars provided an early focus for extended discussions that lasted through the week. The range of topics and the unfailing efforts of the presenters to reach an informed non-expert audience were laudable and refreshing. As always in serious interdisciplinary engagements, I was sometimes confronted with a concept that could take me at least several years to plough through. One particularly salient example was a reply to my question whether specific named individuals were part of the community that was the topic of discussion at the seminar. “In the humanities, we don’t provide yes or no answers; only new, more nuanced ways to formulate the question.” I continue to actively ponder this reply though I have no clear breakthrough to report yet.

In principle, one can tap the vast resources at Berkeley (or a similar place) to achieve this remarkable degree of interdisciplinarity and spirit of engagement. But to make it happen requires the foresight, commitment, careful attention to group dynamics and sheer legwork that needs to be done to select and assemble such a diverse set of participants. In this respect, the Wiko experience is unparalleled. I am still awestruck at how so many complex egos from multiple cultures and disciplines with all their demands and requirements can be so carefully nurtured, where a spirit of collaboration appears to be the natural default, like a spontaneous outgrowth of our collective interests. The only

---

\* I started with drinking coffee as a counter-strategy but my fellow Fellows now report an alarming increase both in my use of expressions like “a fruity flavor with a hint of oak” and in my enthusiastic participation in the entailed situational contexts.

reason I know that such a fine balance and synthesis is possible is that somehow the Wiko manages to do it year after year.

My students and colleagues from Berkeley often had that charitably sceptical look (like trying to politely disengage from an obtuse and failing joke attempt) when I told them that the Wiko lunches and Thursday dinners were important events in my life and an intense learning experience (and I do mean in addition to my oenological internship). Then I invited some of these doubters as my guests to the Wiko. Within a day of their exposure to the Wiko culture, they started to prepare for the events, selecting people they wanted to talk to, crystallizing the ideas they wanted to explore and then staying late after the food was over in animated discussion and planning future collaborations. And after that, some stayed even later for ping-pong.

Now I tell my friends that Wiko lunches sometimes set in motion processes that change lives. I also tell them that I know this because I was part of one such lunch.



THE LUXURY OF CONFUSION  
PATRIK NOSIL

---

I am currently Assistant Professor of Evolutionary Biology at the University of Colorado, Boulder. I received my formal academic training in British Columbia, Canada, at the University of Victoria, Simon Fraser University, and University of British Columbia. My research focuses on the role of adaptation to different ecological environments, by natural selection, in the formation of new species. This research combines laboratory experiments and molecular biology with extensive fieldwork conducted throughout Southwestern North America. – Address: EBIO Ramaley N122, University of Colorado, Boulder, Campus Box 334, Boulder, CO 80309-0334, USA. E-mail: patrik.nosil@colorado.edu

In my experience, clarity regarding difficult empirical or conceptual academic issues tends to emerge only after periods of intense confusion. These periods of confusion can be extremely prolonged. Sometimes, when I have persisted in such confusion for long enough, and stayed devoted to solving the problem at hand, clarity has eventually emerged. However, the luxury and freedom to be confused about a problem until it is solved does not often exist. I have found that in “normal” academic life there is often insufficient time to devote to pondering difficult but interesting problems. There is so little time to devote to nagging inconsistencies about the way one is thinking about a problem. In essence, there is so little time to be confused, insufficient time to convert that confusion into clarity. The year at the Wissenschaftskolleg removed this problem by providing the luxury of plentiful time to be confused. On numerous occasions, this allowed clarity to emerge from the confusion.

I stress that the title and topic of my yearly report are not meant to be negative in any sense – it was truly a luxury to have the freedom to be confused for as long as one wants, on any topic one chooses. Of course, this removed any excuses for why one did not find the solution to a problem. If I gave up on pondering a problem, failed to solve it, this was solely due to my own mental inadequacies, my own mental laziness for example. There were no other excuses. I could blame failure to solve a conceptual or analytical problem only on myself, not on a meeting, a pressing e-mail, a student at the door, or having to cook lunch. I will elaborate using some examples from the year.

To start, let me provide some background on my situation. A few years back, during the period when I was a post-doctoral researcher, Axel Meyer organized a focus group on sympatric speciation (the formation of new species in areas of geographic overlap) to be held at the Wissenschaftskolleg. I was fortunate enough to have Axel invite me to participate in this group, along with Jim Mallet and Jeff Feder. I owe and thank Axel very much for this. After accepting the invitation and being accepted by the Wissenschaftskolleg itself, I was offered and accepted a permanent job as Assistant Professor at the University of Colorado Boulder. The department that hired me was kind enough to allow me an extra year of leave to come participate as a Fellow of the Wissenschaftskolleg. Thus, I came to Berlin before ever arriving at my new post in Boulder, with a year to spend in Berlin before setting up my own laboratory. The year was invaluable in giving me time to consider my own research directions. I will be arriving in Boulder immensely more prepared for my new position than if I had not had this year at the Wissenschaftskolleg.

During the academic year, personal confusion was often transformed into personal clarity. Some of these transformations were rather concrete and pragmatic. For example, I had been struggling for years with how to conduct a certain analysis. I knew in the back of my mind that conducting this analysis properly would require learning at least the basics of a new programming language, a task I never had time for before coming to Berlin. Once here, I learned the necessary commands and conducted the analyses. Some of the transformations were less tangible. For example, I managed to finish papers that had been mostly written for years, but that were missing the final touches required to make them potentially useful contributions to the field. I had not previously had the time to decipher just how to make those finishing touches. I also had topics that I had not written about in the past, issues that I had simply been pondering for years, but that remained too obscure and abstract to formalize into a project. During the year, I managed to crystallize my thoughts pertaining to some of these issues, and to then write drafts of papers or grants



based upon them. Finally, and beyond “reason” (especially for someone at my junior stage of an academic career), I undertook the writing of a book. The topic is the role of adaptation to different ecological environments in the formation of new species. I made this decision and started the book in mid-December and managed to make good progress during my stay. This progress, however, was not without periods of confusion, and indeed I feel I learned much of the content of the future book during the actual writing of it.

The luxury to turn confusion into clarity was by no means restricted to my own individual work. There were many instances of turning confusion among the members of our focus group into clarity, collaborative confusion turned to collaborative clarity if you will. This always occurred under the guidance of our thoughtful leader, Axel. An example that concerns all four members of our group pertains to the very foundation of “sympatric speciation”: what is the actual meaning of “sympatry”? This topic has been debated for decades, and although in general agreement, the four of us in the focus group were not clearly united in our answer to this question. Our fuzzy discussions slowly crystallized into more lucid ones. We wrote a manuscript on the topic, which in turn got clearer and clearer through each revision. In the end, it all seemed obvious to us, and now it simply remains to be seen how our article, which is accepted for publication, affects debates concerning the meaning of sympatric speciation. In particular, Jim is to be thanked for persevering on this project and for undertaking the overwhelming bulk of the actual writing.

Another example concerns the development of a collaboration with Jeff Feder. It took the two of us almost the whole year to understand each other. I believe I am too narrow and strict in my thinking, and Jeff, perhaps, a bit too diffuse (apologies Jeff). Somehow, after hours and hours of discussion, we managed to merge my narrow-minded focus with his creativity to create papers that I believe are (forgive the cliché) greater than the sum of the parts. In no other academic setting do I remember having the luxury to sit in a colleague’s office for hours on end debating, going in circles, without interruption. Although at times it seemed we might go in circles endlessly, we had enough time to ensure this was not the case. In the end, a productive and truly enjoyable collaboration has emerged. We have one article accepted for publication in an international journal, two others submitted to such journals, and several other projects in the works.

The topic of confusion pervades outside of academic life. During my stay, I attempted to learn the basics of two languages, German and French. This was a true joy, although it did lead to constant confusion, verbal bumbling, and sometimes genuine headaches (luckily, the German and French languages were so busy fighting one another, they did not

interfere much with my two known languages, English and Croatian). The intensive German course I took in September and October was one of the most intense, humbling, and difficult experiences of my life. It was also one of the most rewarding. Being able to interact with people in the streets of Berlin using German truly enhanced the quality of my Berlin experience. The same goes for the ability to have basic conversations with the Wissenschaftskolleg staff in German. Admittedly, my German remains very rudimentary, but the basics exist, and are readily available (to both the amusement and frustration of the German teachers, I used to often proclaim: *Ich brauche nicht gut Deutsch, ich brauche schnell Deutsch! Wann kann mann nicht schnell sprechen, mann kann nicht sprechen!*). I thank the German instructors, particularly Eva, for their limitless patience. Learning French this year was important for my personal life and an undertaking I had been putting off for the year preceding my stay in Berlin. The bits I learned allowed me to at least enter basic conversations in French with my partner's parents. I am truly grateful to the Wissenschaftskolleg for providing the time and, importantly, the atmosphere, in which language learning could be so readily undertaken.

A final point I wanted to make is that this year provided the most extreme possibilities for both seclusion and for interaction. I enjoyed my interactions with the other Fellows and their families, which often involved discussions concerning an amazing array of topics. On this note, the Wissenschaftskolleg is to be commended on its efforts to integrate the spouses and other family members into the daily life of the institute. Also, it was a pleasure to visit the amazing town of Berlin with my partner H el ene and other friends. But I also took solitary time to myself to be, as described above, confused. The opportunity to have both factors, interaction and seclusion, so readily available at once is one of the great aspects of the Wissenschaftskolleg. In the end, it is hard to tell whether the year was dominated by confusion, amid some clarity, or perhaps the opposite? I do know one thing. As I start my new job and devote time to teaching, setting up my laboratory, writing grants, attending faculty meetings, and taking care of the multifaceted duties involved in normal academic life – I will miss the precious time I had to be confused this academic year. I thank the Wissenschaftskolleg once again for that time.



SEEING THE HUMAN BRAIN AS A SOCIAL  
ORGAN

RAFAEL E. NÚÑEZ

---

Professor Rafael Núñez is a cognitive scientist at the University of California, San Diego. Originally from Chile, he is also a Swiss citizen. He investigates cognition from the perspective of the embodied mind, and he is particularly interested in high-level phenomena such as language and thought. His multidisciplinary interests bring him to study such topics from various perspectives: mathematical cognition, gestures studies, cognitive linguistics, psychological experiments, neuroimaging, and ethnographic field research investigating spatial construals of time in the Aymara culture of the Andes and, more recently, in the remote Yupno culture of the mountains of Papua New Guinea. His book, *Where Mathematics Comes From* (with UC Berkeley linguist George Lakoff) – a bestseller in the USA – presents a new theoretical framework for understanding the human (bio-cultural) nature of mathematics and its foundations. He is the director of the Embodied Cognition Laboratory at UCSD, with lab space and members dedicated to investigating how cognition is grounded in the peculiarities, experiences, and limitations of the human body. – Address: Department of Cognitive Science, University of California at San Diego, 9500 Gilman Drive, La Jolla, CA 92093-0515, USA.

E-mail: [nunez@cogsci.ucsd.edu](mailto:nunez@cogsci.ucsd.edu)

The great news that sunny day in California was that I received a one-year fellowship from the Wissenschaftskolleg zu Berlin. What an outstanding opportunity to be immersed in a unique, focus-inducing atmosphere in Grunewald, surrounded by highly professional and friendly staff and by wonderfully creative colleagues coming from the most heterogeneous fields. The bad news, however, was that, due to various commit-

ments I still had hanging back at the University of California, San Diego, I could only come to Berlin for 5 months. (Unless you are dying to pursue an academic career as a Dean or Vice-Chancellor, not my cup of tea, I strongly recommend avoiding such commitments!) So, eventually, in early March, eager to be back in Europe (where I had spent many years of my life), I had the pleasure of joining the Wiko and the focus group convened by Holk Cruse with the rather humble title “Understanding the Brain”.

During my wonderful stay at the Wiko I worked on many projects, from academic articles to grant proposals and from the organization of scientific meetings to the planning of a fieldwork in a remote mountainous region in Papua New Guinea right after the end of my stay in Berlin. But, beyond the hectic minutia of academic production, Wiko provided for me the right conditions to work on a deeper level, sketching a line of research I had been trying to figure out for several years. One, when properly fleshed out, would help me address many of the major problems I see interfering with a genuine understanding of the inherent cultural nature of the human brain and the extraordinary phenomena it sustains. That is, an understanding of the human brain as, essentially, a social organ, not – as it is usually conceived in contemporary mainstream science – as the self-contained organ inside our skulls that dictates how to manipulate representations of pre-given beliefs, concepts, and objects of the outside world. The line of inquiry I have been entertaining while at Wiko implies an investigation of how the phenotypical brain is brought into being *outside of natural selection* supporting and making possible what we shape up culturally, which is nothing other than most of what we do: everyday sense-making, language, politics, poetry, music, fashion, religion, business, sports, humor, science, and mathematics, to mention just a few things. My impression is that during my stay at Wiko I made *some* progress.

When studying the human mind, the issues are, of course, gigantic and complex. So in my practice as a cognitive scientist I have attempted to address them in a more tractable form by focusing on some specific aspects of mental phenomenon: human abstraction. An important challenge for understanding human abstraction in naturalistic terms is how to avoid the major well-established dogmas and assumptions existing in contemporary science: that human thinking is best studied via formal logic; that the main feature of human language is grammar; that the mind can be understood mainly in terms of bottom-up mechanisms, from molecules to cells to brain areas to behaviors; that the body is merely a physical “hardware” for the mind, and so on. Such assumptions seem to me to be overly simplistic, reductionistic, and unnecessarily nativist, getting in the way of understanding

the universe of phenomena that makes us humans. An important line of results we have obtained has come from the study of the nature of mathematics and of the use of metaphor and other construals, both in everyday language and in technical conceptualizations. So far the moral has been: human abstraction is intrinsically historical and cultural (i. e., abstract ideas are not genetically determined), and the human brain seems to be a social organ that sustains such productivity through the phenotypical variation of communities of biological beings. Some of the pieces I worked on along these lines while at Wiko can be briefly described as follows:

What is the nature of numbers and arithmetic?

In a piece I completed while at Wiko I argued that number concepts and arithmetic are neither hardwired in the brain, nor do they exist out there in the universe. Innate subitizing and early cognitive preconditions for number – which we share with many other species – cannot provide the foundations for the precision, richness, and range of number concepts and simple arithmetic, let alone that of more complex mathematical concepts. Numbers and arithmetic, and mathematics in general, have unique features – precision, objectivity, rigor, generalizability, stability, symbolizability, and applicability to the real world – that must be accounted for. In this piece I suggest that numbers and arithmetic are sophisticated human concepts developed only recently in human history, realized through precise combinations of non-mathematical, everyday cognitive mechanisms that make human imagination and abstraction possible. One such mechanism, conceptual metaphor, is a neurally instantiated inference-preserving, cross-domain mapping that allows the conceptualization of abstract entities in terms of grounded bodily experience. In this text I analyzed how the inferential organization of the properties and “laws” of arithmetic emerge metaphorically from everyday meaningful actions. Numbers and arithmetic are thus the product of the highly biologically constrained interaction of individuals with the appropriate cultural-historically phenotypic variation supported by language, writing systems, education, and the environment in which they are immersed.

What can we learn from spatial construals in Amerindian cultures of the Andes?

In order to indicate the relative position of ordinary objects, speakers of Aymara – an Amerindian language from the Andes highlands – widely use absolute frames of reference, especially involving the east. Whereas absolute frames of reference are usually encoded in lexemes that refer directly to extrinsic entities (e. g., hills, valleys, or cardinal points), in Aymara they are encoded in lexemes that refer to the body: *nayra* (“eye”, “sight”, “front”) and *qhipa* (“back”, “behind”). For instance, an object *A* located to the east

of an object *B* can thus be referred to as *nayra* (in “front”) relative to *B*, and *B*, as being *qhipa* relative to *A*. This peculiar use of front-back relationships deeply permeates various levels of Aymara everyday cultural practices, from language to gesture to urban planning. Along with colleagues in Chile, we documented this phenomenon with various data sources: (1) spatial linguistic expressions and speakers’ speech-gesture co-production, (2) linguistic patterns involving space in the local créole *Castellano Andino*, (3) metaphorical extensions of these créole spatial patterns to temporal ones, and (4) the eastward orientation of traditional houses. Through the analysis of macro-cultural factors involving the primacy of the sunrise, we showed that these psycho-linguistic and socio-urban manifestations are intertwined embodied instantiations of high-order social symbolic elements.

Is the number line hard-wired in the brain?

Many authors in the field of numerical cognition have adopted a rather nativist view that all humans share the intuition that numbers map onto space and, more specifically, that a mental number line is localized bilaterally in the intraparietal sulcus of the human brain. In a piece I wrote while at Wiko I reviewed results from archaeological and historical (diachronic) studies – especially from early mathematics in Babylonia, as well as cross-cultural (synchronic) studies – and contended that these claims are not well founded. I pointed out that the existing data actually suggest that the mental number line is not innate. I argued that the emergence of even the simplest mathematical entities, such as the number line, require culturally and historically mediated high-order cognitive mechanisms such as fictive motion, conceptual metaphor, and external representational media. These mechanisms, which are not intrinsically numerical and usually are acquired through education, are not genetically determined; they are biologically realized through the systematic phenotypic variation of the human brain.

Wiko, thank you so much!



BERLIN ALS ANFANG UND (ANFANG VOM)  
ENDE  
PER ØHRGAARD

---

Geboren 1944, Habilitation 1978, 1980–2003 Professor für Deutsche Literatur an der Universität Kopenhagen, seit 2003 für Deutsche und Europäische Studien an der Copenhagen Business School. Bücher und Aufsätze zur deutschen Literatur, deutschen Geschichte und Gesellschaft, zahlreiche Übersetzungen Deutsch-Dänisch; Mitglied der Dänischen Akademie und der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung sowie der Göttinger Akademie der Wissenschaften. – Adresse: International Center for Business and Politics, Copenhagen Business School, Steen Blichersvej 22, 2000 Frederiksberg, Dänemark. E-Mail: poe.cbp@cbs.dk

Mitte der sechziger Jahre (genau 1965–66) studierte ich zwei Semester an der FU Berlin. Das war am Anfang meiner akademischen Laufbahn oder eher noch davor: Deutlich ist mir in Erinnerung, wie ich bei Peter Szondi vorsprach und auf seine Frage, was ich denn so mache, zur Antwort ansetzte: Ich lese ... – worauf er sanft korrigierend sagte: Ich höre ... Lesen tat *er*, über Poetik der Goethezeit.

2008–09 kehrte ich – nach vielen kürzeren Besuchen – für zwei Semester nach Berlin zurück ans Wiko, nun beinahe am Ende besagter Laufbahn. Wie Rilke könnte ich sagen, dass ich mein Leben in wachsenden Ringen lebe, wobei ich die Vollendung des letzten noch ein wenig hinauschieben möchte. Wahr daran wäre jedenfalls, dass Berlin in meinem Leben eine zentrale Stelle einnimmt. Dort lernte ich damals den Großteil meiner Germanistik, dort profitierte ich jetzt wieder von dem Austausch mit Kollegen, von denen diesmal die wenigsten Germanisten waren – aber das erweiterte den Horizont umso mehr.

Und noch eine Rückkopplung gab es: Im November 1965 kaufte ich vor der Philharmonie einer Studentin eine Konzertkarte ab (Brahms' Erste mit den Philharmonikern unter Joseph Keilberth). Im Oktober 2009 begegnete ich dann im Wiko der Schwester jener Studentin, deren Namen ich behalten hatte. Die von mir gekaufte Karte war damals für diese Schwester bestimmt gewesen, die aber krankheitshalber nicht ins Konzert gehen konnte. Daraus – doch nicht nur daraus – ergab sich jetzt eine schöne Freundschaft. Berlin – „ein Ort für Zufälle“, wie Ingeborg Bachmann einst schrieb. Andere Freundschaften entstanden allerdings ohne solchen Hintergrund, sondern unter den *early birds* am Frühstückstisch oder auch einfach so. Denn einfach war es.

Nun war ich freilich, wie die anderen auch, zum Arbeiten ans Wiko gekommen. Die Arbeit gedieh denn auch, obwohl es genügend Ablenkungen gab. Hätte man sonst nichts zu tun gehabt, hätte man seine Zeit ohne weiteres mit der Wahrnehmung der kulturellen Angebote in der Stadt verbringen können. Jetzt aber ging man (ich) selbstverständlich in die Kolloquien, versäumte aber trotz vieler Konzert-, Theater- und Museumsbesuche dieses und jenes in der Stadt, eben weil ich so lange am Ort war und immer dachte, dass ich es nachholen könne (und, zugegeben, weil ich von Kopenhagen aus immer auch kurzfristig nach Berlin fahren kann).

Zu den schönen Erinnerungen – und andere habe ich kaum, wir waren auch, wie ich glaube vernommen zu haben, ein pflegeleichter Jahrgang – gehören: das bereits erwähnte Frühstück in kleiner Runde (nicht alle sind Frühaufsteher, und nicht alle gingen ins Haupthaus, um zu frühstücken; sie haben etwas versäumt) und überhaupt das sehr gute Essen, vom Wein ganz zu schweigen; wechselnde Gespräche an wechselnden Tischen; die Poesie-Abende, eine *Dead Poets' Society*, wo ein Kreis von noch Lebenden sich unterhielten und wo selbst die traurigsten Gedichte noch heiter kommentiert werden konnten; einsame Radfahrten donnerstags früh zur Schwimmhalle; Besuche aus Kopenhagen, denen man stolz alles zeigte, als habe man es selbst gebaut; Besuch aus Freiburg, mit dem man sich über die dänisch-deutschen Komplikationen im 19. Jahrhundert unterhielt; na ja, all das sonstige Wissenschaftliche, aber *that goes without saying*, um jetzt die (leider) auch am Wiko dominierende Sprache zu verwenden. Und vor allem: Die Freundlichkeit und die spontane Hilfsbereitschaft aller Mitarbeiter, sei es im Empfang, in der Küche, in der Bibliothek, in den verschiedenen Büros. Vom ersten Tag an hatte man den Eindruck, dass alle hier gern arbeiteten, und also hielt man in den ganz wenigen Fällen, wo nicht alles nach Plan lief, mit seinem angeborenen Querulamentum zurück. Wenn wir ein pflegeleichter Jahrgang waren, dann weil wir gut gepflegt wurden.



Und die Arbeit? Ich hatte vor meiner Ankunft eine Neuübersetzung der *Blechtrommel* ins Dänische gemacht, die korrigierte ich in den kurzen Mußbestunden, denn sie gehörte nicht zum Programm. Zum Programm gehörte das Studium der Europagedanken und -vorstellungen im Nachkriegsdeutschland (vor allem in den allerersten Nachkriegsjahren); ein erstes Ergebnis war ein Aufsatz für die Wanderausstellung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung (die zuerst im Literaturhaus in der Fasanenstraße gezeigt wurde). Weitere Aufsätze liegen im Keim in den vielen Exzerpten aus der Zeitungsbibliothek im Westhafen oder aus Büchern, die auf wunderbare Weise immer blitzschnell im Wiko bereitgestellt wurden. Zum Programm gehörte – als Möglichkeit – ein kleines Schillerbuch. Und zum Programm gehörte schließlich ein dänisch geschriebenes Buch über Deutschland nach 1945: Die Bundesrepublik feierte immerhin ihre 60 Jahre, der Mauerfall vor 20 Jahren wollte auch markiert werden. Aus diesem Plan schien eine Zeitlang nicht allzu viel zu werden, dann aber „fing der lange zusammengetragene und gestellte Holzstoß endlich an zu brennen,“ (Goethe über die Arbeit am *Wilhelm Meister*), und das Buch erscheint Ende Oktober 2009.\*

Wolf Lepenies sagte einmal im Gespräch, es gebe drei vernünftige Tätigkeiten am Wiko: ein geplantes gutes Buch zu schreiben, ein nicht geplantes gutes Buch zu schreiben, oder ein geplantes Buch, das womöglich schlecht geworden wäre, *nicht* zu schreiben. Mein Schillerbuch wäre wohl nichts Besonderes geworden, also wurde es nicht geschrieben. Und mein Deutschlandbuch vereint die beiden ersten von Lepenies erwähnten Tätigkeiten: Es war geplant, aber nicht so, wie es dann wurde; wie gut es ist, müssen andere beurteilen.

So hoffe ich, alles in allem einen braven Fellow abgegeben zu haben. Doch selbst wenn das nicht der Fall sein sollte: *Ich* habe eine wunderschöne Zeit gehabt, und ich werde vieles vermissen, auch den alten Herrn mit dem kleinen Hund, dem ich auf der Walotstraße so oft begegnete. Wir sprachen nie miteinander, winkten oder nickten uns aber immer zu, und vielleicht sinniert er jetzt darüber, wo ich abgeblieben bin. Ihm und mir zuliebe komme ich gern bei Gelegenheit wieder vorbei.

---

\* Die folgenden, nach meiner Fellowship erschienenen Werke gehen zum großen Teil auf meine Arbeiten am Wissenschaftskolleg zurück: *Tyskland – Europas hjerte. Et essay*. [Deutschland – das Herz Europas. Ein Essay]. København: Gyldendal, 2009; und: *Hans Magnus Enzensberger. En introduktion*. København: Gyldendal, 2010.



A PARADISE OUTSIDE OF CALIFORNIA  
BRUNO A. OLSHAUSEN

---

Associate Professor of Neuroscience and Optometry, University of California, Berkeley. Born in 1962 in Long Beach, CA, USA. Studied Electrical Engineering at Stanford University and Computation and Neural Systems at the California Institute of Technology, Pasadena, CA. Publications: B. A. Olshausen and D. J. Field. 2005. "How close are we to understanding V1?" *Neural Computation* 17. R. P. N. Rao, B. A. Olshausen, and M. Lewicki, eds. 2002. *Probabilistic models of the brain: perception and neural function*. Cambridge, MA. B. A. Olshausen and D. J. Field. 1996. "Emergence of simple-cell receptive field properties by learning a sparse code for natural images." *Nature* 381. — Address: School of Optometry, University of California, Berkeley, Minor Hall, M. C. 2020, Berkeley, CA 94720-2020, USA. E-mail: baolshausen@berkeley.edu

My half-year (January–July) fellowship at the Wissenschaftskolleg will undoubtedly go down as one of the most positive experiences in my life. Arriving from California in the middle of winter, I felt as though I had been transported to another world, away from busy freeways and screeching subways of the Bay Area, and most importantly, away from the bureaucratic administrivia of my home institution (UC Berkeley). Welcome to Wiko world! Besides the calm serenity of Grunewald and the beautiful surroundings, I was blown away by the staff who run and manage the Wiko. This is worthy of praise in its own right and should be the subject of a case study: how to manage and run such an organization, with staff who are motivated, understand the mission, and take pride in their work whether it be fixing bicycles or running seminars. If one day I run a research institute, I will model it after the Wiko.

I was part of the Scene Analysis group with Cindy Moss, Annemarie Surlykke, and Mike Lewicki. We gathered on a weekly basis to discuss and write a critical review article on the scene analysis problem, which is the problem of how the brain makes sense of incoming sensory information to form a unified representation of the surrounding environment. It is a work that is still in progress and which has kept us working together beyond our time at the Wiko. I shared an office and had the most frequent interaction with Mike Lewicki, and we spent the bulk of our time working together on a book on “computational perception”. The working environment of the Wissenschaftskolleg played a key role in getting us started on this project, as it provided the kind of atmosphere that allows one to step back and reflect and contemplate about the big picture. This is not a book that writes itself – indeed much of the science we seek to describe has not even been done yet (!) – and so it demanded long blocks of discussion devoted to strategizing and planning. The book project is still in progress; we will continue to develop it over the coming year.

I also enjoyed the interdisciplinary environment of the Wissenschaftskolleg. We were a group that got along well and learned from each other, and I felt, as those in every year undoubtedly do, that we were a special crew. Still though, I feel like there was a lost opportunity here for interchanging ideas and ways of thinking from different disciplines. I came in looking forward to the Tuesday seminars, as they presented a rare opportunity to learn about work in history, literature, and the arts that I am not normally exposed to. But I came away disappointed. I feel that more could and should have been done to push people out of their comfort zone, to get them to actually talk to one another. Letting a speaker drone on for an hour, followed by another hour of didactic questions that are lined up through a queuing system, is not the way to promote dialogue and challenge people to think differently. There needs to be more spontaneity and an impromptu, informal style to these seminars if one really wants to create a melting pot of the disciplines.

Besides academic life, I enjoyed running through the Grunewald on Saturdays with the Berlin Fronrunners, going to the Philharmonie often, taking visitors to the German History Museum, and having the opportunity to improve my German. I did not expect to enjoy Berlin that much as I am more the outdoors type, but I have to say that Berlin is truly a wonderful city and it is now one of the few places outside of California I would consider living.

Thanks to Wiko and all who make it possible for a wonderful experience!



DAS WISSENSCHAFTSKOLLEG IM WINTER  
MAŁGORZATA OMILANOWSKA

---

Małgorzata Omilanowska, Dr. phil., ist Professorin der Kunstgeschichte; sie lehrt an der Uniwersytet Gdański und arbeitet als Wissenschaftliche Mitarbeiterin in Instytut Sztuki Polskiej Akademii Nauk, Warszawa. Sie studierte Kunstgeschichte an der Universität Warschau und Architekturgeschichte an der Technischen Universität Berlin. Ihre Habilitationsschrift war der Handelsarchitektur in Europa gewidmet. Sie war Stipendiatin mehrerer Europäischer Wissenschaftsinstitutionen, u. a. der British Academy, dem Herder-Institut in Marburg und dem Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas in Leipzig. Ihre Spezialgebiete sind Probleme der Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts, Ingenieurarchitektur, Architekturausbildung im 19. Jahrhundert und vor allem die Problematik der nationalen und regionalen Identifikation und die Suche nach einem Nationalstil in Mitteleuropa. – Adresse: Instytut Sztuki Polskiej Akademii Nauk, Ul. Długa 26/28, 00-950 Warszawa, Polen.

E-Mail: [malgorzata.omilanowska@ispan.pl](mailto:malgorzata.omilanowska@ispan.pl)

Am Neujahrsmorgen 2009 machte ich mich in Warschau bei  $-23^{\circ}$  Celsius mit dem Auto auf schlechten und eisglatten Straßen auf den Weg nach Berlin ans Wissenschaftskolleg. Auf der Fahrt versuchte ich mir die nächsten drei Monate meines Leben als Fellow am Wissenschaftskolleg vorzustellen. Von der Stadt erwartete ich keine Überraschungen mehr, weil ich dort vor fünfzehn Jahren schon eineinhalb Jahre als DAAD-Stipendiatin verbracht habe und seither die Stadt immer wieder besucht habe. Die damals geknüpften Freundschaften und die guten Verkehrsverbindungen von Warschau oder Danzig zur Weltmetropole Berlin mit ihren großen Ausstellungen und Konzerten haben mich ver-

anlasst, immer wieder zurückzukehren. Die Überlegungen waren ganz anderer Art: Wie lebt man ohne alltägliche Pflichten, wie knüpft man neue Bekanntschaften mit Wissenschaftlern aus ganz anderen Disziplinen, wie arbeitet und denkt man an einem Ort, der darauf „programmiert“ ist, Wissenschaft zu produzieren?

Für mich sollte der Aufenthalt am Wissenschaftskolleg, wenn auch nur für kurze Zeit, eine große Veränderung in meinem Leben bedeuten. Mein Alltag in Polen ist geprägt von der Arbeit an zwei Projekten in zwei Städten, die fünf Stunden mit dem Zug voneinander entfernt sind, d. h. ich bin ununterbrochen unterwegs, schlafe zu wenig, esse in Hektik – Momente der Ruhe und Konzentration gibt es nur an den Wochenenden und in den Semesterferien. Die nächsten drei Monate sollten vollkommen anders werden.

Das Wissenschaftskolleg hieß mich in der Stille des Neujahrstags mit der märchenhaften Schönheit seiner Villen und schneebedeckten Gärten willkommen. Die Stadt hat mich am Anfang überhaupt nicht gelockt. Ich musste ja nicht mehr dem traditionellen Ritual aller Kunsthistoriker folgen, die jeden Aufenthalt an einem neuen Ort damit beginnen, zu den Museen, Galerien und wichtigen Denkmälern zu pilgern. Ich musste mit dem neuen Ort, der neuen Wohnung und dem neuen Leben zurechtkommen. Ich hatte viele Befürchtungen und Zweifel, welchen Sinn für meine weitere wissenschaftliche Arbeit die Gespräche und Seminare mit den Vertretern aller möglichen Fachrichtungen haben würde, die von meiner eigenen ziemlich weit entfernt sind. Wie so oft stellte sich das Leben als unberechenbar und überraschend heraus.

In meiner jüngsten Forschungsarbeit zur Kunst und Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts fokusierte ich mich zunehmend auf Fragestellungen der nationalen und regionalen Identifikation, der identitätsstiftenden und separierenden Muster in den Zeichen visueller Kultur. In meinen Untersuchungen bezog ich in letzter Zeit zusätzlich Phänomene ein, die in Zusammenhang mit der Kultur und Architektur Danzigs stehen: eine Stadt mit einer komplizierten und vielschichtigen Identität, eine multikulturelle Struktur sowie einem reichen architektonischen Bestand, der bereits mehrfach Gegenstand von Interpretationen und Über-Interpretationen in einem nationalen Sinne war und ist.

Ziel meines Projektes war es, eine Studie vorzulegen, die sich grundlegend zum Problemfeld der Abhängigkeiten von architektonischer Form und rhetorischer Formel positioniert, d. h. wie Architektur mit bestimmten Inhalten, die als Zeichen einer lokalen Identität verstanden werden, versehen wird, zugleich soll aber auch die Wechselhaftig-

keit und Elastizität solcher Interpretationsansätze je nach politischer Konjunktur aufgezeigt werden.

Am Anfang meines Aufenthalts am Wissenschaftskolleg setzte ich mir zwei Ziele: Zuerst wollte ich mich auf die grundlegende Archiv- und vor allem Bibliotheksarbeit in den entsprechenden Berliner Institutionen konzentrieren und Quellenrecherche zu Architekturkritiken in Fachzeitschriften vornehmen. Diese Aufgabe stellte sich, dank der fantastischen Unterstützung durch die Mitarbeiterinnen der Bibliothek des Wissenschaftskollegs, als sehr einfach und relativ schnell machbar heraus.

Die zweite Aufgabe bestand darin, die jüngsten internationalen Arbeiten zum Thema Interpretation von Architektur als Trägerin einer nationalen und regionalen identitäts-tragenden Idee sowie das gesamte Problemfeld einer solchen Fragestellung umfassend zu studieren. Auch das war nicht schwierig, denn die Literatur, die ich benötigte, landete immer blitzschnell in meinem Fach.

Aber schon in den ersten Wochen habe ich angefangen, mich auch noch mit anderen Problemen zu beschäftigen. Die Gespräche mit meinen Co-Fellows haben mich irgendwie gezwungen, nach anderen Antworten auf meine Fragen zu suchen. Viele Gespräche ließen mir meine bereits sehr konkreten Gedanken in einem ganz anderem Licht erscheinen. Besonders fruchtbar fand ich die Treffen mit Dipesh Chakrabarty und Seyla Benhabib und unseren Gedankenaustausch über die postkoloniale Problematik wie auch über Identifikationsprobleme im Kontext der Menschenrechte. Mir wurde während dieser Diskussionen klar, wie prägend sich meine Vergangenheit, d.h. die Erfahrungen aus der kommunistischen Zeit in Polen, in der ich aufgewachsen bin, auf meine Denkweise auswirkt.

Im Endeffekt habe ich nicht einmal die Hälfte der geplanten Arbeit zu meinem Thema fertigstellen können (der einzige Trost sind die elektronischen Kopien der Bücher, die ich in meinen schlaflosen Nächten massenweise im Erdgeschoss der Weißen Villa mit dem leise arbeitenden Bookeye-Scanner produziert habe). Stattdessen bin ich bei meiner Forschung auf ganz andere Literatur gestoßen und habe – so hoffe ich – einige neu hinzugekommene Fragen beantwortet. Am Ende meines Aufenthalts, als ich mein Kolloquium vorbereitete, entschied ich mich, nicht über die Identifikationsproblematik zu sprechen, sondern über ein anderes Thema: die polnische sozialistische Architektur und ihre Wahrnehmung nach 1989 im postkolonialen und postsozialistischen Kontext.

Der Aufenthalt am Wissenschaftskolleg war für mich eine sehr große Bereicherung, nicht nur durch Lektüre, Kolloquien und Gespräche, sondern auch durch die andere Le-

bensweise, die Ruhe zum Nachdenken, stille Stunden am Abend und ein Leben ohne Hektik. Auch gute Ausstellungen trugen dazu bei – „Paul Klee“ und „Rogier van der Weyden“, die ich zum ersten Mal in meinem Leben mehrfach besichtigen konnte und bei jedem Besuch sieben bis acht Stunden bewundert habe. Und durch die Teilnahme an sehr guten Konzerten und Vorlesungen.

Als ich das Wissenschaftskolleg verließ, gab es schon längst keine Spuren mehr vom Schnee, stattdessen blühten überall die Narzissen und Krokusse. Die Zeit am Wissenschaftskolleg hat mir nicht nur die Ruhe gegeben, all das mit Freude bewundern zu können. Ich glaube sogar, dass ich von nun ab alle Blumen und künftige Jahreszeiten ganz anders genießen werde, weil ich etwas Wichtiges am Wissenschaftskolleg verstanden habe: Denken kann man nur in Ruhe und ohne Hektik und keine zwei Projekte oder langen Reisen und andere Pflichten dürfen uns diese Ruhe nehmen.



CIRCLES AND MIRRORS  
HÉCTOR PÉREZ-BRIGNOLI

---

Héctor Pérez-Brignoli was educated at the University of Buenos Aires and the University of Paris I. He is Professor Emeritus of History at the University of Costa Rica. His research interests and publications range from the fields of historical demography to economic, social and political history. His publications include: *Historia económica de América Latina* (2 vol. Barcelona, Editorial Crítica, 1976); *A Brief History of Central America* (California University Press, 1989); and *Historical Atlas of Central America* (University of Oklahoma Press, 2003). – Address: Apartado 377, San Pedro 2050, Costa Rica.

E-mail: [hector.perez@ucr.ac.cr](mailto:hector.perez@ucr.ac.cr)

Looking back, the beginning of our story appears like a movie: swans in the lake, the green of the trees starting to go, new friends, the intensive German course and the air of the golden fall.

Second sight: the Tuesday colloquia, the Thursday dinners, lectures, concerts, more friends, discussions, talks, new sounds and colours. Never a routine. Now I know that we started a never-ending dialog with many gods and many voices.

My personal project changed several times. But after my Tuesday colloquium in March the new outline came fast, like the spring flowers that were blossoming everywhere. Suddenly I realized that I was finding new paths to think the Latin American past and future. It was then that I began my new book and I am confident that the manuscript will be completed sometime during the next year.

I had always dreamed of the Library of Babel as imagined by Borges in his famous text of 1941. As is well-known, that was a library that contained all the books ever written



or to be written. The Wiko library, from my computer to the Weiße Villa, was the closest model of the Library of Babel I could ever imagine. Looking back now I wonder: was it real or just another dream?

At Sina Rauschenbach's initiative the kitchen of the Weiße Villa was our place to see movies and enjoy good conversations, including some wine and Spanish tapas. Ibrahima Thioub introduced us to Senegalese films and I will always remember our discussions and debates. I began to regard Latin America through the African looking glass.

Music has always been important in my life and Berlin is, of course, a musical paradise. But there was more than just music. In Berlin I experienced what could be called the immensity of memory. I remember Daniel Barenboim conducting the Alban Berg Kammerkonzert für Klavier, Violine und 13 Bläser at the Staatsoper Unter den Linden (June 14, 2009). The players were Karim Said (piano), Michael Barenboim (violin) and the soloist of the West-Eastern Divan Orchestra. It was marvellous, but beyond the sounds I could imagine the Bebelplatz on May 10, 1933. Just a short distance of meters and years. Suddenly I understood the T. S. Eliot verse: "Only through time time is conquered" under a new light.

We (Yolanda and I) are very grateful to the Wiko people 2008–09, the staff as well as the Fellows. It has been a wonderful year. We are walking now:

"Towards the door we never opened.  
Into the rose-garden."

Citation from: T. S. Eliot, *The Four Quartets*, "Burnt Norton" (1935).



ZWEI MONATE IN BERLIN UND ZWEI  
GESICHTER DER KRISE  
ANDREI G. PLEȘU

---

Andrei Gabriel Pleșu wurde 1948 in Bukarest geboren. Er studierte Kunstgeschichte und Philosophie, war Lizenziat für Geschichte und Theorie der Kunst, bevor er als Professor an der Universität Bukarest Kunstgeschichte und Religionsphilosophie lehrte. In der Ceaușescu-Ära politisch verfolgt, gründete er nach der Wende in Bukarest das „New Europe College“ und die Zeitschrift *Dilemma*. Zwischen 1990 und 1991 war er Kulturminister, zwischen 1997 und 1999 Außenminister Rumäniens. Publikationen: *Reflexion und Leidenschaft: Elemente einer Ethik des Intervalls* (1992); *Wer in der Sonne steht, wirft Schatten* (2000); *Eliten – Ost und West* (2000). – Adresse: New Europe College, Strada Plantelor 21, 023971 Bukarest 2, Rumänien.

Das *Wissenschaftskolleg zu Berlin* ist nie der Ort eines konventionellen akademischen Erlebnisses. Es gibt nicht nur vieles zu recherchieren, sondern immer auch viel zu erleben: Treffen mit Menschen, mit Institutionen, mit dem Metabolismus einer großen Stadt. Seit einigen Jahren habe ich mir angewöhnt, die Kontinuität zwischen diesen einzelnen Registern zu genießen, die Art und Weise, wie jedes von ihnen auf das andere wirkt. Die hochakademischen Lektüren spiegeln sich im alltäglichen Leben wider und das alltägliche Leben wird von der Bibliographie geprägt.

Mein diesjähriger Aufenthalt in Berlin bedeutete für mich, im Großen und Ganzen, die Überlappung zweier Arten von Krisen: die Krise meines eigenen Forschungsprojektes und die generelle, ökumenische, zerstörende und gleichzeitig herausfordernde Krise,

die echte und die Wahlkampfkrise, die Krise, worüber alle in der Presse, auf der Straße, im Parlament oder in der Kneipe sprechen.

Die erste Krise umriss sich bereits im letzten Jahr. Ich habe das Bedürfnis gespürt, das erste Buch der Bibel (die Genesis) aus der Perspektive des Letzten (der Apokalypse) erneut zu überdenken bzw. ein älteres patristisches Thema wieder aufzunehmen und zu ergänzen: die Interpretation des Alten Testaments durch das Neue. So kam ich dazu, die Gleichnisse Jesu zu erforschen mit der Absicht, den doktrinären Hintergrund des ersten Christentums zu identifizieren. Was ich feststellen konnte war, dass die Gleichnisse keine Doktrin im traditionellen Sinn des Wortes definieren. Ihre thematische Entfaltung ist unvorhersehbar, widersprüchlich, nicht systematisierbar. Die These einiger wird wiederum in anderen umgeworfen, die Wahrnehmung einiger wird in anderen widersprochen, so dass der Schwerpunkt nicht auf eine ideelle Kohärenz fällt, sondern auf eine reichhaltige Kasuistik. Dies ist der Grund, weswegen die Gleichnisse nicht die Entstehung einer Ideologie ermöglichen. Vielmehr sind sie das erste große europäische Plädoyer für Entideologisierung. Die Ideologisierung erschien erst später, durch ihre interessierte Rezeption im institutionalisierten Rahmen der Kirche. Kurz gefasst, erschienen mir die Gleichnisse wie ein In-Krise-Stellen des Ideologischen, und zwar aus der Perspektive einer gewagten Denkfreiheit. Demnächst werde ich diese Hypothese ausarbeiten.

Dem Berliner Erlebnis entgegengesetzt, aber gleichzeitig in einer subtilen Homogenität mit ihm, erschien mir die ideologische Dimension der Weltwirtschaftskrise. Ist diese Krise eine rein technische? Eine Krise der Ökonomie? Der Marktwirtschaft? Des Politischen? Wird sie von einer theoretischen Ausweglosigkeit verdoppelt? In Wirklichkeit schien sie mir sowieso viel diskreter als in ihren mediatischen und praktischen Widerklängen. In den zwei Monaten, die ich in Berlin verbracht habe, habe ich überall ihre Zeichen gesucht. Spürt man die Krise oder nicht? – habe ich mich gefragt. Kann man sie auf der Straße, in den Einkaufszentren, in den Zeitungen, in der Politik empfinden? Selbstverständlich war ich nicht in der besten Lage, um alles bemerken zu können: ich blickte von außen, hatte keinen Zugang zu Einzelheiten, zu den tieferen Strukturen und Ereignissen. Andererseits, bei dem großen Aufstand, der um die Krise gemacht wurde, hätte – sogar ich – etwas spüren müssen, den niederträchtigen Hauch empfinden müssen, die Toxine identifizieren können. Um ehrlich zu sein, habe ich nicht allzu viel wahrnehmen können. In den Zeitungen hingegen schon. Das Thema war Teil der alltäglichen Diskussionen. Und stets in der Politik vorhanden. Die Wahlen näherten sich und alles, was mit der Bankrotterklärung von Firmen zu tun hatte, mit der Drohung einer erhöh-

ten Arbeitslosenrate, der Unstabilität des Bankenwesens oder mit den erhöhten Preisen und Gebühren, benutzte man massiv in der Kampagne.

Ich aber, als zeitweiliger Reisender durch die große Stadt, empfand nichts. Die Busse folgten weiterhin, mit größter Genauigkeit, ihren Fahrplänen, die Einkaufszentren waren voll – die gleichen Läden, die ich seit Jahren kenne – die Cafés und die Restaurants waren ebenfalls voll mit gut gelaunten Gästen. Die Neuigkeiten, die es gab, erschienen mir keineswegs außergewöhnlich. Müsste ich jedoch einige Besorgnisse nennen, würde ich auf zwei Aspekte hindeuten: erstens schienen die Bauarbeiten länger zu dauern und zweitens kam es mir vor, als ob die Haushunde wesentlich kleiner geworden waren. Bis zum vorigen Jahr waren die zum Spaziergang geführten Hunde imposant: man traf sie bei jedem zweiten Schritt: die Deutsche Dogge, den Deutschen Schäferhund, den Dobermann, den Setter, den Greyhound, den Labrador, den Dalmatiner, den Afghanan, den Boxer, den Braque. Auf einmal veränderte sich der Anblick in den Parks und auf den Straßen. Der Cockerspaniel, der Basset, der Beagle, der Schnauzer, der Zwergpudel, der Kurzhaardackel, der Chihuahua, der Pekinese, der Bichon, der Foxterrier hatten die Vormacht gewonnen. Ein Zeichen dafür, dass nicht einmal die Krise demokratisch und einheitlich ist. Einige verlieren, andere hingegen haben bereits im Vorhinein die große Gelegenheit, ihren Vorteil zu nutzen.



RAUSCHZUSTÄNDE  
SINA RAUSCHENBACH

---

Geboren 1971, 1990–1996 Studium der Mathematik und der Philosophie an der Freien Universität Berlin, 1996 Diplom in Mathematik, 2000 Promotion in Philosophie an der Freien Universität Berlin, 2002–2003 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Historischen Institut der Universität des Saarlandes, 2005–2008 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Geschichte der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, ab August 2009 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachbereich Geschichte und Soziologie der Universität Konstanz. – Adresse: Fachbereich Geschichte und Soziologie, Fach D 5, Universität Konstanz, Universitätsstraße 10, 78547 Konstanz.

E-Mail: [sina.rauschenbach@uni-konstanz.de](mailto:sina.rauschenbach@uni-konstanz.de)

Das erste Mal kam ich vor vielen Jahren ins Wissenschaftskolleg. Ich hatte im Flugzeug einen Fellow getroffen, und er hatte mich kurz darauf zum Mittagessen eingeladen. Es war irgendwann im Winter 1996/1997. Ich hatte gerade mein Mathe-Diplom abgeschlossen und lernte an der Freien Universität Hebräisch, um mich auf mein Promotionsvorhaben über einen spanischen Rabbiner vorzubereiten. Wir saßen an einem der Tische am Fenster, zusammen mit vier anderen Fellows, es gab Fisch und Ratatouille, und als ich aufstand und wegging, war ich so mit den Gesprächen und der wunderbaren Atmosphäre beschäftigt, dass ich tatsächlich in den falschen Bus einstieg und erst am Hagenplatz merkte, dass etwas nicht stimmte. Dabei hätte ich die Strecke genau kennen müssen. Immerhin hatte ich in der Koenigsallee mein Abitur gemacht. Aber ich war in einer anderen Welt, im Rausch eben, und ich habe dieses Mittagessen nie vergessen.

Heute schreibe ich meinen Abschiedsbericht als Fellow des Wissenschaftskollegs, und das Erstaunliche ist, dass sich nichts geändert hat. Die Rauschzustände haben angehalten, ein ganzes Jahr lang, und ich wäre permanent in die falschen Busse eingestiegen – wenn nicht ein hilfsbereiter Geist die Koenigsallee während des Winters und des Frühjahrs in eine Richtung gesperrt und den Irrtum unmöglich gemacht hätte. Es gab immer etwas Neues zu entdecken, jedes Essen war eine Fundgrube, jede Begegnung mit anderen Fellows, Mitarbeitern oder Gästen der Anlass, einer Anregung nachzugehen: montags Filme aus den Senegal, dienstags Kolloquien über Fledermäuse, mittwochs Diskussionen zur Lage in Israel, gleichzeitig japanische Musik und ukrainische Literatur, donnerstags Gespräche über Mittel- und Südamerika, freitags Frühstücke rund um Grass und Enzensberger, an den Wochenenden von allem ein bisschen und mittendrin Bücher über Bücher, die fremden und die eigenen Projekte.

Da war zuerst mein Buch über Menasse ben Israel, an dem ich das ganze Jahr zuvor geschrieben hatte. Obwohl das Manuskript Anfang Dezember fertig war, hat es mich in der Form von Vorträgen, Aufsätzen und Diskussionen mit Kollegen, die sich dankenswerterweise zur Lektüre bereit erklärt haben, immer wieder beschäftigt, und nicht zuletzt aus diesem Grund möchte ich es hier erwähnen. Menasse ben Israel (1604–1657) war einer der bekanntesten Rabbiner des 17. Jahrhunderts, der vor allem deshalb Ruhm erlangte, weil er 1655 mit Oliver Cromwell Verhandlungen über eine Wiederezulassung der Juden nach England führte. Bereits vor seinen Englandverhandlungen war Menasse aber ein wichtiger Vermittler des Judentums in christlichen Gelehrtenkreisen, und in meinem Buch bemühe ich mich, Übersetzungsstrategien aufzuzeigen, die zu seinem Erfolg – und seinem Scheitern – beitrugen. In der christlichen Gelehrtenwelt herrschte seit der Renaissance und erneut seit der Reformation ein reges Interesse an der hebräischen Bibel und anderen hebräischen Quellen, und Menasse kam diesem Interesse gezielt entgegen, indem er die Positionen von Rabbinern zu Fragen und Problemen kompilierte, die seine christlichen Gesprächspartner beschäftigten. Durch sein Engagement erhoffte sich Menasse, Ansehen in nichtjüdischen Kreisen zu erwerben und dieses Ansehen wieder zu nutzen, um für eine Verbesserung der Stellung der Sefarden in den Ländern ihrer Zerstreuung einzutreten. Bemerkenswerterweise ist diese Interaktion Menasses mit der christlichen Gelehrtenwelt nie erschöpfend untersucht worden, und die meisten Publikationen zu dem Rabbiner sind nach wie vor an seinen Englandverhandlungen orientiert. In meinem Buch gliedere ich Menasses Wirken in fünf Phasen und erläutere, wie Menasse in diesen Phasen – mit unterschiedlichem Erfolg und in Abstimmung mit den Reakti-

onen aus der christlichen Gelehrtenwelt – verschiedene Vermittlungsstrategien anwandte. Insbesondere stelle ich Vergleiche zwischen den lateinischen Schriften des Rabbiners und ihren spanischen Originalversionen an, die sich in grundsätzlichen Argumentationen unterscheiden, weil sie an unterschiedliche Leserschaften – eine christlich-gelehrte und eine jüdisch-kaufmännische – gerichtet sind. Schließlich stelle ich an den Reaktionen der christlichen Gelehrtenwelt die Missverständlichkeit von Menasses Wirken heraus, der ich insofern ein Fortleben bis in die Gegenwart zuschreibe, als ich sie für den Grund halte, dass Menasse trotz seiner Bekanntheit bis heute als *Autor* unzureichend erforscht ist. Ich ende mein Buch mit einigen Überlegungen zu Kulturvermittlern, die nicht von der fremden in die eigene, sondern von der eigenen in die fremde Welt vermittelten und dadurch immer mit dem Verdacht des Verrats konfrontiert waren. In der Kulturtransferforschung wird bisher nicht explizit zwischen den verschiedenen Vermittlungsrichtungen unterschieden, und das Beispiel Menasses wirft die Frage auf, ob eine derartige Unterscheidung nicht sinnvoll wäre. Gleichzeitig möchte ich mein Buch als ein Plädoyer für die Verbindung von jüdischer und christlicher Geschichte verstanden wissen, die – zumindest in Deutschland – zu oft getrennt untersucht werden und so dazu tendieren, Vermittlerfiguren wie Menasse oder Themen wie die christlichen Hebräisch-Studien in der Frühen Neuzeit zu vernachlässigen.

Als mein Manuskript zu Menasse abgeschlossen war, habe ich mein zweites Projekt bearbeitet, in dem ich das Weltwissen und – modern gesprochen – die interkulturelle Kompetenz von Amsterdamer Kaufleuten in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts untersuche. In diesem Projekt gehe ich einerseits von der Rede über den *Mercator sapiens*, den Philosophenkaufmann, aus, die der Philosoph Caspar Barlaeus 1632 zur Eröffnung des Amsterdamer *Athenaeum Illustre* gehalten hat. Andererseits widme ich mich einer Reihe von Weltbeschreibungen, die zwischen 1625 und 1649 im Leidener Verlagshaus Elzevier publiziert wurden und heute in Anlehnung an ihre Titel allgemein als „Elzeviersche Republiken“ bezeichnet werden. Durch eine Analyse der Reihe, die neben Studenten eben genau Leser wie die Amsterdamer Philosophenkaufleute ansprechen sollte, versuche ich, die Frage zu beantworten, wie die Kaufleute das Weltwissen verändert und frühmoderne Wissenschaftskulturen beeinflusst haben. Dabei konzentriere ich mich in einem ersten Schritt exemplarisch auf die Spanien- und Portugalbeschreibungen, die 1629 und 1641 in der Elzevierschen Reihe publiziert wurden. Sie sind aus drei Gründen interessant: Zuerst entstanden sie mitten im Krieg der Niederländer gegen die Spanier. Zweitens wurden sie von Johannes de Laet verfasst, der selbst in vollkommener Weise

das Ideal des *Mercator sapiens* verkörperte. Und drittens zeigen sie deutlicher als andere Bände der Elzevierschen Reihe das Bestreben der Herausgeber, ihre Beschreibungen fortlaufend zu aktualisieren und mit der Aktualisierung politische Entwicklungen zu konsolidieren. Immerhin war Portugal, als die *Portugallia* erschien, gerade ein paar Monate unabhängig von Spanien, und der neue portugiesische König war auf seinem Thron noch lange nicht anerkannt. Doch trotz ihrer Parteilichkeit unterschieden sich die *Hispania* und *Portugallia* von anderen zeitgenössischen niederländischen Spanienbeschreibungen und vermittelten eine Haltung zwischen Interesse und Distanz, die sich, Barlaeus zufolge, auch der Kaufmann zulegen sollte, wenn er auf den Markt blickte. Diese Haltung ist wichtig: Zum einen gibt sie Aufschluss darüber, dass der spanische Dekadenzmythos, der sowohl in der *Hispania* als auch in der *Portugallia* an die Stelle der *leyenda negra* tritt, für ein bestimmtes soziokulturelles Umfeld besonders attraktiv war und eben nicht nur über italienische Diplomaten, sondern auch über holländische Kaufleute außerhalb Spaniens verbreitet wurde. Zum anderen zeigt sie, dass in der frühen Geschichte der Statistik – und damit auch in nicht naturwissenschaftlichen Fächern – ähnliche Vorformen der Objektivität sichtbar gemacht und an kaufmännische Kontexte rückgebunden werden können, wie dies für Francis Bacon und seine Forderung nach neuen epistemologischen Tugenden in der Naturphilosophie vor einigen Jahren gezeigt wurde.

Ich werde in den nächsten Monaten jetzt auch andere Bände der Elzevierschen Reihe analysieren und versuchen, weitere Weltbilder und epistemologische Tugenden der Kaufleute aus ihnen abzuleiten. Insbesondere wird mich nach dem Blick auf Spanien beschäftigen, wie die Kaufleute die außereuropäische Welt zur Kenntnis nahmen. Schließlich hat sich für mein Projekt als neue Frage ergeben, inwieweit nicht nur die Kaufleute das Wissen veränderten, sondern inwieweit umgekehrt auch das Wissen die Kaufleute beeinflusste und prägte, und diese Frage hat nach Gesprächen und Diskussionen mit anderen Fellows zunehmend an Bedeutung gewonnen. In der Literatur finden sich immer wieder Bemerkungen über einen Wechsel in der Mentalität der Amsterdamer Kaufmannschaft zwischen 1620 und 1650, die sich gut mit Barlaeus' Rede über den *Mercator sapiens* verbinden lassen. Auch Barlaeus spricht von mehreren Generationen von Kaufleuten, und er fordert explizit, dass sich die Jüngeren mehr zu Beobachtern des Marktes entwickeln, als dass sie selbst noch am Markt teilhaben sollten. Bedauerlicherweise geht jedoch keiner der Autoren, die den genannten Wechsel mit Bezug auf Amsterdam erwähnen, genauer auf ihn ein, die Datierungen unterscheiden sich maßgeblich, und was ich zunächst als Grundlage für die Interpretation von Barlaeus und de Laet vor-



ausgesetzt hatte, wird immer mehr zum Problem. Insbesondere ergibt sich die Frage, inwieweit die Amsterdamer Kaufmannschaft in einem gewissen Moment wirklich dem Markt überlegen distanziert gegenüberstand und inwieweit diese Haltung wirklich für den Niedergang der holländischen Wirtschaft am Ende des 17. Jahrhunderts verantwortlich war, auf den Wirtschaftshistoriker immer wieder verweisen. Es ist offensichtlich, dass in dieser Frage viel zu prüfen und zu untersuchen bleibt. Meine bisherigen Nachforschungen, was die realen Amsterdamer Kaufleute anbetrifft, konzentrieren sich auf einzelne Persönlichkeiten wie z. B. Johannes de Laet oder Genebrand van Anslø, die sich in Korrespondenzen oder Widmungsschreiben mit dem Ideal des *Mercator sapiens* identifizierten oder mit ihm identifiziert wurden.

Insgesamt war das Jahr am Wissenschaftskolleg ein Jahr der Abschlüsse und der Neuanfänge. Nach einem Herbst und Winter des Schreibens folgten ein Frühjahr und ein Sommer des Tastens. Dank der Kontinuität des Lebens in der Wallotstraße war der Übergang zwischen beiden Phasen fließend, und dank der unendlichen Vielfalt an Möglichkeiten war die Versuchung, in die Leere zwischen zwei Projekten zu fallen, gering. Ähnliches gilt in persönlicher Hinsicht. Nach langen Jahren, in denen ich immer wieder in Berlin gelebt habe, werde ich die Stadt in diesem Sommer wieder verlassen, und mein Blick auf sie hat sich zum Abschied noch einmal entscheidend verändert. Als ich im Oktober in der Wallotstraße ankam, habe ich die anderen Fellows darum beneidet, wie sie in die ihnen fremde Welt eingeführt und mit ihr vertraut gemacht wurden. Später habe ich durch die Augen der Fellows selbst neue Seiten an Berlin entdeckt, und diese Seiten werde ich nun in Erinnerung behalten. Auch dafür bin ich dem Wissenschaftskolleg dankbar. Nicht nur meine Arbeit hat sich in den vergangenen Monaten geändert, auch ich und viele meiner Sichtweisen haben sich verändert. Schließlich habe ich im Wissenschaftskolleg gelernt, wie viele kleine Gesten es gibt, die unbedeutend scheinen und doch so viel ausmachen, wenn man fremde Gäste empfängt, und ich hoffe, dass ich diese Lektion ebenso an meinen neuen Arbeitsplatz mitnehmen kann wie alle anderen Erfahrungen, die ich mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in den Monaten meines Aufenthalts in der Wallotstraße machen durfte. Es hat einfach alles gestimmt – vom ersten Tag bis zum letzten. Und es war so einfach, dass es schon fast beunruhigend war – wie die Bücher, die man brauchte, in der Bibliothek auftauchten, ohne dass man das Gefühl hatte, sie jemals bestellen zu müssen. Allen, die an diesem Kraftaufwand beteiligt waren, möchte ich an dieser Stelle herzlich danken. Dabei möchte ich auch die Sprachendienste dankend er-

wähnen, die mich großzügig bei der Korrektur von zwei englischen Aufsätzen unterstützt haben.

Rauschzustände haben den Effekt, dass sie in Erschöpfung enden. Sie machen süchtig und sind gleichzeitig nur begrenzt zu ertragen. Nach zehn Monaten mit Kolloquien, Lesungen, Konzerten und Filmen, Gesprächen und Anregungen macht sich ein Gefühl breit, dass zehn weitere ähnlich intensive Monate nur schwer auszuhalten wären. Sicher fällt der Abschied schwer. Und es ist traurig zu beobachten, wie sich Tag für Tag die Gruppe auflöst, die so kontinuierlich zusammengewachsen ist. Doch es ist Zeit für die Ernüchterung. Es ist Zeit, das Erlebte wirken zu lassen. Und es ist Zeit zu sehen, was am Ende wirklich herauskommt. Fest steht nur, dass es viel sein wird: Freundschaften, Kooperationen und Projekte. Und fest steht, dass die Gefahr von Rückfällen in Zukunft bestehen bleibt und mit jedem Besuch in der Wallotstraße zunimmt. Das Bus-Problem ist noch lange nicht gelöst. Aber das ist auch gut so: Es war eben ein wunderbares Jahr!



EIN SELBSTVERSUCH  
FRANK REXROTH

---

Frank Rexroth studierte Geschichte und Deutsch an der Universität Freiburg. 1988 wurde er dort promoviert auf Grundlage einer Arbeit über die frühesten deutschen Universitätsstiftungen des 14. Jahrhunderts. Als Historiker arbeitete er am Deutschen Historischen Institut in London, am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen und an der Berliner Humboldt-Universität, wo er sich 1998 habilitierte (*Das Milieu der Nacht. Obrigkeit und Randgruppen im spätmittelalterlichen London*, 1999, englische Ausgabe: *Deviance and Power in Late Medieval London*, 2007). Von 1999 bis 2000 war er Professor für die Geschichte des Späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit in Bielefeld, anschließend Professor für Mittlere und Neuere Geschichte in Göttingen. Dort arbeitet er bis heute. Seine Forschungsinteressen betreffen gegenwärtig vor allem die Geschichte der vormodernen Expertenkultur und die Geschichte der historischen Wissenschaften, vor allem das Verhältnis von Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung. – Adresse: Universität Göttingen, Seminar für mittlere und neuere Geschichte, Platz der Göttinger Sieben 5, 37073 Göttingen. E-Mail: frexrot@gwdg.de

Die Aussicht, am Berliner Wissenschaftskolleg zu arbeiten, war großartig. An Ortswechsel war ich ja gewohnt – in den zwölf Jahren vor unserem Umzug nach Göttingen, also zwischen 1989 und 2000, habe ich an vier verschiedenen Orten gearbeitet und sieben verschiedene Privatadressen gehabt, womit ich wohl allenfalls im Mittelfeld der akademischen Peripatetiker rangiere. Und als deutscher Hochschullehrer freut man sich unweigerlich auf die Aussicht, zwei Semester lang nicht lehren zu müssen, selbst wenn man dies eigentlich gerne tut. Es wird uns einfach zu viel von dieser schönen und wichtigen

Sache abverlangt, unsere ausländischen Kollegen sehen uns ganz zu Recht mitleidig an, wenn wir ihnen von unseren Deputaten und Studentenzahlen erzählen. Die Aussicht, ein Jahr lang ganz Forscher sein zu können, wog schwer. Und wir lieben Berlin ohnehin. Meine Frau und ich haben unsere ersten gemeinsamen Jahre dort verbracht, wenngleich in einem weniger aufgeräumten Stadtteil als den Grunewald.

Und doch fürchtete ich, dass mir der vorübergehende Ortswechsel nicht rundherum leicht fallen würde. Das erste Jahr an einem neuen Arbeitsplatz war für mich stets ein verflixtes Jahr gewesen, eine Zeit der Unruhe und der Fehlentscheidungen – warum also gerade für ein Jahr woanders hingehen? War es sinnvoll, die Vertrautheit des heimischen Ambientes aufzugeben, die Untiefen des Göttinger Arbeitszimmers gegen eine noch unbekanntere Spielart der eigenen Unordnung einzutauschen? *The devil you know is better than the devil you don't know...* Wie arbeitet man ohne seine Bibliothek im Rücken, ohne seine mit dem Bleistift traktierten Bücher und Fotokopien? Was macht man mit seinen Doktorandinnen und Doktoranden, mit seinen Studenten auf dem Weg zum ersten Abschluss? Wie konsequent kehrt man seiner Universität den Rücken? Also sagte ich mir, dass man dieses Jahr auch als Selbstexperiment begreifen kann. Es war hoffentlich nicht zu spät, dies zu tun; mit meinen 48 Jahren hatte mein Schaffen offenbar seinen Zenit erreicht, so schrieb mir jedenfalls ein älterer Kollege auf die Übersendung von Sonderdrucken hin. Wie liebenswürdig! Im Ernst: Was habe ich dank dem Wiko-Experiment über mein Arbeiten gelernt?

Der Versuchsaufbau war denkbar einfach: Es wurde mir so leicht wie möglich gemacht, so produktiv wie möglich zu sein. Unser Familienleben ließ sich leichter organisieren, denn meine Frau arbeitete ohnehin in Berlin und konnte ihre Pendler-Existenz aussetzen, und der Kindergarten, den uns die wunderbaren Mitarbeiterinnen von „preparing-your-stay“ vermittelt hatten, lag um die Ecke und erwies sich als ganz hervorragend. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter schienen die Fähigkeit entwickelt zu haben, Erfordernisse und Wünsche vorherzusehen. Dabei waren sie mehr als gute Geister – wir haben viel Zeit auch mit ihnen verbracht und am Ende des Jahres um den Abschied von ihnen genauso getrauert wie um den von den fellow Fellows.

Was aber nun war das Ergebnis des Selbstexperiments? Zunächst zum Lesen: Wer nicht loslassen kann, überhebt sich. 40 Umzugskartons, davon die meisten mit Büchern und Papieren gefüllt, eine klare Fehlentscheidung. Meine Literaturdatenbank, die das Gelesene und Gesichtete chronologisch verzeichnet, verrät mir heute, dass ich während des Wiko-Jahres Anderes und anders gelesen habe als erwartet: weniger Texte von Zunft-

genossen, in absoluten Zahlen aber viel, viel mehr, dabei konzentrierter, internationaler, zugleich assoziativer. Dies war das erste, schon im September genossene Glückserlebnis, als die ausländischen Fellows noch im Deutsch-Intensivkurs brüteten: Ungestörtes Lesen, vor allem an dem langen Vormittag! Als dann im Oktober das Fellow-Programm einsetzte, stand doch immer noch Zeit in Hülle und Fülle zur Verfügung. Morgens nach 8 von der Wohnung zum Kindergarten, von dort zum schönsten anzunehmenden Arbeitszimmer im Neubau, Blick in den Garten, wo in wechselnden Bildern „Die vier Jahreszeiten“ gegeben werden, im Herbst einmal morgendlich beäugt von einem vagabundierenden Fuchs. E-Mails und Telefonate haben Zeit bis nachmittags, stattdessen nur Buch und Bleistift, gelesen wird wenn nötig laut. Nach dem Mittagessen vielleicht ein Spaziergang, am liebsten mit dem Osnabrücker Exegeten schwieriger Gedichte. „Oh komm und geh' ...“ – genau, so machen wir's: du kommst zu mir, dann gehen wir gemeinsam durch den Grunewald. Unterwegs machen wir uns Gedanken über die Vergangenheit unserer Disziplinen, darüber, wer wohl in der „Villa M“ wohnt und ob Wolf Haas wohl noch einmal einen „Brenner“-Roman schreiben wird. Danach die Phase des Exzerprierens, Notizenmachens und Schreibens – und freilich all der Verpflichtungen, die man durch den temporären Weggang von der Heimatuni nicht los wird. Ein Stockwerk unter mir klappert der Tischtennisball – die Wittgensteinforschung spielt mal wieder gegen die Kunde des goethezeitlichen Tastsinns, in der Nachbarschaft mag jemand Broadway-Musicals. Sicher spielen in der Koenigsallee jetzt schon die Kinder miteinander. Gestern haben sie sich bis zum Hals im Sand eingegraben! Willibald, unser Vierjähriger, ist frisch verliebt. Sie ist älter als er, nämlich fünf, und Ende Juli geht sie nach Cleveland zurück, er in die Universitätsstadt Südniedersachsens. Unordnung und frühes Leid, fällt mir ein.

Ich komme vom Pfad ab. Wie gesagt: Ich ließ die meisten der vielen mitgebrachten Texte liegen und folgte den Spuren, auf die ich am Wiko gestoßen bin. Ob ich zu Hause jemals darauf gekommen wäre, die Texte zu lesen, die mir der helvetische Philosoph aus dem Nachbarzimmer zuschob? Ich machte Bekanntschaft mit Dominicus Gundisalvi, mit Gerhard von Cremona und kleineren, anonym überlieferten Gebrauchstexten aus den ersten Jahren der Pariser Universitäts-Philosophie. Ein ganzer Horizont von Fragen und Themen hat sich mir aufgetan, indem ich, dem Rat der Literaturwissenschaftler folgend, Texte zur Philologie als Lebensform und zu Nietzsche las. Abends zu Hause dann das Abendbrot – die amerikanischen Fellows aus den Nachbar-Appartements teilen es gerne und forschen nach kultischen Untergründen – zeigt sich der germanische Paterfa-

milias bei diesem Ritual als oberster Liturg der Familie? Ist das deutsche Brot daher so gut, weil es als Medium für außerweltliche Bezüge fungieren muss? Oder lernt man hier den Protestantismus in loco nascendi kennen? Abends ist unter den Fellows ständig von Filmen und Büchern die Rede. Spät fällt uns ein, dass wir uns wechselseitig unsere Lieb-linge vorstellen könnten. Im Zentrum vieler Gespräche steht Tellkamps *Turm*, das Lite-raturereignis des Jahres, das ich für immer mit dem Wiko-Jahr verbinden werde. Das Interesse der nichtdeutschen Fellows an unserem Land steigt beständig, ihr Bemühen um die deutsche Sprache ist ebenso eindrucksvoll wie ihr Interesse an dem Vortrag zum 60. Geburtstag des Grundgesetzes. Die dänische Fledermausforscherin stellt im Plenum ihre amerikanische Kollegin und Freundin mit der Bemerkung vor, sie habe sie vor Jah-ren in Tübingen kennengelernt, und sie beide liebten seither Deutschland. Ich horche auf.

Das Thema meines Projekts, ein neuer Blick auf die Frühgeschichte der okzidentalen Expertenkultur, stand nach einigen Wochen in einer neuen, beglückenden Konstellation zu allen möglichen anderen Themen. Denn da genügend Zeit zur Verfügung stand, ver-änderte sich meine Einstellung zur Lektüre des vermeintlich Wegführenden. Und als ich das Gespräch mit meinen „fellow Fellows“ erst einmal als Inspirationsquelle für mich entdeckt hatte, beschloss ich überdies, ein zweites Projekt aufzunehmen und frühere Ar-beiten zur Relation von Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung in der modernen Historie weiterzutreiben. Erstmals habe ich auch eine eigene empirische Studie zu die-sem Thema publiziert. Sie ist mit mehr Wiko-generierten Einsichten durchsetzt, als man in einer Dankes-Fußnote sagen kann.

Damit ist freilich auch gesagt, dass ich auf der Heimreise kein abgeschlossenes Buch-manuskript in der Tasche hatte. Ich gestehe, dass mir dies von Anbeginn klar war, und ich sage den Leitern des Hauses vielmals Dank dafür, dass sie ihren Fellows auch die Möglichkeit zum Umkreisen und Annähern, kurz: zum An-Forschen, eingeräumt ha-ben. Dank der Zeit, die mir hier geschenkt wurde, sind meine Forschungsthemen auf eine für mich überraschende Art neu ineinandergewachsen. Es ist mir gelungen, das eine Thema als Ideen-Generator für den anderen Forschungsbereich zu nutzen, ähnlich, wie der große Oerlinghausener seinen Zettelkasten ja vor allem als Detektor überraschender Beziehungen gebrauchte. Im Februar ging mir die Gliederung meines künftigen Exper-ten-Buchs auf, meine Exzerpte erweiterte ich um Querverweise, Siglen und Gedanken-skizzen. Vor mir liegt noch viel Arbeit. Aber ohne die Notizen, Exzerpte und Skizzen, die ich stattdessen mit nach Hause nahm, wäre ich auch jetzt noch entmutigend weit vom

Ziel entfernt. Wichtiger aber ist, dass das Buch ein anderes sein wird als ursprünglich gedacht, es wird chronologisch früher einsetzen (nämlich im 12. Jahrhundert), wird eine stärkere ideengeschichtliche Seite besitzen und sich auf einem Pfad fortbewegen, der heutige Befindlichkeiten und solche des ausgehenden Mittelalters einander aussetzt.

Zum Schluss noch eine Warnung für künftige Fellows: Im Vorfeld des Wiko-Jahrs war mir klar gewesen, dass ich mir diese Zeit unbedingt freihalten musste von Vortrags- und Publikationsverpflichtungen. Die Kolleginnen und Kollegen haben hierfür Verständnis gezeigt, und es gab eigentlich keinen zwingenden Grund, diese Politik nach einigen Monaten aufzugeben. Dies aber habe ich getan, und zwar zu meinem eigenen Nachteil. Ich begann wieder, Einladungen anzunehmen, Vorträge zu schreiben und umherzureisen. Das soll man auch ruhig tun – nur eben nicht in seinem Wiko-Jahr!

Das größte Glück war aber, dass ich gerade diesem Fellowjahrgang angehören durfte. Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.



DIVERSIONS  
CATHERINE ROBSON

---

Catherine Robson is Associate Professor of English at the University of California, Davis, where she specializes in nineteenth-century British cultural and literary studies. Born in 1962 in London, she received her bachelor's degree from Oxford University in 1983 and her Ph.D. from UC Berkeley in 1995. The author of *Men in Wonderland: The Lost Girlhood of the Victorian Gentleman* (2001) and co-editor of the Victorian period volume of *The Norton Anthology of English Literature* (8th ed., 2006), she has just completed a book entitled *Heart Beats: Everyday Life and the Memorized Poem*. Her work has also appeared in a range of scholarly journals, including *PMLA*, *Victorian Literature and Culture*, *Dickens Studies Annual* and *Journal of Victorian Culture*. A member of the faculty of the University of California Dickens Project, she has received fellowships and awards from the North American Victorian Studies Association, the Guggenheim Memorial Foundation, the American National Endowment for the Humanities, the University of California President's Fund in the Humanities and the Rockefeller Foundation. – Address: Department of English, University of California, One Shields Avenue, Davis, CA 95616-8581, USA. E-mail: cmrobson@ucdavis.edu

That little song they played on the M19 when it reached Rathenauplatz from Ku'damm was part of the soundtrack of my days in Berlin: “De-de-de dum: Beginn der Umleitung”. Usually I just enjoyed the elegant economy of the genitive construction (though I was jealous, too – I wish we had it in English), but sometimes I amused myself by forcing unwarranted meaning onto the simple fact that the straightforward route down Koenigsallee had been thrown for a loop by the vagaries of the city's public works program. For a



good ten months and more, I and my fellow Wiko Fellows (and yes, I know, lots of other people too) were subject to a diversion from the regular course. What happens to you, I wondered as I sat there on the top of the bus, when you turn off the normal road? How do you understand the relations between the diversion, and what came before, and what comes after? Exactly how, I would ask myself, does it all connect?

In the first few months at Wiko I felt not diverted but uncomfortable. Not, I hasten to add, because of anything our most lovely and accommodating staff did or didn't do, but because, I think, I was in a sulk. With hindsight I can see that I descended into a slough of despond mainly because I was having a huge amount of trouble composing the introduction to my book on memorized poetry. Usually my work follows a simple three-stage process: first I read, research, take notes and think; second, I beat the argument into shape in a succession of ever-more detailed plans; and then third, I set myself to write. Usually this last part is the time for fun: because I have a map to my destination, I can allow myself some play along the way – I have the latitude to dally with language's material properties, to welcome the new ideas created by its chance conjunctions and the sudden springing of unexpected images. Yet on this occasion the sequence refused to reproduce itself: I spent days writing carefully-honed prose that then had to be thrown away when I realized it didn't say what I needed it to say. In the midst of my discontent I was quite unable to see the wood for the trees, and thus experienced my self-loathing not as the work-related phenomenon it actually was, but rather as a more general condition of being.

Which is to say, it was clear to me back then that my presence at Wiko was a mistake. Perhaps I was a clerical error, the result of some inadvertent shuffling of files at the end of a long day. Or maybe it was not quite so bad as that – most likely I was akin to one of those awful compromise candidates, those sad souls voted in with no real enthusiasm after no one can be bothered to fight any more in a fractious department meeting. That my fellowship was an undeserved honour was evidently obvious to the other, bona-fide, Fellows. Didn't I catch them looking at me with a quizzical expression in their eyes? I knew what they were thinking: "What is such an idiot as you doing here?" Now I think it possible that they were considering other matters entirely, such as what we were going to have for lunch, or the precise mechanism of evolutionary change, or whether I might be any good at table tennis, but at the time I was well on my way to full-blown paranoia. It probably didn't help that I was entirely deprived of my own kind. I hadn't given the question much thought in advance, but I guess I'd assumed that Wiko, like all the other groves of academe I've ever known, would contain at least a couple of other English Lit. schol-

ars. Discovering that this was not the case no doubt provided an important corrective to my cultural parochialism, but it didn't make it easy to find my posse. More to the point, who on earth was I, if not defined against my usual institutional others? Within the small world of the English department, we Victorianists like to think of ourselves as the clubbable convivial ones, a gloriously Broad Church of messy pragmatists, bordered as we are by unbearably unrealistic and egotistical Romanticists on one side and those joylessly elitist Modernists on the other. But the security of such minor narcissistic differences was not going to apply at Wiko, given that its lines of demarcation were inevitably painted with a much broader brush.

All in all, then, I was adrift. I am sure that my husband and sons would say that they had had their own crosses to bear back then, what with the general unfamiliarity of things, *trennbare Verben*, and a punishingly early start to the day, but it seemed to me that they were coping well; between the Nelson-Mandela-Schule, the English Football Club of Berlin and Hertha BSC, all three of them constructed their own circles of friends and spheres of activity (*Gott sei Dank* for sport). No, the problem was me – or rather, a singularly unmoored version of me.

But, because of a variety of small, positive shifts and one large and awful jolt, things changed. The good alterations were multiple, and incremental, and so are now hard to summarize. I am sure that many are common to most Fellows most years: within what became the comforting pattern of our regular meals and meetings, we began to settle into each other's company, taking increasing pleasure in our running jokes and growing bonds of friendship. Away from Wallotstraße, too, I started to find a better way of seeing Berlin, a city that had initially oppressed me with the weight of its terrible past and its steadfast refusal to charm. Grunewald certainly looked wonderful when we returned to Germany after our Christmas break – there's nothing like the sodden greyness of the British Isles to make one appreciate the crisp brilliance of a heavy snowfall under the bluest of skies – but then Grunewald looked pretty wonderful at all times of the year. Rather it was this: once I stopped being disappointed that Berlin didn't present itself like the cities I already knew, then I was able to admire its particular strangenesses; the things it does exceptionally well; the kinds of human interactions and behaviours its gaps and absences allow and even encourage. It was a revelation to me that one could learn to love a place that wasn't beautiful.

And then, in the midst of these shifting sensibilities, the sudden jolt hit. On the morning of January 22<sup>nd</sup>, I received a telephone call telling me that a dear friend and colleague

had died the evening before; while standing at the stove making dinner, she had suffered a massive and completely unexpected brain haemorrhage. In some ways, Sally Ledger and I were exact duplicates – we were both forty-seven, Victorianists, wives and mothers of sons – and over the past year or so we had been working on some big ideas together, plans to co-direct a Dickensian study centre and transform it into a pre-eminent venue for nineteenth-century research and, not incidentally, to have a laugh while doing so. The loss of Sally has been incalculable to a huge number of people and to many different worlds, scholarly and otherwise; I bring it into this essay because its effect on me was profound, definitively altering my attitude towards my stay in Berlin from that day forwards. Such an unbearable illustration of the fragility of life, of the insecurity of our tenure on this earth, made me feel and think many things, just one of which was this: It was a complete waste of time, time that was essentially finite, to be insecure about such a petty issue as one's place in an academic institute. I realised that if I could simply drop my tedious and hobbling self-consciousness, then Wiko offered a tremendous opportunity: I should take pleasure in those things that I knew that I did well and at the same time appreciate, and learn from, the wonderfully various talents and knowledges of my colleagues. If not now, then when?

So this is what I tried to do. Every time I crossed Villa Walther's internal courtyard, I walked past a plaque emblazoned with the words "Carpe Diem" – its bas-relief, of a bearded gentleman bringing down a deer, seemed a rather strange figuration of the Latin tag (at least, seizing a stag doesn't get into my list of ways to make the most of each day), but I didn't let that distract me from the basic message. I started to have a good time. I had fun being Poetry Girl (no matter that – despite my current project – I've never really seen myself as a "poetry" person; no matter that I am too old to be any kind of "girl"); I had fun writing in genres that were altogether new to me (no matter that these experiments have yet to find their way into print). Most importantly, though, I began to have a lot of different, and very enjoyable, sorts of conversations. I was amazed by what I learnt when I actually engaged with people in other fields, people who I had previously assumed would find me insufficiently serious or interesting.

And what did I discover? For one thing, this: to step outside your area of study and see what it looks like from another vantage point is astonishingly energizing and, well, just downright fascinating. The benefits were simultaneously intellectual and emotional; some had almost immediate and quantifiable effects, while others, I think, will operate according to distinctly different temporalities and logics. On the level of work accom-

plished, I can stump up the following prosaic evidence: not only did I get that damned introduction finished, but also the project's long and involved historical overview, and then, by the appointed deadline of July 1<sup>st</sup>, the whole manuscript itself. Perhaps I'll always be the only person who will notice the Wiko sentences and the Wiko structures of thought within the passages of this book, but I know where they are and I know whom to thank. Elsewhere in my thinking and feeling, though, I may never be able to place a finger and say it was just here, or there, that I glimpsed the possibility of other ways to go. Perhaps it will take me a long time to make sense of some of the things I found out away from my habitual paths, but no matter. If I can keep alive to the pleasures and surprises en route, then all should be fine.

But – let's be honest – these are Pollyanna-ish thoughts for the future that I am having today (September 14<sup>th</sup>), not ones I could entertain in Berlin a couple of months ago. Back then, things seemed altogether crueller: just as I had figured out not only how to do Wiko, but how to enjoy doing it, the time began to hurtle towards its conclusion, bringing almost daily indications of our impending eviction. Endless e-mails about plans for the *Abschiedsfest*; no doubt well-meant but seemingly heartless letters of information about “Preparing for your Departure” and “Next Year's Fellows”; the recall of library books that had become dear; a welter of cardboard boxes and packing tape – the *Abschluss* was closing in upon us. And then, to make the message crystal-clear, the M19 resumed its southward journeys down Koenigsallee. Yet I must admit that there were consolations. “You have both grown up and become younger,” someone said to me at the leaving party; this was perhaps one of the nicest, if most paradoxical, compliments I have ever received. By the finish of it all, I do believe that I was well and truly diverted.

*Ach. Ende der Umleitung.* Fellows must endure their going hence, even as their coming hither. Like many of us, I am sure, I have found it hard returning to my former life. But I think – I hope – that I haven't just slipped back thoughtlessly into the old course.



A YEAR BY THE TEUFELSSEE  
HSUEH-MAN SHEN

---

Trained in Taiwan, England, and the US, Hsueh-man Shen is a specialist in the art of medieval China with interests in funerary and religious practices, art, and material culture along the Silk Road. She teaches Chinese Art History and Archaeology at the Institute of Fine Arts, New York University. – Address: Institute of Fine Arts, 1 East 78th Street, New York, NY 10075, USA. E-mail: hms10@nyu.edu.

It is fair to say that my Wiko year began and ended by the Teufelssee. I discovered this wonderful small lake in the Grunewald Woods the day after my arrival in Berlin. Ever since then, whenever the weather was nice and the water was warm, I swam in the lake. At some other times, I walked around Teufelssee with my note pads. On July 31, 2009, I took a ceremonial dip in the Teufelssee water to mark the end of my memorable year at Wiko.

For me, Teufelssee symbolizes several things I would associate with the time I spent at Wiko. It is the place where I was, for the first time in my life, exposed to the FKK culture, and learned about the joy of the experience of nature. The tranquility of the lake and the surrounding area offered an impeccable environment for thoughts to crystallize and to transform into sentences. Wiko is precisely such a place that offers not only an arena for scholars to meet and to exchange ideas, but also a lifestyle that refreshes our mind.

Many other elements contributed to my Wiko experience, too. First of all, the helpfulness and efficiency of all the staff made my life literally carefree. Gesine Bottomley and her team at the library worked so diligently to satisfy all my requests and left me with no excuse for not working hard. The Fellow Services organized various cultural activities

that added color to our fellowship year. Eva von Kügelgen's unfailing patience made going to the German class an enjoyable experience. Vera Schulze-Seeger always responded to my curious and strange questions with a graceful smile and calmness. Colleagues at the Berlin museums were genuinely open-minded and interested in collaborative research – preliminary results of our discussions will hopefully lead to a joint venture between Berlin and New York.

I consider myself very fortunate to be among a group of most intelligent and generous scholars. I have benefited so much from conversations with Horst Bredekamp, Dipesh Chakrabarty, Holk Cruse, Sutirth Dey, Dieter Grimm, Toshio Hosokawa, John Kennedy, Felice Lifshitz, Thomas Metzinger, Reinhart Meyer-Kalkus, Srinivas Narayanan, Rafael Núñez, Ibrahima Thioub, Robert Trivers, and Bernhard Waldenfels – just to name a few. Beate Cruse, Noriko Hosokawa, Jamie Jensen, Jeanne Kennedy, Anja Krug-Metzinger, Michael Lewicki, James Mallet, and Emma Wang are wonderful neighbors and classmates whose friendship kept my spirit up.

I shall always remember this very special year at Wiko, and whenever I think about it, my minds echoes with the sound of Peter Fox's "Haus am See".



LIKE A KID IN AN INTELLECTUAL  
CANDY STORE  
LUC STEELS

---

Luc Steels is a Professor of Computer Science at the University of Brussels and Director of the Sony Computer Science Laboratory in Paris. He studied Linguistics at the University of Antwerp followed by Computer Science and Artificial Intelligence at M.I.T. Steels published a dozen books in his field as well as hundreds of papers on various topics related to Artificial Intelligence, ranging from knowledge representation and expert systems to robotics, machine learning, and natural language processing. About 30 Ph.D. theses have graduated under his supervision. He was elected a member of the Flemish Academy of Belgium and the Academia Europea, and has played an active role in various academic societies, including the European AI society (ECCAI). Steels has also been active in the interactions between art and science together with artist Olafur Eliasson and theater director Jean-François Peyret. – Address: AI Laboratorium – IOG720, Vrije Universiteit Brussel, Pleinlaan 2, 1050 Brussels, Belgium. E-mail: steels@arti.vub.ac.be

Joachim Nettelbeck and his staff at the Wissenschaftskolleg have a secret recipe. They figure that if you make scientists happy, allow them to focus entirely on the subject they feel absolutely passionate about and bring them together within a community of like-minded peers, they become highly productive and possibly achieve something that even they themselves did not imagine to be possible. I have witnessed and experienced that this recipe works. The conditions at the Wissenschaftskolleg are indeed extraordinary. Every staff member, from the welcoming reception (the “Empfang”) to the computing services, from the library to the kitchen, from the language courses to the fellow services, everybody reaches such a high level of excellence and puts such dedication and care into their

work that you feel like a prince. It seems impossible to express my gratitude in return for so much generosity.

I personally came to the Wissenschaftskolleg with a project to finally write the book that I had been thinking about for many, many years. I have been working on a theory of the origins and evolution of language for about a decade now, and it seemed the right time to bring the ideas and experiments together in a book, particularly because 150 years ago Darwin published his magnificent volume *On the Origin of Species*, and throughout the year evolutionary biologists were celebrating this founding event in their field.

The theory I am trying to develop is not so much about when and where human languages originated, something we can probably never know, but about the social and cognitive prerequisites required for language and the cultural evolutionary dynamics that unfold when humans apply their cognitive capacities to the task of building and acquiring a shared symbol system. To develop and test my theory, I set up computer simulations and even robotic experiments in which we program a group of “artificial language agents” to play language games.

We simulate all the cognitive functions that are needed for language, including perception of the world, conceptualization of what to say, lexical and grammatical production, speech articulation and recognition, parsing of utterances, interpretation of meaning, enactment of the consequences of interpretation and, most importantly, processes for acquiring all the necessary know-how and for inventing and adapting the conceptual frameworks and linguistic conventions needed for language and for aligning and coordinating language across the members of a population. We then put the agents in a kind of micro-world and endow them with scripts to play a language game. Then we set the whole thing in motion and examine whether they are indeed able to self-organize a communication system from scratch. If that is the case, we know that the cognitive functions and interactions patterns we supplied in the beginning of the experiment are necessary and sufficient to see a symbolic communication system emerge.

From day one I worked extremely hard on my book project, sitting alone in my office and writing pages and pages of text, but then throwing them away, almost as fast as I could write them. I struggled, became frustrated, and as the days shortened and the grey clouds hovering over Berlin no longer seemed to give way to sunshine, I became more and more doubtful of my project and whether I had enough talent to achieve it. Clearly my theory was not yet “ripe enough” to be written out in a systematic way. At the end of the year I had piles of text, some sections I found already satisfactory, but most of the others



need a lot more work. But that does not mean that I went home with the feeling that my project failed. On the contrary, I believe I was able to develop a new perspective on the research I had been doing with my team over the past decade and now see much more clearly what we have to do in the coming decade. I now see how the story can be told, not only to linguists but also to scientists in other fields who have an interest in this subject matter. Although at home I will be swamped again by my work as a teacher and lab director, I have now found a new strength and unity in my work so that I hope to continue the momentum of the writing process. Apart from steady work in my office, there are two elements that played a very important role in reaching this breakthrough in my thinking.

The Tuesday colloquia are extraordinary events. Fellows work hard to show the best of themselves and to make their research topics and methods accessible to the Wissenschaftskolleg community. Already in the first weeks, we had some extraordinary talks by evolutionary biologist colleagues: James Mallet, Axel Meyer, Patrik Nosil and Jeff Feder. Their talks were to me extremely insightful, not only because they showed that speciation is an ongoing process, but also because of the kind of methodology they use to study biological evolution. Darwinian evolutionary theory is not like Newtonian mechanics, where you just plug in parameters and measurements and you get predictions about the movement of any physical object anywhere in the cosmos. It is more a framework, and if you want evolutionary explanations for specific features, such as the colour on the wings of butterflies, the presence of eggspots on the backfin of fish or the shapes and colours of stick insects, you have to instantiate the framework and find out what the ecological role is of the phenotypical feature you are interested in, how it is established through genetic and developmental processes, what kind of genomic changes might have taken place and what selective advantage the trait has within the ecological conditions in which the species has to survive and reproduce.

From the presentations of these evolutionary biologists at the Wissenschaftskolleg, their papers and further discussions I have had with them, I realized that a theory of the origins of language had to have an epistemological status similar to that of biological evolutionary theory. That means that it can only be a framework, a basic selectionist logic, that then needs to be filled in order to develop evolutionary explanations for specific cases. There is not going to be a single set of master equations that explains how language evolved; there will never be a unique usage that triggered the origins of language or a unique cognitive capacity that explains it all. But we might be able to understand the gen-

eral overarching principles that drive a population with enough cognitive capacities and the right ecological challenges and social structures to develop a symbolic communication system of the complexity of human languages. And we might then be able to apply these principles to develop evolutionary explanations for the key features found in human languages.

I realized next that the selectionist logic at the core of Darwinian evolutionary theory could not be applied directly, meaning at the level of genetic evolution and natural selection, as had been proposed earlier by several linguists and psychologists, most notably Steven Pinker and Ray Jackendoff. Instead, this logic had to be transposed to the linguistic and cultural level. The features we want to explain are features of human languages, like the use of a tense and aspect system for talking about the temporal structure and characteristics of events, the use of case markings to express the role of participants in events, a system of basic colour terms to express hue and brightness distinctions etc. We need to understand the role of such a language system in symbolic communication, how it is learned, how it is built up and expanded and how concrete language systems (e. g. the case grammar of Latin or the aspect system of Russian) emerge and become coordinated in a population. We also need to understand how the language strategies underlying these language systems could emerge by the configuration of cognitive functions that are also useful in other domains, like spatial navigation, and what kind of selective advantage they give to language users for reaching higher communicative success, greater expressive power and minimal cognitive effort.

I elaborated this mapping between biological selectionist theory and linguistic selectionist theory for the first time during my Tuesday Colloquium in May and then wrote it up in a large paper that will appear as a programmatic statement in the first issue of the *Journal of Evolutionary Linguistics* that I have meanwhile set up with some colleagues. Already several case studies have been treated within this framework of “Language Evolution by Linguistic Selection”, particularly for the domain of basic colour terms, which has been intensely studied by anthropologists, psychologists and linguists. Many more case studies will have to be developed before more people are convinced of the framework as a whole and accept it as an adequate explanation, but that is exactly what I intend to do with my students over the coming years.

There was a second important force helping to focus my thinking and ideas. These were the weekly discussions with our group on “Understanding the Brain”, brought together by biologist and cybernetician Holk Cruse and including philosopher Thomas

Metzinger, computer scientist and neuroscientist Srinivas Narayanan and, much later in the year, cognitive psychologist Rafael Núñez and neuroscientist Lisa Aziz-Zadeh. Often other Fellows at the Wissenschaftskolleg joined our discussions and thus brought additional perspectives and ideas.

The objectives of the brain group are at first sight very different from my project on language evolution, but that is not the case. Language exercises the whole human brain to the fullest. It requires such extraordinary capacities that only our own species is able to master language. A lot of the debates about the origins of language centre on the question whether the human brain is uniquely structured or has unique modules for language that are strongly genetically determined, so that the logic of natural selection could apply. I personally believe that language is a consequence of recruiting many cognitive functions that are useful for a broad range of tasks. The functions include a bi-directional associative memory, perspective taking and perspective reversal, rich categorizations, priming, heuristic search and so on. What we need to understand, therefore, is how the recruitment and flexible configuration of these functions can take place and how task demands can drive this process. The question how this is really achieved by the brain is almost entirely open. Holk Cruse and Srinivas Narayanan presented progressively more powerful brain architectures in our weekly seminars that show how some of the cognitive functions needed for language can be achieved by neural networks that more realistically fit human neurobiology than do the computational implementations that I use in my own experiments. Moreover, during the workshop that we organized with the group, Friedemann Pulvermüller and Lisa Aziz-Zadeh presented tantalizing data showing clearly that brain areas outside the traditional language areas (Broca's and Wernicke's) become active to deal with the semantics of human language. But much more work needs to be done.

In our brain group we had enormously lively conversations. Each of us came from very different backgrounds to an interest in the brain, and therefore a significant but very important activity was simply to coordinate our vocabularies, figure out which questions each of us found important and exchange technical ideas. All this certainly impacted my thinking on language evolution, although I have the feeling that the puzzles that came up are so far from being solved that I will have a hard time thinking them through at this point.

I look back on a most enjoyable and most productive year. This is not only due to the extraordinary conditions at the Wissenschaftskolleg, but also to the many brilliant colleagues with whom I was able to share ideas and happy times. I must also mention Berlin.

While living in this city, I fell totally in love with it. The cultural and scientific resources of Berlin are absolutely amazing. The quality of life in terms of (relative) lack of pollution and the friendliness of the population makes it in my eyes the most livable and exciting city in Europe today. One of my highlights this year was undoubtedly singing Bach's Mattheus Passion with my choir, which rehearsed in the John-Lennon-Gymnasium in Mitte and performed in the Emmauskirche in Prenzlauer Berg. But there were also my frequent bicycle trips through the city, the cafés near Savignyplatz or in Neukölln, the festive seventies atmosphere at the Mauerpark, the many operas and theatre pieces I was able to see, the art galleries and much more. I hope Berliners do not get sucked up in a kind of megalomania that has made London, Paris, Brussels and other European capitals so stressful and unlivable. I hope they keep the river banks of the Spree open to all, keep spaces for "Kleingärtner" inside their neighbourhoods, keep their efficient Tegel airport, keep using bicycles instead of motorcycles, keep spaces for children to play and keep their curiosity and time for conversation, art and culture.



“NUR NACH HAUSE GEHEN WIR  
NICHT ...”  
ANNEMARIE SURLYKKE

---

Annemarie Surlykke was born in Copenhagen, Denmark. She studied biology and got her degree in Experimental Neurobiology from Odense University, Denmark. Her research interests focus on sensory physiology and behavior. Most of her projects have dealt with echolocating bats and how they hear their prey, nocturnal insects. She was employed at the Department of Zoophysiology, Århus University, Denmark and then postdoc at the Lehrbereich Zoophysiologie, Universität Tübingen, Germany, before going back to Odense, Denmark, where she joined the group working on Acoustic Communication at the Institute of Biology. She has done bioacoustic field work on animals ranging from whales to insects in many different parts of the world, narwhals in Greenland, bats in tropical Panama, moths on the isolated Faroe Islands, butterflies in Venezuela and the world's smallest mammal, the tiny bumblebee bat, in the limestone caves of a Buddhist monastery in Thailand, to mention some. She was a member of the Centre of Excellence: Centre for Sound Communication 1993–2003. Since 2004, she has been a member of the Danish Natural Science Research Council (FNU) and lately also a member of the Swedish Science Research Council. – Address: Institute of Biology, University of Southern Denmark, 5230 Odense M, Denmark. E-mail: ams@biology.sdu.dk.

### *Going to Wiko?*

There are no animals, no labs and no students at the Wissenschaftskolleg zu Berlin. Thus, for a scientist, it is with some hesitation that you dedicate a year of your working life to a stay at the Wiko. How should one keep the lab running, how does one stay midstream and remain active and present enough to catch up when the year is over, while still getting

sufficiently far away from all the daily obligations of administration and teaching to exploit this fantastic possibility? Thus, in some ways it seemed easier to stay home. However, when again would a chance appear to spend a year in such an unusual setting with diverse, many-faceted colleagues and not least the specific values of Wiko? The one place I've ever been that dares give complete freedom to decide what to study, how to study it and when and how to present the result. Something as remarkable as an institution that simply trusts the will and determination of scholars to work to find answers, if given the opportunity and time to sit down and think. No control is needed. Even the fact that a finished product might not appear within that year of opportunity seems to create very little concern – there is confidence that if not now, then the effects will show later on. That spirit is unique.

### *First impressions of Wiko and Berlin*

Right from the beginning, all signs say that the Wiko is there for you, not the other way around. The staff provide all you can wish and a lot you hadn't even thought of, to make working and living at the Wiko as easy as possible: not only an apartment with room for kids and friends in Villa Walther, internet, meals and library service (fantastic), but also an intensive German course, allowing us to savor the full flavor of Berlin, because language is the key to opening the doors to people and culture, from theater to exhibitions, from restaurants to asking for directions on the street. The Fellows who were lucky or smart enough to come early in September and therefore to take part in the course not only got a head start in German, but also a social head start. We felt a bit like the "gang", the chosen ones, when the rest arrived at the beginning of October. We knew each other, we had laughed together at our own mistakes and mispronunciations. We had also gotten to know Berlin through the expertise and enthusiasm of Rolf Zimmermann, the architect, who took us around and opened the city to us.

The second proof that Wiko is there for you was when we arranged meetings and workshops. I organized a business and science meeting in October for the consortium involved in the EU-FP7 program: ChiRoPing – an EU-funded project carried out under the ICT Challenge 2: Cognitive systems, Interaction, Robotics. The aim of this project is to investigate how four species of bats really use their sonar and then imitate this accurately on a robotic base. From such data, we hope to develop robots with versatile and robust perception using sonar systems that integrate active sensing, morphology and behavior. The administration of EU projects requires frequent meetings. I had the luck to

be in Berlin when it was “my turn” to arrange one. The staff at Wiko arranged everything for us: housing, eating, meeting rooms, coffee for the breaks and even a grand piano for our student who’s a talented pianist. I only had to be there. Everybody was deeply impressed and very envious of my luxury situation at Wiko. The arrangement of our focus group workshop in the spring went just as smoothly, thanks to the staff.

### *Interaction with fellow Fellows*

The senses, their constraints and physiology and the way they influence the way we and other animals sense, perceive and react to the world are fascinating to most people. Thus, when I explain that I study such enigmatic animals as the nocturnal echolocating bats, it usually arouses curiosity and questions. However, I seldom hear new questions and only in extreme cases eye-opening ones. This year the Fellows included a number of biologists and other natural scientists. Some were scientifically rather close, i. e., with interests in perception, ranging from speciation to language and brain function. Relevant for perception was also the amazing drawings of the blind and their sense of perspective. Thus there were many opportunities for focused, detailed, pertinent, scientific discussions and interactions at lunch and after seminars. Also, there were possibilities to build more unconventional links to the humanities. There were Fellows studying how touch – haptic perception – figures in the European Enlightenment or how the self depends upon the level of embodiment. But interaction was not restricted to that. During the year and the various Tuesday colloquiums and other seminars a whole world of knowledge opened to me, which I would probably never have tapped into without Wiko. I learned about women’s cloisters in Europe, Italian dialects as Dante saw them, point-of-view movies, shopping for law between countries, how to get to Sirius by committing suicide, Germans’ view of Germany’s role in the new Europe, the influence of memorized poems on everyday life, and emotions and culture as well as many other surprisingly interesting subjects. Equally interesting were the cultural differences between the sciences and the humanities. By the end of the year, we had all learned and adapted and nobody was offended when a scientist asked a short direct question or a humanist tried to give a second lecture. The language diversity – lectures in English, German and French – adds to the flavor of Wiko, but in my opinion not to the exchange of knowledge. I do understand and support the wish to spread knowledge about German language and culture, but I think that it’s time to realize that English is the *lingua franca* not only of the natural sciences but of all disciplines and thus should be the official seminar language to allow all Fellows to get full value of

those seminars, which they are expected to come to. The obligation to show up on Tuesdays is crucial and a must for the spirit at Wiko, but times may be ready for a change to a more relaxed and lively form, where questions and interactions are allowed and not resented. We, who were lucky enough to be in the “Advanced German Class”, had the pleasure of experiencing how it could be. Eva von Kügelgen, our patient teacher, invited the Fellows who gave their talks in German to come and discuss with the class. In that more informal intimate form, the discussions rose to a dynamic lively productive form, in a way that never happened in the more formal scenery of the Tuesday seminars.

### *The Project – Scene Analysis*

Perception has been studied in many different systems and animals. Different animals may rely on different senses for their main sensory input. Scene analysis is part of perception, providing a layout of the 3-D world for animals’ action and behavior. Scene analysis involves operations such as object recognition, figure-ground segregation and stimulus tracking to build up a scene consisting of objects, of which some may be in the foreground and others in the background. Humans use mainly vision and therefore many studies of scene analysis have focused on vision. However, the goal of our “Scene Analysis” focus group at Wiko was to assume another and broader view. We propose that many aspects of scene analysis will be best revealed and understood by studying different animals performing different behaviors like communication, mate finding, prey capture or predator avoidance, relying not only on vision, but on different sensory modalities, including the possibility for sensory modalities to interact. For humans it is clear, for example, that what we hear is influenced by what we see. These tasks require the animal to detect and recognize the objects in its world and adapt its active behavior accordingly. That might be to avoid obstacles while hunting for prey or to discriminate between conspecifics and other species or even between individuals of the same species. One promising model is the echolocating bat, since it actively probes its environment with its sonar, which permits us, the researchers, to eavesdrop on the acoustic and behavioral reactions to challenges from the surroundings. The echolocating bat uses its sonar for orientation in much the same way that humans use vision and sequentially sample objects and build a scene. Similarly, do we believe other animal models will provide other forms of insight. I’ve studied bat echolocation for a long time in collaboration with my colleague Cynthia Moss from the University of Maryland, who put together the focus group this year and defined the theme at the Wiko. The two other members of our focus group were Mike Lewicki, Carnegie Mel-



lon University, Pittsburgh and Bruno Olshausen, Neuroscience and Optometry, University of California, Berkeley, who are both experts on computer vision and have worked with perception for a number of years. We tackled the problem of scene analysis by discussing and reading relevant literature on all sensory modalities to write a provocative paper intended for a wide audience with interest in perception. One conclusion of our work, and thus a take-home from the paper, is to encourage more work with non-human models and with sensory modalities other than vision. Another is that in order to understand the evolution of scene analysis for natural behavior, we have to step away from overly simple experimental designs, for example letting people listen to single pure tone, to provide a more natural scene in experiments. The paper is not finished yet, but we got far in the last hectic weeks and the work continues.

### *Leaving Wiķo*

The end of the year is always marked by an *Abschiedsfest*. It is hard to imagine that every year can be as great a success as the one this year, but even with less dancing and singing the Fest is bound to bring Fellows together. At this point it added to the melancholy about going away and regrets that we didn't get to know each other better earlier. Had we had the party earlier, we would perhaps have profited even more – and found it even more difficult to leave: “Nur nach Hause gehen wir nicht ...”



SOLITUDE  
IBRAHIMA THIOUB

---

Professeur d'histoire à l'Université Cheikh Anta Diop (Dakar, Sénégal) depuis 1990. Ibrahim Thioub est spécialiste de l'esclavage. Il pose un regard critique sur les lectures africaines de l'esclavage et de la traite atlantique. Outre l'emploi des esclaves dans les activités économiques, il étudie leur rôle dans les relations sociales et leurs expressions juridiques dans les espaces privés et publics. Son étude s'inscrit dans une perspective historique en accordant une importance particulière aux mutations inscrites dans le temps de la ville et de son environnement. En novembre 2007, il prend la direction de l'IVHEET, l'Institut Interdisciplinaire Virtuel des Hautes Etudes sur les Esclavages et les Traites. Depuis janvier 2008, il dirige la publication de la revue *Patrimoine et Histoire en Afrique : Recherches et Expériences*. Lecture recommandée : *Patrimoines et sources historiques en Afrique*. Union académique internationale, UCAD, 2007. « Regard critique sur les lectures africaines de l'esclavage et de la traite atlantique critique. » En *Les Historiens africains et la mondialisation*, édité par Issiaka Mandé et Blandine Stefanson. Paris, 2005. « L'historiographie de « l'École de Dakar » et la production d'une écriture académique de l'histoire. » En *Le Sénégal contemporain*, édité par M. C. Diop. Paris, 2002. – Adresse: Département d'Histoire, Faculté des Lettres & Sciences Humaines, Université Cheikh Anta Diop, BP 5005, Dakar-Fann, Senegal. E-mail : tekrur@refer.sn

Ce 20 octobre 2008, en prenant possession de mon studio-bureau au Wissenschaftskolleg (Wiko), j'ai été immédiatement confronté à une question : être seul dans une immense pièce qui semblait m'avalier avec son toit si haut, s'échappant vers l'inaccessible. L'impression d'enfermement et de solitude était d'autant plus forte que sa grande fenêtre

ne pouvait que rester fermée en cette fin d'automne qui, pour le sahélien que je suis, était déjà un temps hivernal. L'effet de confinement posait moins de problème par le simple fait que je venais de consacrer une décennie à écrire sur l'histoire des prisons coloniales en Afrique. Mieux, j'entamais un nouveau projet sur l'esclavage urbain à Saint-Louis du Sénégal au XVIII<sup>e</sup> siècle.

Pourtant, éprouvant un effet de piège se refermant sur moi, je me mis à regretter d'avoir accepté ce nouvel exil qui me rappelait ma dure première année de doctorat en France où pourtant la solitude de ma chambre était quotidiennement brisée par les rencontres avec les autres étudiants sénégalais de notre résidence de travailleurs immigrés. Le paradoxe est que cette solitude qui, à l'instant, me faisait si peur m'avait le plus manqué à Dakar au cours des dernières années. Sa quête avait été si forte que j'en étais devenu un « *homo noctambulis* ». J'avais appris à désirer et mettre à profit mes rares moments de solitude et de silence, conditions *sine qua non* de la réflexion et de la production du savoir, peu importe l'objet ou la méthode d'investigation. Pris entre le marteau social et l'enclume administrative, rares étaient les moments où se créent ces conditions et, en conséquence, le coût psychologique de la production du savoir n'en était que plus élevé dans le contexte dakarois.

Au fur et à mesure que l'année avançait à Berlin, je découvrais que ma solitude, sans être aussi totale que je le craignais, prenait des figures diverses et variées : familiale, linguistique, environnementale, alimentaire, etc. avec des effets psychologiques tantôt stimulants tantôt inhibiteurs pour la réflexion.

Au cours de mon séjour au Wiko, je suis devenu grand-père par mon fils et beau-père par ma fille. Ce furent là les moments les plus marquants de ma solitude familiale. Inhibitrice, celle-ci a été relativement facile à briser grâce à la téléphonie gratuite qu'autorise internet. Toutefois, on découvre vite que le virtuel n'est pas le réel ! Cette différence est en mesure de créer une dépendance qui, si on n'y prend garde, consomme le temps de la réflexion. J'ai alors appris à être virtuellement invisible pour retrouver la productivité de la solitude.

Venant d'un pays francophone, je m'attendais à être à Berlin dans un environnement totalement germanique. J'ai été très surpris de voir que la langue de communication dominante au Wiko était l'anglais qui, de fait, me devenait très familier. Ne nous y méprenons point ! Il m'a fallu un certain temps pour me rendre compte que je n'étais pas seul à devoir adapter mon audition à la variété des accents pas aussi divers qu'à Babel mais tout de même !

Cette solitude linguistique a eu un effet plus que bénéfique. Le premier est de me forcer à réduire mes temps de parole et à souvent fuir la conversation. Le second est de ne plus craindre un espace à la limite de la cacophonie où l'allemand, l'anglais, le hindi, l'espagnol auraient pu me faire oublier mon wolof. Ce brouhaha a le don particulier de laisser ma pensée s'envoler dans l'architecture de la société esclavagiste saint-louisienne du XVIII<sup>e</sup>–XIX<sup>e</sup> siècles. Puisque la langue dans laquelle je pense mon projet est étrangère à ce mini-Babel, elle produit de la solitude en veille donc de la pensée. Toutefois, là où la solitude linguistique a été la plus productive demeure le lieu des élaborations théoriques sophistiquées, les *Tuesday Colloquiums*.

Le niveau de mon anglais ne m'autorisait vraiment que du descriptif et de l'empirique. La préparation mentale de l'exposé que je m'attendais à faire dans la langue de Shakespeare m'a tant et si bien préoccupé au long des mois de solitude que cette langue devint celle de mes lectures théoriques sur mon objet de recherches. Grande a été ma surprise quand sur la demande du Wiko, je dus faire mon exposé dans la langue de Molière. Mieux encore, l'exposé devait alors passer des fiches d'exposé à un texte entièrement rédigé pour sa traduction en anglais.

Je me sens certes plus à l'aise dans un exposé en français, d'autant qu'ici la solitude linguistique devient un outil de charme pour un public peu francophone. Mais il m'a fallu repenser et rédiger en cette langue et en quelques jours un texte cohérent sur des idées que j'avais pris l'habitude de concevoir en anglais. Ce fut une semaine vraiment angoissante pour un face à face d'à peine deux heures mais qui témoigne d'une année de solitude !

Le deuxième moment a été un défi permanent. À tous les repas pris à des tables invariablement multilingues, mon sujet de recherche n'a quasiment jamais manqué de passionner un *fellow*. Alors on s'est mis à débattre bien sûr en anglais et rarement en français. La solitude linguistique brisée momentanément révèle le niveau de maîtrise de son sujet puisqu'on s'oblige à traduire catégories et concepts mais surtout à trahir le moins possible. « Traduire oblige à penser ! » pour reprendre le thème d'une des tables rondes de l'inauguration de la jumelle française du Wiko, l'IEA de Nantes.

Non seulement un certain effort était requis pour comprendre les questions toujours aussi précieuses que sophistiquées dont les difficultés ne tiennent pas uniquement à la langue. En dépit de la qualité pédagogique des cours qui nous sont donnés dans la langue de Kant, dès que l'allemand s'invite dans la conversation, j'ai l'impression que l'anglais est ma langue maternelle. Heureusement qu'il m'a été souvent donné de prendre un mo-

ment de repos linguistique grâce à la constitution d'un « groupe francophone » au restaurant ou au ciné-club. Le joyeux dialogue des multiples langues du groupe dans ce dernier espace où nous avons longuement dialogué avec le réalisateur sénégalais Sembène Ousmane m'obligea, dans mon rôle de passeur culturel, à traduire les multiples langages culturels que le cinéaste met en œuvre dans sa production.

La solitude physique ! L'hiver a été rigoureux, venant ajouter à mon enfermement. J'ai passé de très longs week-ends solitaires puisque j'avais décidé de limiter le contact avec la communauté sénégalaise pour ne pas être avalé par les sociabilités que j'avais laissées au pays. Je ne brisais cette solitude accentuée des weekends que par les fictions littéraires sur Saint-Louis ou la musique classique sénégalaise.

Evidemment, tout n'a pas été que solitude durant ce séjour et c'est justement dans le champ des échanges académiques que celle-ci s'est le plus brisée. Je n'ai jamais autant échangé durant ces vingt années d'engagement académique. Je n'ai jamais été confronté à autant de questions, d'interprétations sur les sujets les plus divers. On se retrouve certains soirs saouls de questions qui, tout en restant sans réponses, nous font renouer avec le métier de chercheur. Chaque réponse ouvre la piste à mille autres questions. Atmosphère de débats ininterrompus de la table du restaurant à la salle des colloques, tout est sujet à débats. Je n'avais jamais pensé que j'aurais été aussi passionné par un exposé sur les couleurs des papillons ou l'écholocation des chauves-souris. Ces sujets si éloignés de mes préoccupations scientifiques avaient quelque chose de commun dans leur exposition par des spécialistes venus de tous les horizons. En fin de compte, j'ai eu le sentiment que la séparation du savoir en diverses disciplines souvent prisonnières de solitudes même productives avait besoin d'un espace de dialogue pour rappeler leur identité partagée. Il m'a été donné de l'expérimenter largement au cours de cette année de solitude à nulle autre pareille dans ma vie académique. En dépit de ses vicissitudes certaines, la solitude demeure intrinsèquement une condition *sine qua non* de la fécondité de la pensée.



MY YEAR IN WIKO-LAND, 2008–2009  
ROBERT L. TRIVERS

---

Born in 1943 in Washington, DC. Education: 1972, Harvard University, Biology, Ph.D.; 1965, Harvard University, History, B.A.; Employment History: 1999–present, Adjunct Professor of Pediatrics, UMDNJ; 1994–present, Professor of Anthropology and Biological Sciences, Rutgers University; 2005 (spring), Visiting Professor of Psychology, Harvard University; 1978–1994, Professor of Biology, University of California, Santa Cruz; 1975–1978, Associate Professor of Biology, Harvard University; 1973–1975, Assistant Professor of Biology, Harvard University; 1971–1972, Instructor in Anthropology, Harvard University. – Address: Department of Anthropology, Rutgers University, 131 George Street, New Brunswick, NJ 08901-1414, USA. E-mail: [trivers@rci.rutgers.edu](mailto:trivers@rci.rutgers.edu)

I came to Wiko with only one goal – to finish a book on deceit and self-deception. The topic is massive and sprawling, including, on the scientific side, evolutionary theory, animal behavior, neurophysiology, immunology and social psychology, and, much more broadly, airplane crashes, warfare, religion, everyday life and the construction of false historical narratives. I had already done a modest amount of work on the subject, spread over some 35 years, and two years of intensive work after my genetics book was finished (2006). Now was the time to bring together whatever I knew in a single book. I leave Wiko with most of the book in hand.

The environment provided by Wiko is very conducive to work. It is completely supportive, the Bibliothek being the best library I have ever worked with. The fact that books and book chapters are often delivered one day after requested is “aber unglaublich” when you consider how difficult it is to get material not on the Web. Finally, a “sehr gemütl-

che” social environment surrounded us in our daily lives. It is not frequent in my life that I get to drink two bottles of red wine every Thursday evening during an excellent dinner in the company of at least 40 friends and/or Fellows. But to me the most beautiful social part of Wiko occurred behind Villa Walther every afternoon at 16:00 when the children got out from school. The back area is (to my eyes) a children’s paradise, my son loved it when he visited, and I loved watching all the children play while I pretended to work nearby.

Wiko also has a series of rules and although I am not by nature a “regelmäßige” person I followed every one of them because I saw each as being in my self-interest. I accepted no invitations outside of Germany and limited my additional travel to one trip home to handle personal business. Although this was the Darwin year, I turned down invitations to Switzerland (no loss there) and Sweden (ditto) and two to Brazil (painful, I have always wanted to go there). I only gave one on Darwin’s birthday in Göttingen, a city some people regard as a suburb of Berlin. All other lectures were delivered in Berlin itself (including Potsdam).

Even regular attendance at the Dienstagskolloquium was to my great advantage. Not only did I get some writing done during every colloquium except my own, I also learned something very important that I did not know – these days I write best in the morning. Once I noticed this, I changed my schedule so as to try to pretend that there was a colloquium every day and I would leave my apartment in Villa Walther – with its computer, e-mail, internet, telephone and peanut butter safely behind – and sit in the empty colloquium room on Wallotstraße for two hours, allowing myself out only to drink one cup of coffee and to urinate (my rules during the real colloquium). Incidentally, I always split off some degree of consciousness during the lecture itself so as to gain at least a rough idea of what was being said on what kind of subject, but when the “Quatschstunde” arrived (discussion) I bore down on my work with full force. And so also when the room was empty I made sure to go all out during the second hour, same way.

It is my intention to send copies of my book to all 40 fellow Fellows so that, among other things, people can look for any unacknowledged material that their talks may have added, but I do warn those lecturing in German that New York copy editors are a hard-bitten lot and unlikely to let fragments of German, much less complete sentences, escape their knife.

Equally important was direct intellectual help from my fellow Fellows. Holk Cruse, my neighbor, was the first, teaching me in his home the anatomy of the brain by pointing

to various places on his skull. Although I sometimes worried that the anatomy I was learning only applied to a head shaped like Holk's, I soon learned this was not true. Holk also put me onto the latest fMRI work showing how long the delay is between unconscious initiation of motor activity and conscious awareness.

The next was a gift from Wiko, five months of Bill von Hippel's very valuable time. Bill is an authority on social psychology, with particular expertise in findings and methodologies relevant to self-deception. Social psychology, in turn, is a vast swamp – at most one out of five papers worth reading, but which ones and why? The area easily threatens to swallow you for two years and with an uncertain outcome. Nothing like that. Bill left Wiko with a 100-page paper we managed to write that, if it did not exactly drain the swamp, at least permitted us to navigate it. I am deeply grateful to him and his family for their fellowship and for the great organizational and conceptual work he has done on the social psychology of self-deception.

In response to my Tuesday colloquium Srinu Narayanan offered to give an hour-long PowerPoint presentation to Bill von Hippel and myself on the neurophysiology of deceit and self-deception. In the process, he taught me some fundamental things about the larger subject of neurophysiology. For example, far too many articles (almost half of those on social neurophysiology) make an elementary error – they use the same data that they used to calibrate their measurements to test predictions regarding these measurements. This is logically illegitimate and leads to artificially inflated correlations, as is easy to prove.

Thomas Metzinger also went well beyond the minimum. When Bill and I asked him for a half-hour session on the function of consciousness, he gave us instead an hour's PowerPoint on the key findings and graced this with the gift of his book on the subject, *The Ego Tunnel*. Other Fellows contributed according to need and expertise. Although Roger Chickering first taught me the meaning of the word "hectare", this was just to upgrade an ignorant person. He also kindly read my chapter on "Self-deception and war", contributing both valuable corrections and key references. He too gave me a book. Other biologists made specific additions to my knowledge, Cynthia Moss on mimetic moth warning calls to bats, for example, Patrik Nosil on the evolution of both food and sex mimicry in the orchids and John Kennedy on the structure of psychology and of the art of the blind. Ibrahim Thioub contributed a paragraph on the Sufi small (outer) *jihad* and the greater (inner) one. Other help I await in the future.

Contacts in Germany outside of Wiko also proved very valuable. I am now working with two scientists at the Max Planck Institute for Human Development in Berlin-Dah-



lem who have completed the first of a set of experiments on self-deception they designed in response to the lecture I gave there. More importantly, when giving the Darwin lecture in Göttingen, I had the chance to share a glass of wine or two with the head of Georg-August University, one of the sponsors of my talk. Kurt von Figura is one of the world's authorities on the lysosome and it turns out that the lysosome plays a key role in our immune system, something I had never known. In the best "Schnellkurs in Biologie" that I have ever received, I learned that 10% of all of the protein we produce is immediately degraded in the lysosome. This otherwise wasteful-looking procedure permits internal parasites such as viruses to be detected, when otherwise you could not tell them from self, while earlier stages of lysosome development, e. g. after engulfing a bacterium, permit the same recognition for bacteria. In ten short minutes, the man taught me more immunology than I had learned in the preceding 20 years. I begged him not to cast me adrift. He went to his enormous Presidential office, took out a huge Max Planck directory, flipped to a given page and said, "Stefan Kaufman, you go see Stefan Kaufmann at the IMPRS for Infectious Diseases at the Hauptbahnhof in Berlin". "Jawohl, mein Herr," my heart answered and a short two weeks later I was learning yet more immunology from Stefan and his top assistant. Von Figura has already read my chapter on the "immunology of self-deception".

On a somewhat related topic, I published a small book this spring showing that a major paper of mine, published in *Nature* in 2005, on bodily symmetry and dance, is a complete fraud (*The Anatomy of a Fraud: Symmetry and Dance*). Here Horst Eidenmüller gave me very valuable counsel regarding the problem of being sued for libel in the various jurisdictions of the world, in one of which the ultimate defense is the so-called "Italian Torpedo", about which perhaps the less said the better. And Horst acted as the good counselor on one or two other lego-social matters that arose during my tenure.

Finally, I also learned many things not directly related to my book. Karin Mölling taught me a world of virology, and without Anna Konik how would I know what a performance artist is – or what striking visions they can achieve? In summary and in short, I benefited enormously from my visit here, my book was written and my life was greatly enriched by numerous new friends and contacts. I am most grateful.



BERLIN, TENNESSEE  
FRANCISCO ÚBEDA DE TORRES

---

Francisco Úbeda, born in Madrid, got his M.Sc. at Oxford and his Ph.D. at Harvard working on evolutionary models of intragenomic conflict. Currently he is an Assistant Professor in Evolutionary Biology at the University of Tennessee, Knoxville. – Address: Department of Ecology and Evolutionary Biology, University of Tennessee, 403 D Austin Peay, Knoxville, TN 37996-1610, USA. E-mail: fubeda@utk.edu

“Where is Grunewald?” I asked a German friend of mine who lived in Berlin for two years a few days before departing to Berlin.

“Never been there,” she replied.

“19 Wallotstraße, Grunewald, bitte,” I told the taxi driver at the airport.

Halfway through my taxi ride, I asked the driver, “Is Grunewald close to Mitte?”

“Not at all,” he responded.

I started regretting not checking where Grunewald was located before accepting the fellowship when the driver stopped in front of the main building of the Wissenschaftskolleg.

“That’s not bad for being in the middle of nowhere,” I thought.

It took me a few days to understand that being in the middle of nowhere was the cornerstone to the uniqueness of the experience at the Wissenschaftskolleg.

The cafés, the restaurants, the theatres ... were only a train ride away in the S-Bahn, but far enough to guarantee that the main source of entertainment were the other Fellows. Movie projections, poetry reading, conversation over coffees, conferences, parties

were all available within the confines of the Kolleg, and Berlin was reserved for the weekends.

Within the Kolleg, daily life was similar to that experienced at Oxford and Cambridge colleges – a mixture of academics versed in all sorts of disciplines sharing their time over lunch, dinner and any working environment. But in contrast to the aforementioned institutions, the atmosphere among academics was extremely friendly. It even seemed that they care for each other. The staff contributed to that atmosphere by attending with infinite patience to the most unusual requests from all Fellows.

I took advantage of the working atmosphere and the exceptional service provided by the librarians to advance my research on intragenomic conflict. In particular I worked on modelling the evolution of genomic imprinting as a result of social interactions between individuals in structured populations.

What are imprinted genes doing in the adult brain? Genomic imprinting is when a gene's expression depends upon the parent of origin. This effect seems to be driven by evolutionary conflicts between genes inherited via sperm versus egg. The prevailing theory for the evolution of genomic imprinting, the kinship theory, emphasizes conflicts over the allocation of maternal resources, and focuses upon genes expressed in the placenta and infant brain. However, there is growing evidence that imprinted genes are also expressed in the adult brain, after cessation of parental care.

Recent research suggests that imprinted genes underpin neurological disorders of the social brain, such as psychosis and autism. In my research I advance the kinship theory, developing an evolutionary model of genomic imprinting for social behaviour. I consider the role of demography and the mating system, emphasizing the importance of sex differences in dispersal and variance in reproductive success.

My work predicts that, in hominids and birds, altruism will be promoted by paternally-inherited genes and egoism will be promoted by maternally-inherited genes. In non-hominid mammals we predict more diversity, with some mammals showing the previous pattern and others showing the reverse. I discussed the implications for the evolution of psychotic and autistic spectrum disorders in human populations with different social structures.

While completing this research, I established the basis for extending this research.

The Kolleg bestowed upon me a unique opportunity to discuss my views on evolutionary theory with Fellows working in related areas, including Robert Trivers, Raghavendra Gadagkar, Srinivas Narayanan and Jim Mallet. Most interestingly, the experience

exposed me to the other Fellows' research that ranged from what percentage of a Pringle's potato chip is made out of potatoes to the intimate life of French traders in 19th-century Senegal. As a young researcher it was a special opportunity to get work done in an extremely supportive and creative environment.

During the farewell party organized by the Fellows, I could not avoid being intoxicated by that warm feeling, reminiscent of my adolescent experience during summer camps. Accompanied by the chords of another summer anthem "YMCA", the Wissenschaftskolleg turned off the light for the 2008–09 Fellows.



GRUNEWALD: THINKING OF ITS PAST  
AND PRESENT  
SHULAMIT VOLKOV

---

Shulamit Volkov, Professor of Modern History and incumbent of the Konrad Adenauer Chair for Comparative European History at Tel Aviv University, Israel. Member of the Israel Academy of Science and the Humanities. Served as Head of the Institute for German History and the Graduate School of History at TAU. She was a Fellow at the Wissenschaftskolleg zu Berlin in its second academic year, 1982/83, at the Historisches Kolleg in Munich, as well as in St. Antony's College, Oxford, L'École des hautes études en sciences sociales, Paris, and Columbia University, New York. Published books and essays on German social history, German Jewish history and the history of anti-Semitism; on issues in the history of the Enlightenment, and on the historiography of National Socialism. Her last book, *Germans, Jews, and Antisemites. Trials in Emancipation*, appeared at the Cambridge University Press in 2006. — Address: Department of History, Tel Aviv University, Ramat Aviv, Tel Aviv, 69978, Israel. E-mail: volkov@post.tau.ac.il

The invitation to spend three months at the Wissenschaftskolleg arrived a few months before I agreed to write a biography of Walther Rathenau for a book series planned by Yale University Press. Although I had already given another topic as the centre of my work at the Kolleg, this switch, so I felt, could only be welcome to my hosts. After all, there couldn't be a more appropriate location for thinking and writing about Rathenau. The little memorial stone, placed near the spot at which he was shot to death, can almost be seen from the windows of the Kolleg. It is just around the corner. His elegant villa, Koenigsallee 65, is a short walk down from the Kolleg, a bit further than the Hagenplatz,

almost across the street from the Vienna Café, where I often met some Fellow colleagues when our home restaurant was closed or on one of these rare free afternoons.

Rathenau's grandparents, moving to Berlin from the Mark Brandenburg early in the 19th century, lived in the more central Tiergartenviertel, on Victoriastraße 3, no longer an address in modern Berlin. When his father began an independent industrial career, rather unsuccessfully at first, the family lived in close proximity to the plant on the Chausseestraße, in what was then considered the northern part of the city, and it was only much later that Walther's father, Emil Rathenau, by then one of Germany's most prominent industrial magnates and head of the famous AEG, decided to move back to the old family quarters. He then enlarged and redecorated it to fit his new status, but at the same time, in fact, forced Walther out, since he had been living there upon his return to Berlin in 1900. It was then that the son decided to join so many of Berlin's economic and cultural elite by moving to Grunewald, into a small but impressive new villa he had designed almost entirely by himself. A year earlier, the young and by then successful entrepreneur had bought the pretty Schloss Freienwalde, some 50 kilometres east of Berlin, a Hohenzollern property from the early 19th century, meant to serve him as refuge for life as a thinker and social critic, away from all daily business affairs. But city life proved too attractive, and giving up the privileges attached to it was easier said than done for a man of Rathenau's economic means and social connections. After all, by that time he was an established member of the imperial elite of the Prussian capital, with many visible and invisible ties to its unique lifestyle.

From my own leisurely scholarly life at the Kolleg, in the midst of that same Grunewald, I began to reconstruct this lifestyle. Moving west, I found out, was truly "in" at that time, despite the distance from the centre of town and the unmitigated suburban conditions and atmosphere that characterized the new neighbourhood. Even today it must be considered somewhat remote and in many ways inconvenient. Shopping for the most basic commodities, as we have all experienced, requires a long walk; carrying it all home was surely a task only for maids and servants in these distant times. Still, West Berlin had grown rapidly and soon many of Berlin's "who is who" were living there. From the documents I was reading, while enjoying its peace and quiet, emerged something quite different from the present idyll. Surely, in comparison to the life we were leading as Fellows at the Wissenschaftskolleg, life in Grunewald was much more hectic a hundred years ago – indeed, unbelievably hectic.

Rathenau himself kept up a huge private correspondence and a partial diary. He often commented on his social life. But doubtlessly, the best witness to the milieu in question was the man best known as his biographer, Harry Graf Kessler. Kessler, in contrast to Rathenau, did indeed live a life of leisure, making sure to fully record it for posterity. Surprisingly, indeed, it seems that the busy industrial, commercial and financial barons who made up the local elite enjoyed as much social intercourse as did this artistic dandy. Networking seems to have been one of their most important preoccupations.

They met for long breakfasts not only on weekends but on weekdays, too. Then came lunches, often at the elegant Berlin Automobile Club or the Adlon Hotel, where business affairs were interwoven with socializing. And in the evening they were sure to meet again, sometimes till the early hours of the morning. Everyone was inviting everyone else, though of course some hosts, or rather hostesses, were considered more desirable than others. Some, indeed, enjoyed particularly privileged positions, if their wives were capable enough or ambitious enough to run a proper “salon”. Members of the elite could meet each other daily in such a posh environment, enjoying luxurious meals, the best wine and often the most brilliant conversation. As befitting the upper class of the time, property *and* “Bildung” had to be displayed in such gatherings, and in order to reach the right mix, a clever hostess would make sure to have both her husband’s business colleagues and an assortment of intellectuals and artists at hand. Men of letters, theatre directors, actors or critics, musicians and painters, some of them far from prosperous, were constant guests in these soirées. Dinner was often served after a theatre premier or a concert, while on other occasions private performances – by amateurs or professionals – were given at the private salons themselves. Strikingly, only few academic men were invited. A small number actually lived in Grunewald, but most remained outside Germany’s high society. The likes of us, men and women of the Wissenschaftskolleg, would have probably been considered far too boring.

Interestingly, Jews were not excluded. Many of those included, to be sure, were baptized, but – like Rathenau – many were not. This did create some awkwardness. In some homes, usually in the predominantly aristocratic setting, Jews were less than welcome. But the prosperous and successful among them, known to be entertained even by the Kaiser, though only rarely of course, could not be entirely shut out. In addition, some of the more impressive salons were kept by rich and prominent Jews, such as the Fürstenbergs, the Friedlaender-Fulds, the Mendelssohns, Felix and Lili Deutsch, soon to become Rathenau’s only lover, and others. Edith, Walther’s younger sister, married to Fritz An-

drae, a wealthy banker in his own rights, held an “open house” every Sunday afternoon in her sumptuous Grunewald residence. In a later memoir, her daughter reported how Edith used to put together her guests’ seating order “according to culture” and then “according to posts and honour”. Thomas Mann and his wife, the Hauptmanns, Wolfskehl, Wedekind, Hofmannsthal and sometimes Rainer Maria Rilke represented the literary world; Edwin Fischer, Busoni, Furtwängler the musical side; Lovis Corinth, for instance, was among the painters, and then came politicians, bureaucrats of the highest echelon and occasional attractions such as Einstein, Max Reinhardt and more. The obvious guests, that is the business colleagues of Edith’s husband and the assortment of wealthy neighbours, were taken for granted, not even mentioned in this list. Clearly they were present too, together with the much-beloved uncle, Walther.

It is hard to imagine how anyone had time to work with all those goings-on. Rathenau, for instance, was on the board of no less than 86 German and 21 foreign companies since the mid 1900s, in addition to his duties as member of the Board of Directors of the Berliner Handelsgesellschaft and the Supervisory Council of the AEG. At the same time, he was writing shorter and longer essays mostly for Maximilian Harden’s *Die Zukunft*; he kept up his correspondence and had time to paint, rather surprisingly well, beautiful oil portraits and pastel landscapes. Work, to be sure, included a lot of travelling, too, by train and by boat, all rather leisurely and very time-consuming. Moreover, travelling was undertaken not only for business but for pleasure, too. A summer month in the mountains, on the North Sea coast or occasionally on the Italian Riviera, was a must, and more or less prolonged stays “to take the water” in one of the many Central European spas was likewise unavoidable, especially for those more advanced in age. Many members of the elite also kept their own country houses, some of them impressive mansions, often quite far away from Berlin, using them as locations for extended vacations, to which friends and relatives were invited to recuperate and be entertained. The familiar city gatherings were re-enacted there, with the added pleasures of nearby nature, hiking, swimming and the like. Thus, one’s social network could be maintained, even improved, by being away. Life was constantly and everywhere lived within the same social milieu. The rest of the world, in fact all those who were not part of this network, must have seemed far away, a foreign country, indeed.

Economic interests played an important role in all that, no doubt. As the economy and politics grew nearer, during this period of “organized capitalism” late in the 19th century, political interests were gaining in significance, too. But it was family ties that made up the



most substantial part of this networking, and family interests were inseparable from the life of the elite to a degree unimaginable today. My attention was attracted to this fact by observing Rathenau's life. For years, Walther's social circle was almost entirely composed of sons of his parents' relatives, colleagues and neighbours. In the many letters to his mother, the young Rathenau repeatedly tells of evenings at the homes of his parents' acquaintances, who made sure to invite him, introduce him to their own relatives, thus preserving a closely knit social milieu. Rathenau himself never married, but endogamy was clearly an important aspect of this system. Having worked rather intensively on the social history of German Jewry, I always assumed that endogamy was particular to them, a tactic in the struggle against assimilation. Endogamy, however, was in fact generally common among members of the imperial elite, regardless of confessional belonging. Once I noticed it, examples began to pile up. Hugo Stinnes, surely one of Germany's most powerful industrialists, both before and after the First World War, though not a Berliner, was related to his wife Cläre on his mother's side. The two met while their families were on a joint vacation, and much of their social life remained within the family, even when Hugo's business grew to enormous proportions. Max Weber, to take another example, had little in common with either Rathenau or Stinnes, but his too was a well-established family of the educated upper bourgeoisie, and here too, family connections were the centre of social life. Max was first engaged to one of his cousins, but then married another relative, Marianne, who had lived in his parents' household for years prior to their engagement. Examples from among prosperous Jews are particularly easy to find, no doubt. Max Warburg, the Hamburg-based Jewish banker, married a relative from the Altona branch of his own family and much of his business and social life was conducted in the company of his relatives – close and distant. The picture is similar for other wealthy Jewish families: the Tietzs, the Walichs and many more. The Rathenaus were no exception. To be sure, the AEG was not a family business, but family considerations played a major role in every move. In some ways, the Berlin-based elite I was describing functioned like an extended family, busily keeping contacts alive, constantly interacting, finally also exerting its influence on wider social, economic and political circles.

Most of the men involved had no official posts but they were often consulted and learned to use their unofficial, social ties for their own benefit, sometimes – as in Rathenau's case – also for what they deemed the country's benefit. It was these connections that decided much of Germany's fate prior to the First World War. Grunewald's peaceful and lovely appearance conceals a potent history, from the alliance of the richest,

most powerful and often also most cultivated, mainly interested in preserving the status quo, to the tragic events that transpired at the Grunewald train station under Nazi rule. Like so much of pre-World War I Germany, the solidarity, even the intimacy among the members of this close-knit elite disappeared without a trace. Behind the façade of luxury and culture in the streets of Grunewald there must have always lurked a great deal of suspicion and affectation, much egotism and pretence. There is no point in nostalgically thinking of all that fraternization: the concerts, the brilliance, the good living. In many ways our own Grunewald, reconstructed, at least partly democratized, much less grandiose and glamorous than that of the Kaiserreich, is a better place to spend one's life. In any case, my three months' stay, moving between Wallotstraße 19 and Koenigsallee 20 along the Dianasee, learning about Rathenau's life, were far too short. I was only beginning to comprehend the combination of attraction and distaste that I felt towards that Grunewald of his and mine. I keep trying to decipher its meaning; I keep thinking about it.



HIER UND ANDERSWO  
BERNHARD WALDENFELS

---

Geboren 1934 in Essen. Studium der Philosophie, Psychologie, klassischen Philologie und Geschichte in Bonn, Innsbruck, München und Paris. Habilitation 1967 in München. Seit 1976 Professor für Philosophie an der Ruhr-Universität Bochum. Gastprofessuren u. a. in Hongkong, Louvain-la-Neuve, New York, Prag, Rom, Rotterdam und Wien. Mitbegründer der Deutschen Gesellschaft für phänomenologische Forschung. Veröffentlichungen in Auswahl: *Phänomenologie in Frankreich* (1983); *Ordnung im Zwielficht* (1987, engl. 1996); *Der Stachel des Fremden* (1990); *Antwortregister* (1994); *Deutsch-Französische Gedankengänge* (1995); *Studien zur Phänomenologie des Fremden*: 4 Bde. (1997–99); *Das leibliche Selbst* (2000); *Bruchlinien der Erfahrung* (2002); *Phänomenologie der Aufmerksamkeit* (2004); *Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden* (2006); *Schattenrisse der Moral* 2006; *The Question of the Other*, Hong Kong Lectures (2007); *Philosophisches Tagebuch* 2008. – Adresse: Isabellastraße 23, 80798 München.

E-Mail: Bernhard.Waldenfels@rub.de

„Ich gehe, also bin ich.“

„Die Fremdheit beginnt im eigenen Hause.“

Ein Aufenthalt von drei Monaten zwingt zur Konzentration zumal, da es eine gewisse Zeit braucht, bis man merkt, dass mit *Wiko* kein italienischer Philosoph gemeint ist, sondern ein häusliches Markenzeichen, und da man beim Wissenschaftskolleg *zu Berlin* leicht ins Sinnieren gerät, ob dies nicht vielleicht eine neue Variante sei zum König *in und von Preußen*. Verwirrend sind auch diese vielen eher ausladenden als einladenden Villen, nicht wenige mit weißen Schildern versehen, die an vertriebene und enteignete

Bewohner erinnern, dazu Bahngleis 17 im Bahnhof Grunewald und das Mahnmal für Rathenau gleich am Ausgang der Wallotstraße. All dies verhindert, dass sich eine falsche Idylle breitmacht. Das „Hier und Anderswo“, das mir als Leitmotiv dient, gewinnt einen vielfältigen Sinn, sobald man das Villenviertel betritt.

\*

Das Projekt „Phänomenologie von Ort und Raum“, das mich meinen Aufenthalt über beschäftigt hat, zielt darauf ab, den Raum selbst in Bewegung zu bringen. Der Raum ist nicht etwas, das sich mit diesem und jenem füllt wie ein starrer Behälter. Wir sind nicht lediglich irgendwo an einer Stelle im Raum, wie sie der Beobachter in seinen Protokollen verzeichnen mag, sondern wir befinden uns selbst leibhaftig hier an Ort und Stelle. Hier ist dort, wo sich befindet, wer „hier“ sagt. Doch wer sich hier aufhält, ist zugleich dort, wo er war oder sein könnte. Der Aufenthalt ist selbst eine Bewegung, die an sich hält. Das Hier und Jetzt bezeichnet einen Ort, der als Aufenthaltsort zugleich ein Durchgangsort ist, ein *lieu de passage*, der seine Herkunfts- und Ankunftsorte mit sich führt. Jede Ortsansässigkeit hat etwas Ortsflüchtiges, ähnlich dem eigenen Leib, der in der Zweifältigkeit eines Leib-Körpers bestimmte Züge eines Fremdkörpers aufweist. Der Mensch ist ein „denkendes Schilfrohr“, wie Pascal es einst formulierte, „Der Mensch ist nicht Herr im eigenen Hause“, wie Freud es uns heute vorhält. Die leibliche Situierung, die wir an uns selbst erfahren, schließt also nicht aus, dass unser Leib sich in den Raum einfügt wie der Arbeitstisch, der zwei Meter vom Fenster entfernt steht, und wie die Gartenlampe, die des Nachts von der Nachbarvilla her ins Zimmer strahlt.

Jeder Eigenort ist zugleich ein Fremddort. Dazu gehört, dass wir Karten anfertigen und einen Kompass benutzen, um uns in einer Stadt, in einem Lande oder im Universum zurechtzufinden. Karl Schlögels Buchtitel *Im Raume lesen wir die Zeit* ist mir aus dem Herzen gesprochen. Keine Historiographie ohne Geographie, keine zeitliche Orientierung ohne räumliche Orientierung. Das Motto „Ich gehe, also bin ich“, mit dem Gassendi den denkstolzen Descartes auf die Erde zurückholt, spricht für ein Überkreuz von Denken und Gehen, für ein *ambulando cogitare, cogitando ambulare*. Aus dem Off tönt die obstinate Stimme von Thomas Bernhard: „Wir können nicht sagen, wir denken, wie wir gehen, wie wir nicht sagen können, wir gehen, wie wir denken, weil wir nicht gehen können, wie wir denken, nicht denken können, wie wir gehen.“ Man versuche, einem Tausendfüßler das Gehen beizubringen! Das „ich gehe“ verquickt sich unweigerlich mit

einem „es geht“, zum Gehen gehört das mögliche Stolpern, das uns widerfährt, wenn wir aus dem Tritt oder aus dem Gleichschritt geraten. Unsere Bewegungsuhr gehen immer etwas vor oder etwas nach, solange wir uns nicht in triviale Maschinen verwandeln. Tastend bewegen wir uns auf Bahnen und Wegen, die aus der Bewegung selbst hervorgehen. Diese leibkörperliche Bewegung entfaltet ihre Kräfte auch in den Erkundungen der Wahrnehmung, im Bilderspiel der Imagination und im Ausdrucksgeschehen der Sprache. Hier treffen sich phänomenologische Beschreibungen mit der messenden Erforschung biologischer und neurophysiologischer Prozesse, wie sie von einigen meiner Mitkollegiaten durchgeführt wird. Die Inventionen der leibhaftigen Erfahrung finden ihre Stütze in den Phasenverschiebungen und Umschlagpunkten dynamischer Systeme.

Mein eigenes Projekt ist Teil eines größeren Ganzen. Es bildet die erste Hälfte eines Buches, dessen Titel lautet: *Ortsverschiebungen, Zeitverschiebungen*. Mit Hilfe der guten Bibliotheksgeister aus der Weißen Villa konnte ich das Buchmanuskript in Berlin-Grünnewald zum erwarteten Abschluss bringen.

\*

Wer hier ist, ist auch anderswo. Die Thematik, die ich für mein Forschungsvorhaben gewählt habe, verschaffte mir den Vorteil, dass ich immer, wenn ich die Berliner Stadlandschaft durchstreifte, zu Fuß, aber öfters noch per Rad, das gute Gewissen auf meiner Seite hatte. Denn bedeutet dies nicht eine permanente Orts- und Raumforschung? *Moa-bit, Wedding, Tegel; Prenzlauer Berg, Kreuzberg, Schöneberg; Zehlendorf, Wilmersdorf, Charlottenburg* klingen wie Kapitel aus einem Buch. Stationen wie *Gleisdreieck* durchquert man wie eine riesige Verkehrsbaustelle. Als Radfahrer verheddert man sich in toten Winkeln zwischen Gleisanlagen, Kanälen, Schrebergärten und Friedhofsmauern, auch zwischen Resten der ominösen Stadtmauer. Straßennamen, die bis zu sechs- oder siebenmal auftreten, nähern sich Gattungsnamen, wenn man nicht die lokale Individualität von Stadtbezirken hinzufügt. Hohenzollern, Kurfürsten, Oranier, aber auch Mühlen ohne Ende. Wer war Scharnweber, oder was waren Scharnweber? Warum tauchen Kolonnen und Monumente auf Schildern auf wie Kolonnenstraße oder Monumentenstraße? Erleichtert stoßen wir auf den vertrauten Namen des Kleistparks. Wir lassen uns einladen zu literarischen Streifzügen: mit Fontanes Jenny Treibel ein Ausflug von der Luisenvorstadt, die der Fabrikantengattin nicht fein genug war, an den Halensee; mit Döblins Franz Biberkopf chaotische Kreuz- und Quergänge zwischen Rosenthaler Straße und

Alexanderplatz; auch ein Besuch bei Zuckmayers Hauptmann von Köpenick, der wie so mancher Heilige erst spät zu Ehren kam. Schließlich Marlene Dietrich auf dem Friedenauer Friedhof: „Hier stehe ich an den Marken meiner Tage“, daneben das Grab des Modephotographen Paul Newton, der vor seiner Vertreibung schlicht Helmut Neustädter hieß. Das Hier und Anderswo begegnet dem Stadtwanderer auf Schritt und Tritt, auch dort, wo Vergangenes mit seiner Glorie, seinem Horror und seiner Alltäglichkeit nur noch in Spuren aufzufinden ist, wo Hauswände an Grabmäler stoßen und wo Einheimisches, das nie völlig einheimisch war, nun ethnisch überlagert ist wie in den Türkenvierteln von Kreuzberg oder Neukölln.

\*

Was wäre der Raum ohne das Ohr, dem er sich anders erschließt als dem Auge? Was wäre er ohne Klänge und Geräusche, die uns umgeben, die in ihm aufsteigen und versinken, anschwellen und verebben? Was wäre der Raum ohne die Bewegungen unseres Körpers, die es selbst der Hand des Blinden erlauben, in Form von *tactual pictures* den Dingen eine perspektivische Gestalt zu geben und ganze Szenerien zu entwerfen? Es gibt Stellen, wo methodische Forschung und künstlerische Gestaltung sich berühren und befruchten. Was wäre ein Wissenschaftskolleg also ohne den Beistand der Künste? Außergewöhnliche Darbietungen erwarteten uns: das Minguet-Quartett, von Jörg Widmann durch die wechselnden Register der Ton-, der Körper- und der Dingsprache getrieben, ein Japanischer Abend von Toshio Hosokawa und seinen Landsleuten west-östlich bestritten, darinnen ein Violinstück von seltener Inständigkeit, und Bob Dylans Songs, aufgeführt von Heinrich Detering wie eine amerikanische Saga. Dann Anna Konic aus Warschau, die unsere Villa mit ihren Video-Schnappschüssen in eine geheime Schaubühne verwandelte. Dazu kam für mich selbst ein eigener Workshop mit den Theaterwissenschaftlern in Dahlem, bei dem Ort und Raum sich in Spielstätten verwandelten, und die Beratung einer deutsch-polnisch-tschechischen Stadtforschungsgruppe aus dem Studienkolleg zu Berlin, deren Mitglieder sich vorgenommen haben, ihren Städtetinn an dem weithin unbekanntem Tirana zu erproben.

\*

Viele Fäden liefen in unserem Kolleg hin und her, von denen ich einige angedeutet habe. Manche liefen einfach nebeneinander her, auch wegen mangelnder Sprachkenntnisse, von einigen weiß man nicht, wohin sie führen. Es bleiben Fragen, nicht nur große, sondern auch kleine wie etwa die, warum hinter Spandau die Spree als Havel weiterfließt und nicht die Havel als Spree, ob jenseits der historisch belasteten Glienicker Brücke wirklich Brandenburg beginnt, ob der Koenigssee für Münchener, allen Namensklärungen zum Trotz, nicht doch wie ein bayerisches Plagiat klingt, und überhaupt das viele Wasser in Berlin, das Villen in Wasservillen, Straßen in Wasserstraßen verwandelt. Ein Mittel gegen die Trockenheit des „märkischen Sandes“? Ich gebe zu, dass ich mich streckenweise vom Berliner Kolleg ins Berliner Umland verirrt habe, aber kann man Ort und Zeit allein an seinem Schreibtisch oder im Clubsessel erforschen? Jedenfalls verlasse ich das Kolleg mit dem deutlichen Gefühl, zumindest neun Monate hier gewesen zu sein. Vielleicht bedarf es zu einer solch wunderbaren Zeitvermehrung einer Verdichtung des Raumes und einer Verschiebung der Orte. Doch um das herauszufinden, war ich ja hier.

## *Vorträge und Seminarbericht*



ISLAMISCHES FAMILIENRECHT IN EUROPA?  
BEGRÜNDUNGEN UND GRENZEN RECHTLICHER PLURALITÄT<sup>1</sup>  
ANDREA BÜCHLER

I. Einleitung

Einige Zeitungsmeldungen der jüngeren Zeit: Deutschland, *Taz.de* vom 6. 7. 2008: „Harrem könnte bald legal werden.“ Dies im Zusammenhang mit der jüngsten Revision des Deutschen Personenstandsgesetzes, mit welcher die Pflicht, vor einer religiösen Heirat zivilrechtlich die Ehe zu schließen, abgeschafft wurde; *Zeit-online* vom 22. 3. 2007: „Justizskandal: BGB oder Koran?“ Dies im Zusammenhang mit der Argumentation einer Frankfurter Amtsrichterin. Die Richterin verweigerte einer Ehefrau, die Misshandlungen durch ihren marokkanischen Ehemann geltend machte, die Scheidung vor Ablauf des obligatorischen Trennungsjahres (sogenannte Härtefallscheidung). Sie berief sich auf Sure 4 Vers 34 des Korans und argumentierte, demnach könnten Männer ihre Frau schlagen, wenn diese ungehorsam sei. Der Fall wurde der Richterin in der Folge entzogen.

England, *The Independent* vom 4. 7. 2008: „Sharia law ‚coming to Britain‘.“ *Guardian.co.uk* vom 8. 2. 2008: „Uproar as archbishop says sharia law inevitable in UK.“ Dies im Zusammenhang mit Aussagen des Erzbischofs von Canterbury, wonach dem islamischen Familienrecht in England eine gewisse Anerkennung gebühre.

Frankreich, *Le figaro* vom 25. 5. 2008: „L'épouse ment sur sa virginité, son mariage est annulé.“ *La dépêche* vom 31. 5. 2008: „Virginité. Le jugement qui fait scandale.“ Dies im Zusammenhang mit einer französischen Entscheidung, die Ehe eines muslimischen Paares zu annullieren, weil die Frau ihrem Mann verschwiegen hatte, dass sie zum Zeit-

---

1 Vortrag gehalten am Wissenschaftskolleg zu Berlin im Januar 2009. Grundlage ist der Beitrag „Kulturelle Vielfalt und Familienrecht. Die Bedeutung kultureller Identität für die Ausgestaltung europäischer Familienrechtsordnungen – am Beispiel islamischer Rechtsverständnisse“. In *Pluralistische Gesellschaften und Internationales Recht*, herausgegeben von Georg Nolte et al., 215–252. Heidelberg, 2008.

punkt der Eheschließung nicht mehr Jungfrau war. Die Entscheidung wurde später korrigiert.

Schweiz, *eZytig* 2007: „Asylrekurskommission schützt Scharia-Hochzeit! Die Scharia hält Einzug in Europa.“ Dies in Zusammenhang mit einer Entscheidung der Asylrekurskommission, dass eine Eheschließung durch Stellvertreter – und in Abwesenheit der Brautleute – in Ägypten und konform mit dem ägyptischen Recht eine gültige sei, die zum Familiennachzug berechtige.

Die Zeitungsmeldungen zeichnen das Bild eines islamischen Familienrechts, das sich zunehmend in Europa breit macht. Spätestens seit den verstärkten Migrationsbewegungen aus Ländern mit einer muslimischen Mehrheitsbevölkerung werden die Spannungsfelder zwischen kultureller Vielfalt und Gleichheit, zwischen Autonomie und Inklusion sichtbar. Damit verbunden sind Empfindungen der Bedrohung auf allen Seiten: die Migrationsbevölkerung fürchtet den Verlust kultureller Identität, die einheimische Bevölkerung den Verlust gesellschaftlicher Kohäsion. Der Islam ist zurzeit die Signatur einer Erschütterung, der Inbegriff dessen, was die Errungenschaften der Moderne bedroht. Das Familienrecht erweist sich als ein Gebiet, das die Spannungsfelder besonders deutlich zutage fördert. Dafür gibt es mehrere Gründe. Erstens wohl deshalb, weil das Familienrecht als kulturell gebunden und identitätsstiftend betrachtet wird. Zweitens aber auch deshalb, weil Modernität in Europa gerade im Familienrecht hart errungen wurde. Die Errungenschaften europäischer Familienrechte sind jung und mithin noch brüchig, wenn man zum Beispiel bedenkt, dass das Schweizerische Zivilgesetzbuch bis 1988 festhielt, der Mann sei das Familienoberhaupt, die Frau habe den Haushalt zu führen und erhalte lediglich ein Drittel des güterrechtlichen Zugewinns.<sup>2</sup> Die Abwehrhaltung gegenüber „dem Fremden“ kann demnach auch als ein Prozess der Selbstvergewisserung gelesen werden. Drittens werden in modernen Staaten offen formulierte religiöse Begründungsmuster für rechtliche Regelungen geradezu reflexhaft abgelehnt.

Die thematische Verknüpfung von kultureller Vielfalt und Familienrecht ist komplex. Die Reaktionsweisen europäischer Rechtsordnungen auf die neuen Herausforderungen sind vielfältig, häufig apologetisch, selten theoriegeleitet. Die theoretischen und praktischen Herausforderungen, die kulturell und religiös plurale Gesellschaft zwingen zur Evaluation familienrechtlicher Konzepte.

---

<sup>2</sup> Art. 160 a ZGB und Art. 214 a ZGB.

Der Komplexität will ich im Folgenden nachgehen. Ich werde mich den Wirrungen des Internationalen Privatrechts widmen. Es folgen sachrechtsbezogene Überlegungen, die Beschreibung verschiedener Stufen familienrechtlicher Integration kultureller Identität und rechtspluralistischer Modelle, um schließlich weniger instituts- und mehr verfahrensbezogene Zugänge zu erwägen.

## II. Grundlagen

### A. Von der Semantik kultureller Identitäten

#### 1. Abstraktionen und binäre Codes

Im Zentrum der Debatte um islamisches Recht in Europa steht der Topos der kulturellen und religiösen Vielfalt. Die Semantik der kulturellen Vielfalt schließt das Andere in verschiedener Gestalt ein. Die Inklusion setzt allerdings zunächst die Unterscheidung voraus. Was ist sie, die kulturelle Identität, die das Selbst von dem Anderen zu trennen vermag? Einerseits expressive Emanation des Persönlichen. Andererseits Konstrukt, aufgerufen, sich unentwegt im sozialen Kontext zu reproduzieren. Die öffentlich praktizierte und medial inszenierte binäre Logik der Selbst- und Fremdzuschreibungen hat große gesellschaftliche Wirkungsmacht, sie lässt in den zeitgenössischen Vorstellungen fassbare oder doch im kollektiven Gedächtnis von Aufnahme- und Zuwanderungsbevölkerung abgelagerte soziale Konstruktionen entstehen. Die in einer Binarität gefangenen Wahrnehmungen und Zuschreibungen tragen wesentlich zu verdinglichten Abstraktionen bei, zum Beispiel *dem* Islam. Es kommt auch zu Prozessen forcierter Identifikation oder Abgrenzung. Türkinnen, Pakistaner, Nordafrikanerinnen und Malaysier werden trotz sprachlicher und kultureller Besonderheiten auf die gemeinsame Religionszugehörigkeit reduziert und zu einem Kollektiv erklärt.

#### 2. Die Renaissance und Pluralisierung von Religion

Im diskursiven Kontext der kulturellen Vielfalt erfährt *Religion* tatsächlich eine Renaissance, sie ist ein zunehmend wichtiges Identitätsangebot. Gerade Diasporagemeinschaften betonen durch imaginäre wie konkrete Rückbezüge auf ihre Heimat, durch Embleme wie das Kopftuch die Kontinuität religiöser Herkunftsidentitäten. Das Bewusstsein der Religionszugehörigkeit entwickelt oder verstärkt sich häufig erst in der Emigration. Ob von der „Rückkehr der Religion“ oder lediglich von deren Transformation ausgegangen wird: unbestritten scheint, dass Religion verstärkt Öffentlichkeit und rechtliche Beach-

tung reklamiert und dass religiöse Bezüge vielfältiger, europäische Gesellschaften in ethnischer und religiöser Sicht deutlich pluraler geworden sind.

### 3. Fokus auf Differenz und Prozesse der Globalisierung

Kultur ist unstreitig mit historisch und gesellschaftlich spezifischen Sinngebungen ausgestattet. Aktuelle Kulturkonzepte europäischer Länder scheinen auf Differenz ausgerichtet. Das kann als Anerkennung der Kultur als sinnstiftender Bereich von Lebensorientierung gedeutet werden. Doch mitunter geht damit auch die Vorstellung einher, es gäbe für sich stehende, voneinander getrennte, geschlossene, übersubjektive, mit je spezifischen Logiken ausgestattete, nach innen uniformierend wirkende Entitäten. Im rechtlichen Diskurs wird gleichsam Kongruenz der so verstandenen Kultur mit nationaler Zugehörigkeit vermutet. Dies ist freilich in verschiedener Hinsicht eine Verkürzung. Kultur ist keine ontologische Evidenz oder anthropologische Konstante. Nicht zuletzt mit der Globalisierung geht eine Verschiebung jener Räume einher, die der Identitätsbildung dienen. Supranationale Räume lassen grenzüberschreitende, kosmopolitische Identitäten entstehen: universal, hybrid, polyphon und ubiquitär. Zugleich formieren sich subnational defensiv ausgerichtete Identitätsentwürfe, die regelmäßig auf primordiale Kategorien wie ethnische und religiöse Zugehörigkeit rekurrieren: lokal, authentisch, homogen. Jedenfalls sind beides, sowohl die gesellschaftliche Pluralisierung wie die Ethnisierung sozialer Felder, Manifestationen der Globalisierung.

### 4. Familienrecht im islamischen Kontext

Im islamischen Kontext ist das Familienrecht zentral. Seine besondere Bedeutung für die Gegenwart erklärt sich daraus, dass es denjenigen Bereich der Scharia darstellt, welcher erfolgreich gegen die Verdrängung durch europäische Rechte während der Kolonialzeit verteidigt werden konnte. Es blieb anders als andere Rechtsgebiete weitgehend unangestastet. So wurde das Familienrecht für Musliminnen und Muslime zum Symbol kollektiver Identität, und seine Befolgung bildet noch heute für viele den Kern dessen, was es heißt, Muslimin, Muslim zu sein. Das Familienrecht ist freilich in den islamischen Ländern selbst ein Instrument patriarchaler und konservativer Macht und Politik, gleichzeitig ist es unverzichtbarer und schützender Ordnungskern jeder kleineren und größeren Familieneinheit. Das Familienrecht gilt aber auch einfach deshalb als Herzstück des islamischen Rechts, weil es das Rechtsgebiet mit der größten Regelungsdichte in den ranghöchsten Quellen ist, was heißt, dass von den Versen im Koran, die rechtliche Aspekte

ansprechen – und das sind im Verhältnis zum Gesamttext nur sehr wenige – zahlreiche familienrechtlichen Fragen gewidmet sind.

## B. Gibt es ein Recht auf kulturelle Identität im Familienrecht?

Ausgangspunkt für die Frage „Islamisches Familienrecht in Europa?“ ist demnach die Feststellung, dass das islamische Familienrecht auch Musliminnen und Muslime in nicht-islamischen Ländern prägt.

Und dies fällt in Europa grundsätzlich auf fruchtbaren Boden, denn die kulturelle und religiöse Identität hat einen menschenrechtlichen Gehalt mit solidem normativen Fundament. Sie ist völkerrechtlich fest verankert, so in der Europäischen Menschenrechtskonvention, in der UN-Kinderrechtskonvention zum Beispiel.<sup>3</sup> Zwar gelten Menschenrechte universell, weshalb sie nicht unter Berufung auf Kultur und kulturell begründete Praktiken relativiert werden können. Aber Menschenrechte sind in ihrer emanzipatorischen Ausrichtung auf eine Vielfalt von Lebenswegen, Lebensformen und Weltanschauungen angelegt, indem sie die gleichberechtigte Selbstbestimmung des Einzelnen anerkennen und schützen. Freiheitsrechte garantieren dem Menschen den Raum zur Entfaltung unterschiedlicher Lebensformen. Und so ermöglichen sie auch die Entfaltung kultureller Vielfalt durch die gemeinsame Ausübung individueller Freiheiten.<sup>4</sup>

Wenn nun islamisches Rechtsverständnis religiös determiniert und Religion als der kulturellen Identität immanent verstanden wird, so folgt daraus die Notwendigkeit, sich dem Spannungsfeld von Recht und Kultur anzunehmen. Sollte sich die gesellschaftliche Pluralisierung durch Zuwanderung auch im Recht spiegeln? Wie sind familienrechtliche Homogenität und kulturelle Identität zu vereinbaren? Welche Bedeutung haben Rechtsnormen, Rechtserwartungen und Rechtspraxen islamischer Prägung im europäischen Familienrechtskontext? Besitzen europäische Familienrechtsordnungen die Offenheit, kulturelle Vielfalt zu integrieren? Dies sind einige der großen Fragen, die sich den Familienrechtsordnungen Europas stellen.

---

3 Art. 8 Abs. 1 EMRK (Recht auf Achtung des Privat- und Familienlebens); Art. 9 EMRK (Gedanken-, Gewissens- und Religionsfreiheit); Art. 29 Abs. 1 lit. c UN-KRK. Weitere Anhaltspunkte enthalten Art. 7 8 und 21 lit. b UN-KRK.

4 Grundlegend: Bielefeldt, Heiner. *Menschenrechte in der Einwanderungsgesellschaft: Plädoyer für einen aufgeklärten Multikulturalismus*. Bielefeld, 2007.

### C. Pluralisierung von Familienformen und familienrechtliche Öffnung

Und wie sehen diese europäischen Familienrechtsordnungen aus? Familienformen unterliegen in den europäischen Ländern seit Jahrzehnten einem tiefgreifenden Wandel. Die soziodemographischen Eckdaten, die diesen Wandel dokumentieren, sind hinlänglich bekannt: steigende Scheidungsziffer, sinkende Geburtenrate, wachsende Zahl nicht-ehelicher Lebensgemeinschaften, Einelternfamilien und Stieffamilien. Kennzeichnend für gegenwärtige Lebensentwürfe ist „eine widersprüchliche Mischung aus traditionellen Sehnsüchten und neuen Erwartungen“.<sup>5</sup> Die Familie steht nach wie vor für Hoffnung, geschwunden aber sind tradierte Gewissheiten über ihre Verfasstheit. Dasselbe trifft auf Familienwerte zu: Zwar ist die Ehe in der christlichen Prägung als Institut dem kollektiven Gedächtnis eingeschrieben, eine ontologische Betrachtung legt allerdings nahe, dass ihre konstitutiven Elemente – auf Lebenszeit geschlossen, monogam und verschiedengeschlechtlich – wenig normative Wirkung zeitigen. Das heißt, die Existenz kohärenter abendländischer Familienwerte ist eine Fiktion. Sie konfundiert Sollen und Sein.

Die Migration aus islamischen Ländern scheint zu einer Retraditionalisierung von Familienformen und Familienwerten zu führen, welche die gerade erwähnte Tendenz konterkariert. Jedenfalls trägt sie zu einer noch stärkeren Pluralisierung familialer Formen und Werte bei. Stark stereotypisiert: Die 40jährige Neurowissenschaftlerin, die zwei Kinder von zwei verschiedenen Männern hat, jetzt in gleichgeschlechtlicher Partnerschaft mit weiterem Kinderwunsch lebt, und die erst jüngst nachgezogene Frau aus Anatolien, die ein starkes Bedürfnis nach Pflege, Wahrung und Tradierung islamischer Rechtsvorstellungen von Ehe und Gemeinschaft hat. Es kann freilich auch umgekehrt sein: Die in den Schweizer Bergen in traditionellen landwirtschaftlichen Verhältnissen lebende Bäuerin, und die alleinstehende, als Biochemikerin in der Schweizer Pharmaindustrie tätige iranische Professorin. Die Beispiele machen deutlich, dass das Phänomen der Pluralisierung von Familienformen in Europa heute nicht mehr nur die mit der Individualisierung zu erklärenden Erosionen bürgerlichen Familienlebens meinen kann, sondern als ambivalente, von Gegenläufigkeiten geprägte Erscheinung zu denken ist. Familiale Strukturen in Europa offenbaren die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, die Koexistenz tradierter, neuerer und fremder Familienformen.

---

5 Beck-Gernsheim, Elisabeth. *Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen*. München, 2000, 10.

Vermag das Familienrecht diese Pluralität zu integrieren? Europäische Familienrechtsordnungen tragen dieser Pluralisierung durchaus zumindest teilweise Rechnung. Sie repräsentieren inmitten der gesellschaftlichen Differenzierung zunehmend nur noch einen Kernbestand von Mehrheitsüberzeugungen. Und dazu gehören die Menschenrechte sowohl in ihrer freiheitlichen Funktion wie in ihrer Schutzfunktion. Das heißt, dass mit zunehmender Vielfalt ein Bedeutungsverlust des Rechts einhergeht. Öffentliche Interessen vermögen heute kaum mehr gesetzliche Einschränkungen der Eheschließung, Vorgaben zur Binnenstruktur der Beziehung oder die Sanktionierung der Eheauflösung zu rechtfertigen. Autonomie ist in der privaten und familiären Existenz Effekt der Persönlichkeitsrechte, man kann und soll die Lebensform selbst wählen.

### III. Internationales Privatrecht – Reale und virtuelle Räume des Rechts

#### A. Kollisionsrecht

Überlegungen zum Verhältnis von kultureller Vielfalt und europäischen Familienrechtsordnungen erfolgen traditionellerweise primär im Kontext des Kollisionsrechts, dem Recht, das darüber Auskunft gibt, welche Rechtsordnung auf ausländische Staatsangehörige in Europa anzuwenden ist. Versteht man die Rechtsordnung als Teil des kulturellen Gewebes, ergibt sich aus dem Anspruch auf Wahrung der kulturellen Identität ein Recht, nach derjenigen Rechtsordnung beurteilt zu werden, zu welcher die engste Beziehung besteht. Die kollisionsrechtlichen Regelungen sind komplex, häufig in der juristischen Technik sehr anspruchsvoll, ihre Anwendung erscheint zuweilen als ein Glasperlenspiel und als die Verschiebung von Bezugspunkten über den Globus. Ich beschränke mich auf einige wenige kritische Bemerkungen dazu, wie islamisches Familienrecht nach Europa kommt.

#### 1. Staatsangehörigkeit als Anknüpfungspunkt

In einigen Ländern Europas entscheidet in zahlreichen Familienrechtssachen nach wie vor die Staatsangehörigkeit darüber, welches Recht zur Anwendung kommt, so in Deutschland, Frankreich und Spanien. Die zugrunde liegende Idee ist jene, dass Leute ihr Leben in Abstimmung mit einem bestimmten Rechtssystem organisiert haben und diese Bindung auch dann geschützt bleiben soll, wenn das Paar seinen Lebensmittelpunkt vorübergehend oder auch dauerhaft verändert. Auf diesem Wege findet islamisches Recht Eingang in Europa. Auf die Scheidung eines Paares libanesischer Staatsangehörig-

keit in Deutschland findet libanesisches Recht in der Ausprägung der religiösen Zugehörigkeit des Paares Anwendung,<sup>6</sup> und ein syrisches Paar, das in Frankreich heiraten möchte, muss die Voraussetzung der Eheschliessung nach dem anwendbaren syrischen Recht beachten.<sup>7</sup>

## 2. Kongruenz von kultureller Identität und Staatsangehörigkeit:

Eine unzeitgemäße Vermutung

Die Anknüpfung an die Staatsangehörigkeit ist meines Erachtens überholt. Sie ist bereits in ihrer Prämisse, zur Rechtsordnung des Staates, der die Staatsangehörigkeit verleiht, bestünde ein enges kulturelles Band, kaum aufrechtzuerhalten.

Erstens können Rechtsüberzeugungen von Rechtslagen deutlich abweichen, wie die verbreitete Imam-Ehe in der Türkei oder die Zwangsheirat im asiatischen Kulturkreis bezeugen. Auch lassen die kulturellen Gravuren einer Rechtsordnung nicht notwendigerweise auf kulturelle Identität schließen. Ethnische oder religiöse Minderheiten wie Kurdinnen, palästinensische Flüchtlinge oder Mitglieder der Baha'i im Iran definieren ihre kulturelle Identität geradezu in Abgrenzung zur Mehrheitsgesellschaft und zum Recht „ihres“ Staates. Mitunter ist für Muslime auch weniger die Staatsangehörigkeit und eher die Religion Quelle kultureller Identität.

Zweitens, wenn man eine ausländische, in einem europäischen Land lebende Person auf ihr Heimatrecht verpflichtet, lässt man sie an einem allenfalls günstigeren Recht im Aufenthaltsland nicht partizipieren. Dies hat zum Beispiel Spanien dazu bewogen, zum Vorteil von Frauen aus islamischen Ländern einen Vorbehalt zugunsten des spanischen Rechts dann vorzusehen, wenn das Heimatrecht die Scheidung nicht oder in diskriminierender Weise kennt.<sup>8</sup> Empirische Studien geben Hinweise darauf, dass eine Mehrheit in Europa lebender muslimischer Frauen den Schutz ihrer Position unter dem Recht der europäischen Länder reklamiert.<sup>9</sup>

---

6 Art. 17 Abs. 1 S. 1 EGBGB, Verweis auf Art. 14 EGBGB.

7 Art. 3 Code Civil; Weiteres dazu in: Gutmann, Daniel. *Droit international privé*. Paris, 2007.

8 Art. 107 Abs. 2 Código Civil.

9 Vgl. Foblets, Marie-Claire. „Conflicts conjugaux en immigration. Libérer malgré elle, la femme musulmane immigrée marocaine?“ In *Die Bedeutung der Lehre vom Rechtskreis und der Rechtskultur*, herausgegeben von Heinrich Scholler und Silvia Tellenbach, 33 ff., 42. Berlin, 2001. Foblets, Marie-Claire. „Migrant Women caught between Islamic Family Law and Women's Rights. The Search for the Appro-



Von besonderem Gewicht ist der Einwand, drittens, dass die Anknüpfung an die Staatsangehörigkeit der Integrationsdialektik entgegensteht: Sie trägt weder denjenigen Personen genügend Rechnung, die sich auf dem Weg fortschreitender Integration befinden, ohne die Staatsangehörigkeit des Aufenthaltslandes erworben zu haben, noch denjenigen, die trotz der Staatsangehörigkeit des Aufenthaltslandes in fremden Lebenskontexten aufgewachsen sind. Das Leben von Zugezogenen ist ohnehin nicht selten eine dauernde Transition. Mithin blendet die kulturelle Zuordnung anhand der Staatsangehörigkeit die dialogische und dialektische Beziehung, die Widersprüchlichkeit und Gleichzeitigkeit verschiedener sinnhafter Welten im Migrationskontext aus und es entscheidet ein mehr oder weniger liberales Staatsangehörigkeitsrecht, ob und wann Zugewanderten durch den Erwerb der Staatsbürgerschaft die Möglichkeit der rechtlichen Integration gegeben ist.

Viertens scheidet die Wahrung kultureller Identität im Wege der Staatsangehörigkeitsanknüpfung auch dort, wo unterschiedliche Prägungen der Beteiligten eine einheitliche Zuordnung nicht zulassen.

Und schließlich, fünftens, ist die Anwendung islamischen Rechts durch Gerichte in Europa nicht nur schwierig, weil die Gerichtspersonen dafür nicht ausgebildet sind, sondern sie bedeutet auch eine Entkontextualisierung von Recht, und sie suggeriert, dass die Rechtsanwendung ein logischer, mechanistischer Akt ist, dessen Ausführung unabhängig vom kulturellen Umfeld stets zu demselben Ergebnis führt.

### 3. Die Erosion der Staatsangehörigkeitsanknüpfung

Eine Erosion der Staatsangehörigkeitsanknüpfung findet zurzeit auf verschiedenen Wegen statt: durch Reformen der Internationalen Privatrechte verschiedener Länder, durch staatsvertragliches Recht, also Abkommen zwischen Staaten, und durch die Herausbildung europäischen Kollisionsrechts, aber auch durch die Einführung der Freiheit der Wahl des anwendbaren Rechts der Ehegatten in bestimmten Belangen oder der Möglichkeit der Gerichte, eine Einzelfallentscheidung zu treffen.

---

private „Connecting Factor.“ *International Family Law, Maastricht Journal of European and Comparative Law* 2000, 11 ff., 17 ff. Foblets hat marokkanische Frauen in Belgien befragt.

#### 4. Der Aufenthaltsort als Anknüpfungspunkt

In der Schweiz ist für die Bestimmung des anwendbaren Rechts überwiegend der Wohnsitz oder der gewöhnliche Aufenthalt maßgebend. Das englische Recht knüpft an das „domicile“ an. Damit ist die Verbundenheit mit einem Rechtsgebiet gemeint. Jeder Mensch hat ein „domicile“, niemand hat keines oder mehrere. Die Änderung und der Erwerb eines neuen „domicile of choice“ setzen voraus, dass die Person sich an diesem Ort mit der Absicht, für immer oder auf unbestimmte Zeit zu bleiben, niederlässt. In der Schweiz und in England kommt demnach sehr viel seltener islamisches Familienrecht zur Anwendung.

Freilich garantiert auch die Regelanknüpfung an den gewöhnlichen Aufenthalt nicht ohne weiteres die Wahrung kultureller Identität, insbesondere schafft sie dann Probleme, wenn die von europäischen Gerichten geschaffenen Entscheidungen in den Heimatländern der Betroffenen nicht anerkannt werden.

### B. Ordre public und die Behauptung des Selbst: Von fremder Tradition und eigener Moral

Eine wichtige Rechtsfigur im Internationalen Privatrecht ist diejenige des ordre public. Der ordre public markiert die Grenze der Anerkennung einer ausländischen Entscheidung und der Anwendung islamischen Rechts. Das Ergebnis der Anwendung islamischen Rechts oder die anzuerkennende Entscheidung werden im Einzelfall an den tragenden Prinzipien unserer Rechtsordnungen gemessen. Verstoßen sie gegen fundamentale Grundsätze unserer Rechts- und Werteordnungen, wird ihnen die Anwendung oder Anerkennung versagt. In rechtsvergleichender Sicht ist wenig kohärente und beständige Rechtsprechung zum ordre public auszumachen. Dennoch seien hier einige Tendenzangaben gemacht.

#### 1. Der Schutz der Persönlichkeitsrechte

Übereinstimmend wird der ordre public zum Schutz individueller Positionen bemüht, was grundrechtsdogmatisch zweifelsfrei richtig ist. Zum Beispiel werden nach den Internationalen Privatrechtsordnungen europäischer Länder im Ausland gültig geschlossene Ehen grundsätzlich anerkannt. Und in einigen Ländern können oder müssen Eheschließungen nach dem Heimatrecht erfolgen. Allerdings gilt dies nur innerhalb der Grenze des ordre public. Ohne auf Einzelheiten eingehen zu können, ist man sich darin einig,

dass Kinderehen und die Zwangsehe – letztere eine Erscheinung, die nicht im islamischen Recht gründet – gegen den *ordre public* verstoßen. Die Altersgrenze für die Annahme einer Kinderheirat liegt je nach Autor oder Gericht zwischen 14 und 16 Jahren.<sup>10</sup>

## 2. Die Verteidigung christlich-westlicher Familienrechtsdogmen

Der *ordre public* wird aber auch herangezogen, um christlich-westliche Familienrechtsleitbilder durchzusetzen, wie namentlich die Monogamie.

In zahlreichen Ländern mit islamisch geprägter Rechtsordnung ist Polygamie zulässig. Unbestritten scheint, dass in europäischen Ländern keine polygame Ehe eingegangen werden kann, auch dann nicht, wenn ausländisches Recht zur Anwendung gelangt, zumal das Prinzip der Monogamie in Europa zu den fundamentalen Grundsätzen der Rechts- und Werteordnungen gehört. Hingegen ist ein gewisser Konsens auszumachen, dass im Ausland gültig eingegangene polygame Ehen zum Schutz der zweiten Ehefrau gewisse Rechtswirkungen entfalten, namentlich in den Bereichen des Unterhaltsrechts, des Erbrechts und des Sozialversicherungsrechts. Allerdings scheinen zahlreiche Länder von dieser offenen Haltung eine Ausnahme im Bereich der Ausländergesetzgebung zu machen: Nur einer Ehefrau wird im Rahmen des Familiennachzugs die Einreise in das Aufenthaltsland des Ehemannes erlaubt,<sup>11</sup> was in einem Spannungsverhältnis zum Recht auf Familienleben steht. In diesem Kontext wirkt der *ordre public*-Diskurs gelegentlich apologetisch.

---

10 Schweiz: unter 16 Jahren, vgl. Büchler, Andrea und Stefan Fink. „Eheschliessungen im Ausland. Die Grenzen ihrer Anerkennung in der Schweiz am Beispiel von Ehen islamischer Prägung.“ *FamPra.ch* (2006): 48 ff. 60. Für England vgl. Murphy, John. „The Discretionary Refusal of Recognition of Foreign Marriages.“ In *Ethnic Minorities, their Families and the Law*, herausgegeben von John Murphy, 71 ff., 80 ff. Oxford et al., 2000. Deutschland: Unter 15 Jahren, vgl. Rohe, Mathias. „Eheschließung in islamischen Staaten – Prüfung der Wirksamkeit durch deutsche Behörden.“ *StAZ* 4 (2006): 93 ff., 165. Für Frankreich vgl. Gutmann (Fn. 7). Spanien: Art. 12 Abs. 3 Código Civil.

11 Vgl. etwa für Frankreich Art. 30 Abs. 1 ordonnance n° 93-1027 du 24 août 1993; für Deutschland: § 17 I AuslG und BVerfG, 30.11.1982, BVerfGE 31, 58 [69] m.w.N.; für die Schweiz: Büchler und Fink (Fn. 10), 58; für England: Sec. 2 Immigration Act 1988; Shah, Prakash. *Legal Pluralism in Conflict. Coping with Cultural Diversity in Law*. London, 2005, 110 ff.

### 3. Die Durchsetzung „überlegener“ Rechtskultur

Die schwierige theoretische Kontur des *ordre public* wird schließlich dann evident, wenn die Verletzung der formellen Gleichberechtigung der Geschlechter vorgebracht wird. Das gesamte islamische Familienrecht beruht auf geschlechtsspezifischen Rollenzuweisungen, was indes für sich allein den *ordre public*-Verstoß nicht zu begründen vermag, zumal nur das Ergebnis der spezifischen Normanwendung oder -anerkennung und nicht das fremde Recht selbst dem Zugriff der Grundrechte auszusetzen ist. Dazu im Widerspruch steht ein jüngeres Urteil des Schweizer Bundesgerichts<sup>12</sup>, wonach die Zuteilung der elterlichen Sorge allein nach den Kriterien des Geschlechts der Eltern und Alters des Kindes mit dem *ordre public* nicht zu vereinbaren sei, und zwar auch dann nicht, wenn keinerlei Anhaltspunkte dafür bestehen, dass in concreto durch die Zuteilung des Sorgerechts an den Vater – wie es das iranische Recht verlangte – das Kind gefährdet wäre.

Gelegentlich dient der *ordre public* auch nur der Durchsetzung des Substrats der „eigenen“ Rechtsordnung, dann zum Beispiel, wenn vertreten wird, der *talaq*, das heißt das Verstoßungsrecht des Mannes, sei zu permissiv, weil ohne Einhaltung einer besonderen Frist möglich, die Scheidungsmöglichkeiten der Frau hingegen zu stark eingeschränkt, weil auf Verschuldenserwägungen beruhend, womit man bei der Zerrüttungsidee und der einseitigen Scheidung unter Einhaltung einer bestimmten Trennungszeit angelangt ist, was das Modell in Europa ist. Tatsächlich verletzt die Verstoßungsscheidung die menschenrechtlich verankerten Verfahrensrechte der Frau in eklatanter Weise, weil die Frau nicht in ein Verfahren eingebunden und ihre Zustimmung nicht erforderlich ist. Andererseits muss sie auf diesen Rechtsschutz auch verzichten und sich die Mühen eines erneuten Scheidungsverfahrens ersparen können, weshalb eine im Ausland ausgesprochene Verstoßungsscheidung im Einzelfall durchaus anerkannt werden kann. Ist ein europäisches Land kollisionsrechtlich berufen, ausländisches Recht anzuwenden, so ist die Verstoßungsscheidung grundsätzlich *ordre public*-widrig. Dies überzeugt allerdings zumindest dann nicht, wenn die Scheidung auch unter Anwendung der Rechtsordnung des Aufenthaltslandes möglich wäre oder die Frau der Scheidung zustimmt. Auch die Ansicht, die Stellvertretung bei der Ehe oder bei der Scheidung sei *ordre public*-widrig, vermag dann, wenn es sich nur um eine Vertretung in der Erklärung und nicht um eine Vertretung im Willen handelt, nicht zu überzeugen, weil ein Schutzgut, das über die

---

12 BGE 129 III 250 ff.

„eigene Rechtsordnung“ hinausgeht, nicht auszumachen ist.<sup>13</sup> Das Schutzgut muss aber mehr sein, als die „eigene Rechtsordnung“, denn sonst unterwandert man die Grundentscheidung, im Rahmen des Internationalen Privatrechts „fremde“ Rechtsverständnisse zuzulassen.

### C. Das Unvermögen des international-privatrechtlichen Zugangs

Zusammenfassend ist insbesondere Folgendes festzustellen: Islamisches Familienrecht findet Eingang in Europa über das Internationale Privatrecht. Mit der Aufgabe, kulturelle Identität zu wahren, ist das Kollisionsrecht allerdings strukturell überfordert. Es kommt zum einen ohnehin nur dann zur Anwendung, wenn Muslime tatsächlich eine fremde Staatsangehörigkeit besitzen. Wenn sie zwar europäische Staatsangehörige sind, aber eine „fremde“ kulturelle Identität behaupten, so greift es nicht. Ein in der binären Opposition Staatsangehörigkeit – Aufenthalt gefangener Umgang mit auslandsverknüpften Fällen ist zum andern wenig differenziert, zumal der Einschluss in oder Ausschluss aus einer rechtskulturellen Gemeinschaft unbesehen individueller Prägungen, dafür aufgrund einer in abstrakten Ordnungsnormen verborgenen Vermutung erfolgt. Oder zugespitzt: Der kollisionsrechtliche Diskurs nimmt durch seine Ordnungsfunktion und die Verknüpfung von Personen mit Rechtsordnungen teil an der Konstruktion des Selbst und des Anderen, gestaltet aber nicht die Begegnung. Die international-privatrechtliche Zuordnung ist lediglich Ausgangspunkt für die viel weiterreichenden Fragen nach dem Umgang mit der Vielfalt kulturell konnotierter Werte, familialer Praxen und Familienrechtsdiskursen.

### IV. Die Berücksichtigung kultureller Identität im Rahmen der Sachrechtsanwendung und Sachrechtsgestaltung und deren Grenzen

Wenn wir das international-privatrechtliche Feld verlassen, müssen wir uns der Frage zuwenden, ob und wie die bestehenden nationalen Familienrechtsordnungen die Vielfalt kultureller Verknüpfungen zu erfassen vermögen und ob in diesem Rahmen islamisches Familienrecht eine Rolle spielt und spielen soll. Dabei können verschiedene Stufen unterschieden werden:

---

13 Vgl. zur Rechtslage in der Schweiz Bächler und Fink (Fn. 10), 52 ff.

## A. Erzählungen von der Gleichwertigkeit der Differenz

Eine ganze Anzahl von Rechtsordnungen kennt handlungsleitende Normen, die Behörden zur Berücksichtigung von Religion, Kultur und Sprache verpflichten, so in kinderbezogenen Bereichen der englische Children Act und der französische Code de procédure civil.<sup>14</sup> Solchen Normen kommt Bedeutung zu nicht nur wegen ihres programmatischen Gehalts, sondern weil sie einen Begründungszwang auslösen, der seinerseits die Reflexion und Offenlegung der Entscheidungsparameter und *eigener* kultureller Imperative impliziert.

## B. Generalklauseln und Interessenabwägungen

Generalklauseln und Interessenabwägungen weisen das Potenzial auf, islamisch geprägte Familienrechtsverständnisse zu berücksichtigen. Die Sachrechtsauslegung ist offen für Wertungen ausländischen Rechts und für kulturell konnotierte Rechtserwartungen und Rechtspraxen.

Wenige Beispiele müssen hier genügen: Im Rahmen der Beurteilung, ob „außerordentliche Umstände“ vorliegen, um ein Besuchsrecht auch einer Drittperson einzuräumen,<sup>15</sup> muss die kulturell geprägte Bedeutung verwandschaftlicher Beziehungen berücksichtigt werden.

Und ob die Fortführung der Ehe eine unzumutbare Härte bedeutet<sup>16</sup> und deshalb zur Härtefallscheidung berechtigt, ist in Erwägung der sozial-kulturellen Schwierigkeiten einer verlassenen, aber noch verheirateten Frau vorzunehmen. Hingegen ist das Recht auf körperliche Integrität als fundamentales Recht jeder kulturellen Relativierung entzogen, weshalb die eingangs erwähnte Frankfurter Entscheidung nicht hinnehmbar ist.

Die französische erstinstanzliche Entscheidung, wonach die Täuschung über die Jungfräulichkeit zur Ungültigkeitsklage berechtigt, ist etwas schwieriger zu beurteilen. Wenn die entsprechende Bestimmung so auszulegen ist, dass nur objektive Gründe zur

---

14 Sec. 22 (5)(c) Children Act 1989; Art. 1200 Code de procédure civil.

15 Schweiz: Art. 274a ZGB.

16 Für die Schweiz: Art. 115 ZGB; für Deutschland: § 1565 Abs. 2 BGB; für Frankreich: Art. 242 Code Civil; für Spanien: Art. 81 Abs. 2 und Art. 86 Código Civil; für England: Sec. 1 (2)(a)(b) und Sec. 1 (5) Matrimonial Causes Act.

Ungültigkeitsklage berechtigen, dann würde die Jungfräulichkeit sicherlich nicht dazu gehören. Wenn aber auch rein subjektive Gründe zugelassen sind, so würde die Täuschung über die Jungfräulichkeit genauso dazu zählen müssen wie diejenige über die Vermögensverhältnisse des Partners, wenn für die andere Person zumindest erkennbar war, dass diese Eigenschaften für den Partner wesentlich sind.<sup>17</sup>

### C. Das Kindeswohl als Einfallstor für kulturell determinierte Wertvorstellungen

Das größte Einfallstor für kulturell determinierte Wertvorstellungen ist freilich die Kindeswohlmaxime, die auch im Völkerrecht ihren festen Platz hat. Nicht nur müssen Entscheidungen im Wohl des Kindes sein, sondern das Kind hat auch ein eigenständiges Recht auf kulturelle und religiöse Identität, das mit der Aufgabe der Eltern, das Kind zu erziehen und damit auch seine Identität zu formen, in Konflikt geraten kann. Auch hierzu wenige Beispiele:

#### 1. Adoption

Die Adoption ist dem islamischen Recht unbekannt. Das Verbot ist im Koran angelegt.<sup>18</sup> Europäische Gesetzgeber berücksichtigen diese Tatsache. Zum Beispiel hat sie den französischen Gesetzgeber veranlasst, die Adoption zu untersagen, wenn das Kind oder die Adoptiveltern zu einem Land gehören, welches das Adoptionsverbot kennt, es sei denn, das Kind sei in Frankreich geboren.<sup>19</sup> Das Schweizer Recht hingegen verweigert ausländischen Eltern die Inlandsadoption, wenn diese im Heimatstaat nicht anerkannt würde und hieraus dem Kind ein schwerwiegender Nachteil entstünde.<sup>20</sup>

---

17 Für die Schweiz: Art. 107 Ziff. 3 ZGB; für Deutschland: § 1314 Abs. 2 Ziff. 3 BGB; für Frankreich: Art. 180 Code Civil; für Spanien: Art. 73 Ziff. 4 Código Civil; für England: Sec. 12 (c) Matrimonial Causes Act 1973.

18 Sure 33 Vers 4 des Korans.

19 Frankreich hat im Jahr 2001 Art. 370-3 in den Code Civil aufgenommen. Vgl. zur Bestimmung und zur gerichtlichen Praxis: Fulchiron, Hugues. „Adoption sur *kafala* ne vaut (à propos des arrêts Civ. Ire, 10 octobre 2006).“ *Recueil Dalloz* 12 (2007): 816 ff.

20 Art. 77 Abs. 2 IPRG.

## 2. Kinderschutz

Mühe bereitet die normative Fassung einer kulturbewussten und kultursensiblen Kinderschutzpraxis. Dafür sind zwei Momente verantwortlich: Zum einen finden kulturelle und religiöse Erwägungen im triangularen Spannungsverhältnis von Kinderbedürfnissen, Elternautonomie und staatlicher Schutzpflicht statt. Zum anderen hat die ethnologische Forschung unterschiedliche Perzeptionen von Kindeswohl und Kindesgefährdung dokumentiert. Ein Konsens darüber, was richtige Erziehung ist, fehlt. Während unter uns rasch Einigkeit erzielt würde, dass heiße Bäder zur Einprägung gewisser kulturell hoch angesehener Tugenden oder schmerzhaftes Initiationsriten kindeswohlgefährdend sind, stoßen die hier verbreiteten Praxen, kleine Kinder nachts in eigene Betten und Zimmer schlafen zu legen oder sie mit Hungergefühlen zwecks Einhaltung festgelegter Essenszeiten warten zu lassen, bei Personen aus anderen kulturellen Kontexten mitunter auf Verwunderung und Unverständnis.<sup>21</sup> Das Bewusstsein um die kulturelle Dimension des Begriffs des Kindeswohls, um dessen apriorische Bedingtheit trotz transzendierender Geltung ist eine wichtige Prämisse kulturell-rechtlicher Begegnung.

Höchst anspruchsvoll gestalten sich die Entscheidungen sogenannt verschärfter Autonomiekonflikte, das heißt die mit der Wahrung des Kindeswohls begründete Begrenzung elterlicher Erziehungsrechte. Dies deshalb, weil die als Schutz gedachte staatliche Intervention das Spannungsfeld verschärfen und den endgültigen Bruch des Kindes mit der Familie bedeuten kann. Jedenfalls ist die Selbstverantwortlichkeit der Eltern anzuerkennen, sie umfasst die Vermittlung kultureller Werte, Traditionen und Glaubensvorstellungen, so auch die UN-Kinderrechtskonvention.<sup>22</sup> Eine Verpflichtung zu staatlichem Eingreifen ist (erst) dann gegeben, wenn elterliches Handeln nicht mehr als Pflege und Erziehung gewertet werden kann. Physische Gewalt kann zum Beispiel nicht kulturell begründet werden, und die grundrechtlich gebotene Koordination der im Widerstreit stehenden Interessen von Kind und Eltern muss mit zunehmendem Alter des Kindes zugunsten seiner Autonomie ausfallen, wenn es dem Kulturkreis entwachsen ist und seinen Lebensweg in der Aufnahmegesellschaft beschreitet.

---

21 Vgl. zu diesen Beispielen Cottier, Michelle. „Weibliche Genitalverstümmelung, zivilrechtlicher Kinderschutz und interkulturelle Verständigung.“ *FamPra.ch* (2005): 698 ff., 700 f.

22 Art. 5 UN-KRK.



#### D. Die Integration und Rezeption fremder Rechtsfiguren

Islamische Rechtsfiguren können Gerichte auch im Rahmen der Anwendung inländischen Rechts beschäftigen. Mithin können sie übersetzt oder transponiert werden, dies – vereinfacht – wenn ihre Rechtswirkungen aufgrund funktionaler Vergleichbarkeit in solchen des Aufenthaltsstaates eine Parallele finden. Das meistdiskutierte Beispiel ist die islamisch-rechtliche *mahr* oder Brautgabe, ein unverzichtbarer Bestandteil jeder islamischen Eheschließung. Die *mahr* wird zwar bei der Eheschließung vereinbart, allerdings wird häufig die Auszahlung eines Teils davon auf einen späteren Zeitpunkt gestundet und ihre Fälligkeit an Ereignisse wie die Scheidung oder die Eingehung einer zweiten Ehe geknüpft. Funktionen der *mahr* sind die Teilhabe am wirtschaftlichen Status des Ehemannes, eine gewisse finanzielle Unabhängigkeit während der Ehe, die Absicherung im Falle der Auflösung der Ehe und schließlich die präventive Wirkung gegen unüberlegte Verstoßungsscheidungen.

Weil die *mahr* so tief im islamischen Rechtsverständnis verankert ist, ist sie auch unter Musliminnen und Muslimen in Europa stark verbreitet, und es stellt sich die Frage, wie das Gericht eine solche Vereinbarung beispielsweise in einem Scheidungsverfahren zu behandeln hat. Jedenfalls stellt sie im islamischen Kontext der Eheschließung eine vertragliche Verpflichtung dar, und in diese gesetztes Vertrauen verdient auch im europäischen Rechtskontext Schutz. Die Leistung der Brautgabe nimmt zwar auf die Bestimmung vermögensrechtlicher Ansprüche bei der Scheidung Einfluss. Ob sie darüber hinaus als Wahl des Güterstandes der Gütertrennung zu lesen ist, wie dies französische Gerichte vertreten, oder aber der nacheheliche Unterhaltsanspruch ausgeschlossen werden soll, bleibt der Auslegung im Einzelfall überlassen. Beides ist jedenfalls nicht zu vermuten, zumal es an der funktionalen Äquivalenz der *mahr* zu den genannten Instituten fehlt. Die *mahr* ist sowohl von der vermögensrechtlichen Entwicklung während der Ehe wie von der Bedürftigkeit zum Zeitpunkt der Scheidung unabhängig und ist sogar unabhängig von einer Scheidung selbst.

#### E. Ein erweitertes Angebot familienrechtlicher Institute

Schließlich ist als letzte Stufe der Integration islamisch geprägter Rechtserwartungen in den europäischen Rechtskontext zu erwägen, das Angebot familienrechtlicher Institute um kulturelle Varianten zu erweitern.

## 1. Pflegeverhältnis

Spanien hat zum Beispiel die Option von Kinderschutzmaßnahmen, die der islamisch-rechtlichen *kafala* entsprechen, eingeführt.<sup>23</sup> Die *kafala* ist eine Schutzzusage und beinhaltet Beistands- und Unterhaltungspflichten, ohne aber wie die verbotene Adoption eine Verwandtschaftsbeziehung zu begründen. Die UN-Kinderrechtskonvention nennt die *kafala* nach islamischem Recht als eine der möglichen Betreuungsformen ausdrücklich.<sup>24</sup>

## 2. Eheschließung

Spanien hat ebenfalls die Möglichkeit der islamischen Eheschließung mit Registrierungspflicht eingeführt. In England ist es möglich, dass Moscheen die staatliche Zulassung für die Registrierung von Ehen erlangen, wie dies auch für Juden und Sikhs schon seit langem gilt. Hingegen besteht in der Schweiz nach wie vor die Bestimmung, wonach der religiösen Trauung die zivilrechtliche vorauszugehen habe; in Deutschland wurde schließlich erst jüngst die Pflicht, vor einer religiösen Heirat zivilrechtlich die Ehe zu schließen, abgeschafft, allerdings ohne dass nun religiösen Heiraten zivilrechtliche Wirkung zukommen würde.<sup>25</sup>

Die Persistenz religiöser Eheschließungsformen in Migrationskontexten ist bekannt. Es ist wahrlich schwierig, aktuelle öffentliche Interessen zu benennen, die das Verbot von Eheschließungen nach dem religiösen Bekenntnis der Verlobten rechtfertigen können. Zivile Trauungen wurden gegen Ende des 16. Jahrhunderts erstmals möglich, um für Länder mit einer konfessionellen Minderheit eine religiös neutrale Lösung anzubieten. Die Französische Revolution leitete die Wende zugunsten der obligatorischen Ziviltrauung ein, um die Macht der Kirche zu begrenzen. Die christlich-vaterländische Sinnstruktur der bürgerlichen Ehe blieb freilich bestehen. Nun hat Europa wiederum religiöse Minderheiten. Die Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche ist allerdings entschieden. Ein tatsächlich aufgeklärtes Denken, ein Denken der Ehe ohne jedes zauberhafte Beiwerk, ohne philosophisch-theologische Letztbegründungen gibt die Eheschließungsform frei.

---

23 Art. 173bis Código Civil.

24 Art. 20 UN-KRK.

25 Schweiz: Art. 97 Abs. 3 ZGB; Deutschland: Reform des Personenstandsgesetzes vom 15. 2. 2007, in Kraft seit 1. 1. 2009; Spanien: Art. 59 Código Civil; England: Sec. 5 (d), Sec. 26 (1)(c)(d) und Sec. 41 Marriage Act 1949, Sec. 46a und 46b Marriage Act 1994.

### 3. Chancen und Grenzen des sachrechtsbezogenen Zugangs

So findet also islamisches Familienrecht auch Eingang in das materielle Familienrecht europäischer Länder. Gemeinsam ist all den genannten Annäherungen an kulturelle Vielfalt, dass sie Abstraktionen vermeiden und auf Einzelfallgerechtigkeit angelegt sind. Allerdings setzen sie sich dem Vorwurf der normativen Ambiguität und Konfusion aus. Das Gesamtbild ist ein eklektisches Vorgehen, ein Mosaik aus kulturellen Erwägungen und Angeboten, kaum eine systemgeleitete Sicht.

#### V. Rechtspluralismus: Berechtigung und Gefahren der Begegnungslosigkeit

##### A. Rechtspluralismus: Normative Dimensionen pluralistischer Sozialstrukturen

Berichte einiger Länder beklagen die Existenz von Parallelgesellschaften, das heißt von ethnischen und religiösen Enklaven, die insbesondere in familienrechtlichen Angelegenheiten nach eigenen Rechtsvorstellungen leben. Es sieht so aus, als würden Migrantinnen und Migranten aus Asien und Afrika ihre eigenen rechtlichen Welten in der Diaspora rekonstruieren.

##### 1. Konzepte von rechtlichem Pluralismus

Um diese normativen Dimensionen pluralistischer Sozialstrukturen zu bestimmen und die Mehrheit von Rechten im selben sozialen Feld zu fassen, wird das Konzept des Rechtspluralismus bemüht. Rechtspluralismus ist zunächst analytischer Rahmen, aber zugleich die Chiffre für Prozesse zeitgleicher Fragmentierung, Pluralisierung, Überlagerung und Verschmelzung rechtlicher Systeme. Rechtspluralismus entspringt sowohl der Transnationalisierung des Rechts und der Zunahme global agierender Instanzen als auch der staatsinneren Rechtsfragmentierung, die mit Migrationsbewegungen einhergehen kann.

In einer streng rechtlichen Konzeption von Rechtspluralismus stellt Recht nur Normen dar, die vom Staat gesetzt werden oder von diesem anerkannt sind.

Die ethnologische Konzeption von Rechtspluralismus hingegen orientiert sich an einem Rechtsbegriff, der staatliche Autorität nicht impliziert, sondern in den sozialen Feldern menschlichen Zusammenlebens entsteht. Es wird geltend gemacht, dass Normativität verschiedene Ursprünge hat, dass die Interaktion und Dynamik verschiedener normativer Systeme es verwehrt, einzig staatliches Recht in das Blickfeld zu nehmen. Alles, was von Personen beachtet und als verbindlich betrachtet wird, ist Recht im Sinne des

ethnologischen Rechtspluralismus. Dies erlaubt es, in europäischen Staaten rechtspluralistische Strukturen zu beobachten, auch wenn das staatliche Recht andere normative Systeme nicht anerkennt.

## 2. Der ethnographische Befund: „Entangled histories“<sup>26</sup> am Beispiel Englands

Ein gut untersuchtes Beispiel ist die teilautonome Rechtskultur der islamischen Gemeinde in England.<sup>27</sup> Wenngleich Personen mit Domizil in England englischem Familienrecht unterworfen sind, wird das Familienleben vieler Muslime durch das inoffizielle islamische Recht bestimmt. Sie schließen die Ehe islamisch, mit der *nikāh*, die zivile Eheschließung wird sozusagen als Verlobung betrachtet, die zum „Vollzug der Ehe“ freilich noch nicht berechtigt, obschon sie nur durch eine staatliche Scheidung aufgelöst werden kann. Das heißt, sie heiraten zwei Mal. Immerhin wird schätzungsweise knapp ein Drittel der geschlossenen *nikāh*-Ehen zivilrechtlich nicht nachvollzogen, darunter auch zahlreiche polygame Ehen.

Ein Schiedswesen in Gestalt mehrerer *Islamic Law Sharia Councils* genießt bei der muslimischen Bevölkerung Rechtsprechungsautorität und übernimmt gerichtsähnliche Funktionen: berät in familienrechtlichen Angelegenheiten, unterstützt bei der Aushandlung von islamischen Eheverträgen, spricht islamische Scheidungen aus. Die Schlichtungsinstanzen haben eine insbesondere für Frauen mitunter wichtige katalytische Funktion. Denn die zivile Scheidung wird von Muslimen als reine Formalität betrachtet und geht dem religiösen Akt häufig voraus. Erfolgt die zivile Scheidung und verweigert der Mann anschließend den *talaq*, so ist der Mann sowohl nach englischem wie nach islamischem Recht berechtigt, eine neue oder weitere Ehe einzugehen, denn das islamische Recht erlaubt Polygamie. Nicht so die Frau. Sie ist auf den *Sharia Council* angewiesen, der eine Scheidung nach islamischem Recht erwirken soll. Die Frau hat nach islamischem Recht nur ein eingeschränktes Scheidungsrecht, sie benötigt einen besonderen Grund,

---

26 Randeria, Shalini. „Entangled Histories of Uneven Modernities: Civil Society, Caste Solidarities and Legal Pluralisms in India.“ In *Unraveling Ties: From Social Cohesion to New Practices of Connectedness*, herausgegeben von Yehuda Elkana, Ivan Krastev et al., 284 ff. Frankfurt/Main, 2002.

27 Vgl. dazu Bano, Samia. „Muslim Family Justice and Human Rights: The Experience of British Muslim Women.“ *The Journal of Comparative Law* 2, 2 (2007): 38 ff.; Shah-Kazemi, Sonia Nurin. *Untying the Knot: Muslim Women, Divorce and the Shariah*. London, 2001; Yilmaz, Ihsan. „Muslim Alternative Dispute Resolution and Neo-Ijtihad in England.“ *Alternatives: Turkish Journal of International Relations* 2 (2003): 117 ff.

der von einem Gericht geprüft werden muss, wobei der zivile Akt als Indiz für einen Scheidungsgrund gelten kann, sofern der Mann diesem zugestimmt hat. Auch und damit zusammenhängend ist die Frau zur Durchsetzung der Brautgabe häufig auf diese Schlichtungsinstanz angewiesen.

Seit dem *Divorce (Religious marriages) Act* 2002 kann nun das staatliche Gericht verlangen, der zivilen Scheidung habe die religiöse Auflösung der Ehe voranzugehen, es kann also einen religiösen Akt, dem es jede normative Wirkung abspricht, zur Bedingung für eigenes Handeln erklären. Wahrlich eine verwobene Geschichte.

Diese in England normativ wirksame, aber staatlich nicht anerkannte Familienrechtsordnung bewahrt nicht nur Dimensionen islamischen Rechts, sondern unterwirft diese auch neuen, dem Umfeld angepassten Deutungen: Das islamische Recht wird reinterpretiert und rekonstruiert, wofür die Dogmatik verschiedene Methoden zur Verfügung stellt, insbesondere den *ijtihad*, die Auslegung nach freiem Ermessen. Inoffizielles, islamisches Recht ist inhärent flexibel, es wird ständig neu verhandelt und neu artikuliert. Man spricht in England auch von der „angrezi shariat“, der englischen Scharia.

## B. Parallele Familienrechtsordnungen? Gefahren postkolonialer Kontinuitäten

### 1. Traditionen rechtlicher Pluralität im Familienrecht

Islamische Gemeinschaften fordern gelegentlich das Recht, eigene Familienrechtsordnungen zu formulieren und anzuwenden, indem sie auf eine historische Analogie und Erfahrung verweisen: Muslime unterstanden in den ehemaligen Kolonien ihrer eigenen religiösen Familienrechtsordnung. Rechtspluralistische Strukturen als durchaus spannungsreiche Koexistenz und Konkurrenz von staatlichem Recht, religiösem und Gewohnheitsrecht sind in außereuropäischen Ländern mit kolonialer Vergangenheit nach wie vor anzutreffen.

Muslimische Gemeinschaften machen zudem geltend, dass es ihre Pflicht sei, ihr Familienleben nach den islamisch-rechtlichen Regeln zu gestalten. Sie fordern, dass das, was inoffiziell gilt, staatlich anerkannt wird. Wenn den gelebten normativen Ordnungen wie dem islamischen Familienrecht die Anerkennung versagt bleibe, würden sie als inoffizielles Recht ihre Wirkung entfalten, was zu Spannungen und Rechtsunsicherheit füh-

re, so eines der Argumente. Kurz: muslimische Gemeinschaften beanspruchen für gewisse Bereiche des Familienrechts Rechtssetzungs- und Rechtsprechungskompetenz.<sup>28</sup>

## 2. Gefahren rechtspluralistischer Strukturen

Parallele, gemeinschaftsbezogene Familienrechtsordnungen sind aber aus einer ganzen Reihe von dogmatischen, rechtspraktischen und rechtspolitischen Gründen kritisch zu sehen.

Zum ersten eignen sich das imperiale Indien des 19. Jahrhunderts oder Stammesgesellschaften postkolonialer Staaten nicht als Vorbilder für die multikulturellen Gesellschaften Europas des 21. Jahrhunderts. Die Migrationsbevölkerung in Europa ist zu heterogen. Auch gibt es nicht „das islamische Recht“, es gibt kein Gesetzbuch, sondern lediglich verschiedene Denktraditionen, Rechtsschulen, lokal verankerte Konventionen. Wer würde bestimmen, welche Tradition im Einzelnen gilt? Die Gefahr ist groß, dass konservativ-orthodoxe Scharia-Richter die Definitionsmacht beanspruchen würden.

Zum zweiten gefährden familienrechtspluralistische Strukturen die gesellschaftliche Kohärenz und Kohäsion, und dies in weit stärkerem Maße als die Staatsangehörigkeitsanknüpfung des Kollisionsrechts, zumal in eigentlichen „Parallelstrukturen“ auch Zuständigkeit und Verfahren einer eigenen Ordnung folgen. Die Einheit der Rechtsordnung, die Prinzipien, dass zum einen der Staat die exklusive Rechtssetzungskompetenz hat und zum andern das Recht für alle in gleichem Maße gilt, sind für den modernen säkularen Staat von konstitutiver Bedeutung. Eine genuin rechtspluralistische Struktur, wonach Familienrechtsordnungen sich je nach Gemeinschaft unterscheiden, steht auch der Idee der Integration entgegen und fördert die Abschottung und in der Gestalt von Parallelgesellschaften die Desintegration.

## 3. Gefahren kollektiver Rechte

Schließlich unterscheiden sich rechtspluralistische Strukturen von der sachrechtsbezogenen Integration fremder Rechtserwartungen darin, dass sie auf gruppendifferenzierte Rechte ausgerichtet sind. Damit ist eine ganze Reihe von Gefahren verbunden.

---

28 Poulter, Sebastian. „The Claim to a Separate Islamic System of Personal Law for British Muslims.“ In *Islamic Family Law*, herausgegeben von Chibli Mallat und Jane Connors, 147 ff. London, 1990. Poulter, Sebastian. *Ethnicity, Law and Human Rights: The English Experience*. Oxford, 1998, 201 f.

Europa kennt eine auf die Person zugeschnittene Theorie der Rechte. Ein gruppenorientiertes Familienrecht reduziert Pluralität auf ein Nebeneinander von möglichst eindeutigen religiösen oder ethnischen Mitgliedschaften, was mit dem Selbstverständnis einer freiheitlichen und demokratischen Gesellschaft kaum zu vereinbaren ist. Kulturelle oder religiöse Traditionen und Lebensformen sollen Anerkennung über die sie tragenden Menschen finden und nicht über die Gruppenzugehörigkeit.

Mit der Gewährung von Gruppenrechten geht die Verfestigung innerfamiliärer Ordnung einher – autoritäre Milieustrukturen werden nicht aufgebrochen, sondern bestärkt. Gruppenrechten wohnt das von Ayelet Shachar<sup>29</sup> beschriebene *Paradox der multikulturellen Verletzbarkeit* inne: Denjenigen, die in der kulturell motivierten Hierarchie eine verletzliche Position innehaben, wird zugleich die Last der multikulturellen Akkomodation zugemutet. Wie der liberale Politologe Kymlicka dargelegt hat, sind aber *internal restrictions*, das heißt von einer Gruppe reklamierte Autonomien, um die Mitglieder auf bestimmte kulturelle Praktiken zu verpflichten, nicht zu rechtfertigen, dies im Unterschied zu *external protections* im Sinne von politischen und ökonomischen Minderheitenrechten.<sup>30</sup> Das ist schon deshalb richtig, weil der Schutz der identitätsbildenden Erfahrungs- und Lebenszusammenhänge nicht Selbstzweck ist, sondern im Dienste des Einzelnen steht.

Die Diskussion um das Maß kultureller Autonomie im Familienrecht ist regelmäßig eine solche um den Grenzverlauf zwischen privater und öffentlicher Sphäre. In einer auf Gruppenautonomie ausgerichteten Familienrechtsordnung sind individuelle und kollektive Privatheit konzentrisch angeordnet – individuelle Rechte gehen in der Zugehörigkeit zu einem Kollektiv auf. Der verbreitet erhobene Einwand, dies sei nicht weiter denklich, sofern es ein Recht gibt, aus der Gemeinschaft auszusteigen (*right to exit*) und sich so von den kulturellen Erwartungen abzuwenden, bürdet die Last des Konflikts zwischen kollektiven und individuellen Positionen, zwischen Gruppenzugehörigkeit und Freiheitsrechten den Betroffenen auf. Das ist problematisch, zumal die Identität der Betroffenen von der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft geformt ist. Und meist fehlen ihnen die Optionen, die Kompetenzen und Handlungsmöglichkeiten, um auszusteigen,

---

29 Shachar, Ayelet. *Multicultural Jurisdictions. Cultural Differences and Women's Rights*. Cambridge, 2008, 3.

30 Vgl. Kymlicka, Will. *Multicultural Citizenship. A Liberal Theory of Minority Rights*. Oxford, 1995, insbesondere 34 ff.

was wir von zahlreichen Erzählungen im Kontext der Eheschließung wissen. Das heißt: Gruppenautonomie überlässt im Wesentlichen die verletzbaren Personen sich selbst.

## VI. Die Diskursivierung und Prozeduralisierung familienrechtlicher Kontexte

Aus der Aporie Kultur oder Rechte ist ein Weg der kulturellen *und* individuellen Autonomie zu suchen.

Womit die letzte Spur aufgespürt ist. Sie führt weg vom ordnungs- und institutsbezogenen Denken hin zu einer diskurs- und prozessbetonten Sichtweise. Meine Gedanken sind noch lediglich skizzenhafte, vielleicht theorielastige, jedenfalls nicht immer differenzierte Ahnungen von etwas, das politischen Kontingenzen ausgesetzt ist. Ich werde vage bleiben, lediglich einige Eckpunkte markieren, die meines Erachtens für den produktiven Umgang mit diesen Fragen zentral sind.

### A. Das Denken in Diskursen und Prozessen und seine Praxis

Es geht im Wesentlichen darum, der Vielfalt von Familienrechtsdiskursen offen zu begegnen und diese auf Verständigung und Konsens auszurichten. Dafür braucht es einen verfahrensrechtlichen Rahmen. Und dazu gehört die triviale wie folgenreiche Feststellung, dass es den überkulturellen Standpunkt nicht gibt, dass jede Position ein Stück Wahrheit repräsentiert und dass ausgehend von der Gleichwertigkeit jeder Äußerung ein geteilter kultureller Gehalt familienbezogener Werte zu suchen ist, dies im Sinne eines einheitlichen Rechts, das aber familienrechtliche Diversität anspricht. Dieser Rahmen – der Familienpluralität umspannen soll – kennt eine äußere und eine innere Dimension.

### B. Der externe Rahmen: Verfassung und Menschenrechte

Der äußere Rahmen kultureller Autonomie und Pluralität müssen die Verfassung und die internationalen Konventionen sein. Sie alle garantieren eine Anzahl von individuellen Rechten und Freiheiten. Sie vertexten den Kern der Überzeugungen, das „Wir“ europäischer Gesellschaften. Familienrechtliche Praktiken, die gegen solche Bestimmungen verstoßen, können keine Anerkennung finden. Sie sind unverhandelbar. Dazu gehören,



um nur zwei zu nennen, die körperliche Integrität und der gleiche Zugang von Mann und Frau zu familienrechtlichen Instituten und Verfahren.

### C. Der innere Rahmen: Die Aufgaben des Familienrechts

Der innere Rahmen hat sich nach der Frage zu richten, welche Aufgaben dem Familienrecht angesichts der Pluralität von Lebensformen heute noch zukommen. Auszugehen ist von der Autonomie der Beteiligten und dem Schutzauftrag des Rechts.

Wenn man das Familienrecht auf seine Schutzaufgabe reduziert, so hat es im Vermögensbereich dafür zu sorgen, dass privatrechtliche Prinzipien auch und gerade in der Intimität der Zweisamkeit realisiert werden. Das heißt, es muss den Ausgleich von Leistungen, den Schutz von Vertrauen und den Schutz des ökonomisch Schwächeren gewährleisten.

Im persönlichen Bereich gilt die Sorge den Kindern: dem Schutz ihrer Integrität, der Gewährleistung ihrer Rechte und der Absicherung des Beziehungsnetzes. Zunehmend erkannt wird als eigentlicher Kern familienrechtlicher Bestimmung die Unterstützung der Parteien, die ihnen zur Verfügung stehende Gestaltungsfreiheit verantwortungsvoll und kreativ zu nutzen. Das Recht will das Rechtsgeschehen zwar nicht bestimmen und nur geringfügig kontrollieren, aber es will es organisieren, begleiten und absichern.

### D. Projekte

Zahlreiche Überlegungen und Projekte in verschiedenen Ländern verweisen auf einen prozedural-deliberativen Zugang zu kulturell geprägten familienrechtlichen (Norm-) Konflikten und dem islamischen Familienrecht, freilich ohne allgemeingültige Konzepte hervorzubringen. Dafür sind die Themen, die Dynamiken, die historischen Verwobenheiten und die kulturellen Bedingungen zu vielfältig.

#### 1. Schiedsverfahren

Als Beispiel weitreichender Integration islamischen Familienrechts durch Verfahren sind die kanadischen Bemühungen zu sehen, auf der Basis des *Arbitration Act* von *Ontario* islamische, auf die Scharia als Rechtsquelle und Rechtsfindungsmethode bezogene Schiedsgerichte für Familiensachen zu institutionalisieren. Die Parteien hätten die Möglichkeit

erhalten sollen, ihre familienrechtlichen Fragen außerhalb eines Gerichts zu regeln. Über diesen Vorstoß fand eine aufwendige Diskussion statt. Ein Gutachten hatte die Schiedsgerichtsbarkeit im Familienrecht begrüßt, allerdings auch Schutzmaßnahmen vorgeschlagen, dass nämlich ein Gericht die Möglichkeit haben müsste, Schiedsverträge aufzuheben, wenn sie dem Kindeswohl nicht entsprechen oder eine Partei keine unabhängige Rechtsberatung erhalten hatte. Weiter sollten die Qualifikation von Schiedsrichtern, Verfahrenstransparenz und gewisse Kompetenzen der Schiedspersonen sicherstellen, dass die Wahl religiösen Rechts in Kenntnis aller Implikationen getroffen wird. Die Debatte hat zwar dazu geführt, dass in Kanada Schiedssprüchen in Anwendung religiösen Rechts der verbindliche Charakter abgesprochen wird. In der Schiedsgerichtsbarkeit liegt aber grundsätzlich ein Potenzial der Integration islamischer Familienrechtserwartungen, das in europäischen Ländern noch ausgelotet werden muss.<sup>31</sup>

## 2. „Kulturoffene“ Verfahren

Weniger weit gehen andere Bemühungen, die darauf ausgerichtet sind, durch die Gestaltung der Verfahren den kulturellen Dimensionen Rechnung zu tragen, und diese zu integrieren. Sie alle wollen die alleinige staatliche Rechtssetzungs- und Rechtsanwendungskompetenz nicht antasten.

Im Bereich der Eheschließung ist an die Möglichkeit zu denken, dass die Eheschließung nach den jeweiligen religiösen Ritualen erfolgt, es aber eine Pflicht gibt, anschließend, oder allenfalls bereits im Vorfeld davon, den Akt staatlich zu registrieren. Damit ist der Schutzfunktion des Familienrechts genüge getan. In England sind zum Beispiel die organisatorischen und rechtlichen Voraussetzungen geschaffen worden, damit zivile und religiöse Trauung zur gleichen Zeit am gleichen Ort stattfinden können; teilweise dürfen Vertreter von Moscheen die Funktion des Zivilstandsbeamten übernehmen.<sup>32</sup>

Im Bereich der Scheidung geht es mitunter um die Koordination staatlicher Kontrollbedürfnisse und privater, kulturell verankerter Entscheidungsprozesse. Zum Beispiel

---

31 Bakht, Natasha. „Arbitration, Religion and Family Law: Private Justice on the Backs of Women.“ 2005, [www.nawl.ca/ns/en/documents/Pub\\_Report\\_ReligArb05\\_en.rtf](http://www.nawl.ca/ns/en/documents/Pub_Report_ReligArb05_en.rtf), besucht am 17. September 2009; Boyd, Jon R. „Dispute Resolution in Family Law: Protecting Choice, Promoting Inclusion.“ Ontario, 2004, [www.attorneygeneral.jus.gov.on.ca/english/about/pubs/boyd](http://www.attorneygeneral.jus.gov.on.ca/english/about/pubs/boyd), besucht am 17. September 2009.

32 Vgl. Yilmaz (Fn. 27), 71.

könnte ein *talaq* auch im Rahmen der Anwendung hiesigen Scheidungsrechts ausgesprochen und entgegengenommen werden. Solches wird in Deutschland im Rahmen der Anwendung ausländischen Rechts erwogen.<sup>33</sup> Zwar verstößt die Verstoßungsscheidung gegen den Grundsatz der Gleichberechtigung und der Menschenwürde. Im Ergebnis trifft dies allerdings dann nicht zu, wenn die Frau im Verfahren rechtliches Gehör hat und der Scheidung zustimmt, aber auch dann, wenn selbst nach inländischem Recht die Scheidungsvoraussetzungen für die einseitige Scheidung gegeben wären. Bisweilen hat auch die Frau einen vertraglich delegierten *talaq*, wonach sie in Vertretung des Mannes die Erklärung abgeben kann. Wendet man nun das Familienrecht europäischer Länder an, denen der *talaq* fremd ist, so könnte bei entsprechendem Bedürfnis nach Befolgung eigener Regeln und Ritualen den Beteiligten die Gelegenheit gegeben werden, den *talaq* auszusprechen und diesen im Scheidungsantrag festzuhalten. Islamisches Recht kennt als Vorstadium und Teil des Scheidungsverfahrens ein Versöhnungs- und Schlichtungsverfahren. Unter Einbezug der Verwandtschaft werden häufig auch die Scheidungsfolgen verhandelt. Es entspricht dem Anliegen, Ressourcen der Beteiligten zu nutzen, solchen Elementen eines Verfahrens einen Raum zu bieten. Verwandte könnten mit Aufgaben der Versöhnung und Mediation betraut, Expertise könnte von Personen mit spezifischem Wissen und kultureller Autorität eingeholt werden. Schon heute unterstützen zahlreiche Rechtsordnungen die außergerichtliche mediative Vereinbarung der *Scheidungsfolgen*, so wiederum insbesondere England, wobei im Bereich der vermögensrechtlichen Aspekte eine Inhaltskontrolle notwendig bleibt, um den Ausgleich von Leistungen sicherzustellen.

In islamisch-rechtlichen Zusammenhängen kommt, dem Charakter der Ehe entsprechend, vertraglichen Vereinbarungen eine große Bedeutung zu. Diese enthalten neben der Regelung der Brautgabe mitunter Aussagen zu den Rechten und Pflichten der Parteien, den vermögens- und nichtvermögensrechtlichen Wirkungen der Ehe und der Scheidung, mögliche Scheidungsgründe und Bestimmungen zur Ausübung der elterlichen Sorge. Diese „Eheverträge“ sind auszulegen und durchzusetzen, sofern sie nicht den Persönlichkeitsrechten und der Gleichberechtigung widersprechen, Gewolltes also ist in den Grenzen des rechtlich Möglichen zu verwirklichen.

---

33 Gärtner, Veronika. *Die Privatscheidung im deutschen und gemeinschaftsrechtlichen Internationalen Privat- und Verfahrensrecht. Außergerichtliche Ehescheidung im Spannungsfeld von kultureller Diversität und Integration*. Tübingen, 2008, 434 ff.

Eine prozedural geregelte Vermittlung von Positionen kann selbst oder gerade in kinderbezogenen Bereichen greifen. Dies zeigen Kinderschutzmodelle in Frankreich und England, welche mit interkultureller Mediation sowie mit ethno-psychiatrischer Expertise arbeiten. Es geht um eine kultursensible Praxis. Dafür sind partizipative Verfahren notwendig, der Einbezug der Kinder, Einsicht in die gesellschaftliche Bedingtheit eigener Standards und die Auseinandersetzung mit dem Anderen. Wichtig ist die Anerkennung kultureller Differenzen ohne zu kulturalisieren und ohne zuzulassen, dass „Kultur“ als strategische Ressource genutzt wird und die Nutzung innerfamiliärer oder gemeinschaftsbezogener Ressourcen. Erfolg ist dann erzielt, wenn eine kooperative Haltung der Eltern zu der für das Kind günstigsten Lösung führt, weshalb zum Beispiel der französische Gesetzgeber den *juge de l'enfant* ausdrücklich verpflichtet, alle Anstrengungen zu unternehmen, um die elterliche Zustimmung zu gewinnen.<sup>34</sup>

#### E. Chancen diskursiver und prozeduralisierter Integration

Solch verfahrensbezogene Berücksichtigung islamischer Familienrechtsverständnisse schließt nahtlos an die Deinstitutionalisierung und Vertraglichung des Familienrechts an. Das Familienrecht in Europa wurde in den letzten Jahrzehnten fundamentalen Veränderungen unterzogen. Wegen der zunehmenden Pluralität von Lebensentwürfen bedürfen enge familienrechtliche Vorgaben der besonderen Begründung. Der Staat zieht sich zurück. Paare können ihre Lebensform weitgehend selbst definieren und anstelle von Instituten treten Vereinbarungen. Das Familienrecht vertraut zunehmend auf einvernehmliche, selbstbestimmte Lösungen, gibt Deutungshoheit an die Parteien ab und ist selbst nur noch um den Prozess der Trennung besorgt. Weiter reagiert es auf wachsende gesellschaftliche Differenzierungen durch Generalisierung. Hoch genug abstrahierte Werte vermögen der Gesellschaft eine Differenzierungen einfassende Verbindlichkeit und damit Integrationskraft zu sichern.

Auch verschiedene Aspekte islamischen Familienrechts begünstigen seine Integration. Zum einen ist die islamische Ehe ein Vertrag und kein Institut, Wirkungen und Auflösung sind weitgehend der Vereinbarung überlassen. Zum andern steht für eheliche Auseinandersetzungen zunächst ein differenziertes Stufenkonzept der Konfliktlösung zur Verfügung, an welchem bevorzugt aus beiden Familien stammende Schiedsrichter

---

34 Vgl. Art. 375-1 Abs. 2 Code Civil.

mitwirken. Schließlich wohnt dem islamischen Recht eine große Reformeignung inne. Bemühungen, das islamische Recht aus seiner auf das 10. Jahrhundert zurückreichende Erstarrung zu befreien, sind nicht nur in Europa auszumachen. Mit dem Hinweis auf seine Historizität soll das islamische Recht für die interpretative Entwicklung erneut geöffnet werden, nicht im Sinne der Aufgabe des Islam als Referenzpunkt, sondern im Sinne der Rückkehr zu seinem Kern. Die hohe Dichte koranischen Familienrechts ist Ausdruck damaligen Bestrebens, Frauen Schutz zu gewähren und ihre Stellung gegenüber der vorislamischen Zeit zu stärken. Eine historisch kontextualisierte, an diese Ausgangslage anknüpfende Lesart steht im Einklang mit dem islamischen Offenbarungsverständnis, greift aber auf teleologische Erwägungen zurück, um die Geschlechterfrage zeitgebunden zu beraten.

Ein auf Diskurs und Prozess ausgerichtetes Denken sperrt sich gegen ein essentialisiertes Kulturverständnis und vermeidet es, gesellschaftliche Konflikte auf kulturelle, religiöse oder ethnische Aspekte zu reduzieren. Es vermag durch die Moderation von Konflikten gesellschaftliche Differenzierungen und dynamische Interaktionen eher zu fassen. Auch wird es anders als das Dogma der Staatsangehörigkeitsanknüpfung der Erkenntnis gerecht, dass normative Ordnungen ihr Gehalt, ihre Bedeutung und ihre Wirkung erst in einem bestimmten kulturellen Kontext entfalten und folglich der Transformation zugänglich sind. Aber auch das Umfeld verändert sich, sofern es fremde Elemente integriert: Es verschieben sich Grenzen, es kommt zu einer normativen Synkretisierung.

Ein integratives, offenes Modell in familienrechtlichen Fragen anerkennt zum einen artikulierte kollektive Identitäten und identitätssichernde Lebenskontexte, zum andern schützt es die Selbstinterpretation kultureller Imperative und die Autonomie, den persönlichen Lebensentwurf zu verfolgen. Es orientiert sich nicht an Gruppeninteressen, sondern setzt beim Individuum an, bei seinen Rechten und seinem kulturell geprägten Verständnis. So besteht auch am ehesten die Chance, Parallelstrukturen zu vermeiden, Geschlossenheit aufzubrechen. Und es verhindert, dass ein wie auch immer geartetes Verständnis vom islamischen Recht in einer vermeintlichen Reinheit Zugehörigen zum Islam aufgezwungen wird.

Substantielle Autonomie ist allerdings nur dann gegeben, wenn die Möglichkeit besteht, zwischen verschiedenen Optionen ohne Zwang zu entscheiden. Dies setzt nicht zuletzt institutionelle und verfahrensmäßige Garantien voraus: institutionell die Existenz von gesetzlich legitimierten, unabhängigen und unparteilichen Entscheidungsorganen

mit richterlichen Funktionen und verfahrensbezogen den Zugang zu diesem Organ, ein faires Verfahren, insbesondere gleiche Verfahrenspositionen und rechtliches Gehör.

Freilich besteht die Problematik des ungleichen strukturellen, familialen und kulturellen Verhältnisses der Geschlechter. Die Schutzfunktionen des Familienrechts sollen materielle Gleichheit sicherstellen. Sozialempirische Studien belegen, dass Frauen aus islamisch geprägten Kontexten in Europa zwar auf den letztinstanzlichen Zugang zum staatlichen Recht nicht verzichten wollen, allerdings sind individuelle und kollektive Identität intrinsisch verwoben und individuelle Identität kann nur im sozialen Netzwerk stabilisiert werden.<sup>35</sup> Ein vertrautes Umfeld, unter Einbezug von im selben kulturellen Feld eingebundenen Personen begünstigt die Offenlegung der Interessen, gewährleistet kulturelle Sicherheit, die ihrerseits Autonomie stärkt.

#### D. Zusammenfassende Thesen

##### 1. Neue Kartografien: innerhalb und nicht dazwischen

Wir sind Zeugen der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Zum einen die Vermehrung familienrechtlicher Codes und eine neue Dimension diskursiver Heterogenität. Zum andern die Renaissance eines holistischen Kulturverständnisses, das Beharren – in apologetischer oder in kritischer Absicht – auf askriptive Merkmale des Selbst und des Anderen, auf Zuschreibungen und deren Einverleibung. Das ist aber keine Paradoxie. Im Globalisierungskontext lassen sich diese Erscheinungen widerspruchsfrei denken.

Familienkulturelle Identität wird freilich durch eine Vielzahl sozialer Prozesse hervorgebracht. Konstruktivistische Analysen machen die imaginären Evidenzen sichtbar. Das Resultat von Konstruktionsprozessen ist aber keine Illusion, Fiktion oder Täuschung, sondern eine mit Veränderungspotenzial ausgestattete Wirklichkeit, weshalb kulturelle Identität die Aufmerksamkeit des Familienrechts verdient. Die Herausforderung heißt „protecting choice – promoting inclusion“.

##### 2. Inklusion oder Exklusion fremden Familienrechts?

Islamisches Familienrecht findet in Europa Anwendung im Rahmen des Internationalen Privatrechts, also aufgrund eines im nationalen Recht verankerten Rechtsanwendungs-

---

<sup>35</sup> Vgl. Habermas, Jürgen. „Anerkennungskämpfe im demokratischen Rechtsstaat.“ In *Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung*, herausgegeben von Charles Taylor. Frankfurt/Main, 1993, 172.

befehls. Rechtsvergleichend bilanzierend stelle ich fest, dass alle betrachteten Länder in einem Prozess der Selbstvergewisserung nach annehmbarer, das Gleichgewicht wahrender familienrechtlicher Pluralität suchen. Zwar überwiegen Gemeinsamkeiten und Konvergenzen, was wohl auf vergleichbare Problemlagen zurückzuführen ist, dennoch sind unterschiedliche Akzente auszumachen. In Frankreich dient der international-privatrechtliche *ordre public* am deutlichsten der Behauptung des Selbst. Die Schweiz setzt schon in anknüpfungstheoretischer Perspektive auf Integration. Deutschland hingegen ist in starkem Maße den eigenen kulturellen Codes verpflichtet, der häufige Rückgriff auf fremdes Recht und die bemerkenswerte Zurückhaltung in der Anwendung des *ordre public* können sowohl als Abwehr und Demarkation im Innern wie auch als anerkennende Rücksicht auf Differenzen gelesen werden. Spanien hingegen knüpft an seine islamische Vergangenheit an und öffnet neue Felder kultureller Autonomie. Schließlich weisen die sozialen Strukturen Englands kommunitaristische Züge auf, der Staat gewährt trotz kollisionsrechtlicher Anknüpfung an das Domizil die Koexistenz von familienkulturellen Ordnungen und die weitestgehende rechtliche Autonomie. Die muslimische Gemeinschaft hat ihre Rechtstraditionen in modifizierter Form weitgehend bewahrt.

Begegnungen in familienrechtlichen Kontexten, dies der Befund, sind Epiphänomene der Varianten politischer Modernität und nationaler Selbstbeschreibungen in Europa – nicht mehr und nicht weniger.

### 3. Die (De)Konstruktion binärer Opposition

In der „postnationalen“ und „postsäkularen Gesellschaft“ mittels Staatsgrenzen den identitätsrelevanten Raum bezeichnen zu wollen, erweist sich als juristischer Reduktionismus. Und gegen die kollisionsrechtliche Anknüpfung an die Staatsangehörigkeit im Familienrecht bestehen ernste Bedenken, zumal sie auf Exklusivität angelegt ist. Sie antizipiert eine Differenz, die sie bei jeder Entscheidung wieder neu markiert. So nimmt sie als performativer Akt teil an der binären Logik vom Selbst und dem Anderen. Indes ist die Anknüpfung an die Staatsangehörigkeit in Erosion begriffen, zugunsten derjenigen an den geteilten Lebensraum und der Rechtswahl, die im Ansatz auf Begegnung angelegt sind.

#### 4. Eruptionen im Familienrecht in Europa

Der ethische Imperativ des Respekts kultureller und religiöser Identitäten, gepaart mit dem Axiom ihrer Gleichwertigkeit, stellt eine Herausforderung an die Integrationsfähigkeit familienrechtlicher Ordnungen dar. Im europäischen Familienrecht ist im Zuge der zunehmenden sachbezogenen Konvergenz eine graduelle Erosion des Statusdenkens zu konstatieren. Insbesondere die tradierte institutionelle Interpretation der Ehe ist historisch überholt, und ordnungspolitische Bedürfnisse, über die rechtliche Formierung des Zusammenlebens die Gesellschaft zu strukturieren, sind ein Atavismus. Einem von der Metaphysik befreiten, auf die schutzbezogenen Aufgaben zurückgeführten Familienrecht kommt Integrationskraft zu.

5. Sachrechtsbezogener Einbezug (rechts)kultureller Vielfalt: ein eklektisches Vorgehen  
Eine sachrechtsbezogene Berücksichtigung kultureller Identität und fremder Rechtsverständnisse ist auf Begegnung angelegt. Die Orte der Begegnung sind zahlreich, die Begegnungen selbst von unterschiedlicher Intensität: Die kulturelle Diversifizierung des familienrechtlichen Angebots ist selten, der Einbezug fremder Rechtsfiguren durch autonome Rechtsgestaltung immerhin häufiger. Erst ausreichende normative Offenheit ermöglicht im Rahmen hermeneutischer Normkonkretisierung, kulturell und religiös fremde Rechtsprägungen einzuverleiben. Insgesamt aber ein eklektisches, wenig theoriegeleitetes Vorgehen.

#### 6. Rechtspluralismus im Familienrecht: Ein empirischer Befund anthropologischer Erkundungen

Hingegen ist Rechtspluralismus ein Feld anthropologischer Erkundung. Die Rechtsethnologie hat uns gelehrt, dass sozialer Raum kein normatives Vakuum ist. Rechtspluralistische Strukturen im Sinne einer nicht rechtspositivistisch verengten Perzeption von Recht fordern die moderne Idee vom staatlichen Monopol der Rechtserzeugung heraus und entführen das Recht aus dem Panoptikum der Verdinglichung, in welchem es viele eingeschlossen haben. Sie offenbaren eine enorme Interdependenz und Komplexität des Verhältnisses zwischen normativen Systemen und sozialen Praktiken. Der rechtsanthropologischen Theorie des Rechtspluralismus ist es zu verdanken, dass diese Komplexität, das erfahrbare und gelebte Recht die Aufmerksamkeit der Rechtswissenschaft erhalten. Parallele, gemeinschaftsbezogene Familienrechtsordnungen sind allerdings keine Perspektive für Europa, zumal sie die auf die einzelne Person zugeschnittene Theorie der



Rechte überfordern muss. Das Recht auf kulturelle Identität im familienrechtlichen Kontext schließt nicht die Gleichheit normativer Verpflichtungen aus, denn eben dieses Recht braucht ein Fundament, das seine allgemeine Geltung garantiert. Zudem kann in einem demokratischen und säkularen Staat auf die kulturelle Inklusionswirkung familienrechtlicher Institutionen und Verfahren nicht verzichtet werden. Schließlich sind gruppen-, religionsbezogene normative Ordnungen im Familienrecht eine Gefahr sowohl für die Kohäsion der Gesellschaft wie auch für die schwächeren Gruppenmitglieder.

#### 7. Diskursive Praxis und Legitimation durch Verfahren

Dennoch ist Pluralität im familienbezogenen Bereich anzuerkennen. Die Verknüpfung empirischer und normativer Perspektiven vermute ich in einem diskursiven und prozeduralisierten Familienrechtskontext und durch die Klärung der Kernaufgaben des Familienrechts. Die theoretischen Grundlagen und die dogmatischen und praktischen Implikationen sind auf dem Hintergrund folgender Grundsätze zu diskutieren: Autonomie und Schutz zu gewährleisten sind die Hauptaufgaben des Familienrechts. Je nach Regelungsbereich kann sich staatliches Recht darauf beschränken, selbstbestimmte Verfahren zu begleiten und anzuerkennen, oder kulturell geprägte Institute, Regelungen oder Werte trotz staatlicher Rechtssetzungsprärogative zu integrieren, oder schließlich im Rahmen staatlichen Monopols verschiedene Positionen prozedural zu versöhnen. Die Grenzen sind durch die Menschenrechte und die Verfassung gesetzt. Hoch genug abstrahierte Werte vermögen der Gesellschaft eine Differenzierung einfassende Verbindlichkeit und damit Integrationskraft zu sichern. Autonomie sichert den Rückgriff auf vertraute Diskurse und Deutungshoheit der Parteien. Gleichwohl erfolgt im Rahmen heterarchisch angelegter Begegnungen eine weit über die verschiedenen Positionen hinausweisende kulturell-normative Synkretisierung. Pluralität adressieren, sich der eigenen Geschichte erinnern, stigmatisierende Zuschreibungen unterlassen und sich der Kontingenz kultureller Konstrukte und des Veränderungspotenzials bewusst sein: das sind die Elemente integrativer Familienrechtsordnungen und Familienrechtspraxen.

## INTERROGATING AN INSECT SOCIETY RAGHAVENDRA GADAGKAR

### Abstract

Insect societies such as those of ants, bees and wasps consist of 1 or a small number of fertile queens and a large number of sterile or nearly sterile workers. While the queens engage in laying eggs, workers perform all other tasks such as nest building, acquisition and processing of food, and brood care. How do such societies function in a coordinated and efficient manner? What are the rules that individuals follow? How are these rules made and enforced? These questions are of obvious interest to us as fellow social animals but how do we interrogate an insect society and seek answers to these questions? In this article I will describe my research that was designed to seek answers from an insect society to a series of questions of obvious interest to us. I have chosen the Indian paper wasp *Ropalidia marginata* for this purpose, a species that is abundantly distributed in peninsular India and that serves as an excellent model system. An important feature of this species is that queens and workers are morphologically identical and physiologically nearly so. How then does an individual become a queen? How does the queen suppress worker reproduction? How does the queen regulate the non-reproductive activities of the workers? What is the function of aggression shown by different individuals? How and when is the queen's heir decided? I will show how such questions can indeed be investigated and

---

Raghavendra Gadagkar is non-resident Permanent Fellow of the Wissenschaftskolleg zu Berlin and Professor at Centre for Ecological Sciences & Centre for Contemporary Studies Indian Institute of Science Bangalore, 560012, India & Evolutionary and Organismal Biology Unit Jawaharlal Nehru Centre for Advanced Scientific Research Jakkur, Bangalore, 560064, India. E-mail: ragh@ces.iisc.ernet.in. Author contributions: R. G. designed research, participated in performing research reviewed here, and wrote the paper. Reprinted with permission from *Proceedings of the National Academy of Sciences*, USA, 106, (2009): 10407–10414.

ill emphasize the need for a whole range of different techniques of observation and experimentation.

As social beings we are conscious of the enormous benefits we derive from cooperation and division of labor, but we are also justifiably obsessed with the problems that social life inevitably brings with it, the potential for selfishness and conflict. A reasonable way to reflect on these issues, and indeed to understand why we behave as we do, is to turn to other societies. Anthropologists can offer us a glimpse into the lives and mores of “primitive” and “exotic” human societies. Biologists can do much more; they can offer us insights from a whole range of animal societies with millions of years of evolutionary history. And those of us who study insect societies can hope to harness wisdom from an altogether different subkingdom of animal life. I certainly do not think we should imitate animal societies blindly but I do think that they can hold a mirror to us and offer us a means to reflect on our own society and learn more about ourselves (1).

### The Insect Societies

Many insect societies, such as those of ants, bees, wasps and termites parallel, if not better, human societies in the sophistication and complexity of their organization, communication, division of labor, and even their caste systems (2–6). There can be little doubt that they have much of interest for us fellow social creatures. In the so-called primitively eusocial species queens and workers are not morphologically differentiated, queens control worker reproduction by physical aggression, and colony labor is divided by a top-down control by the queens. In highly eusocial species, however, queens and workers are morphologically differentiated, queens regulate worker reproduction by pheromones, and colony labor is divided by bottom-up self-organization. Why do the members of a species organize themselves into colonies? What might have been the evolutionary forces that brought about the transition from solitary to social life in the past and what evolutionary forces maintain social life today and prevent a reversal to the solitary mode of existence? In parallel with these evolutionary questions (or, sometimes called “ultimate” or “why” questions), one can and should also ask more “proximate” questions that address the physiological and other mechanisms that make it possible for members of the species to organize themselves into eusocial colonies. How do members of a colony recognize themselves as distinct from those of another colony, how do they differentiate themselves into reproductives and nonreproductives, what mechanisms ensure that workers don’t begin

to reproduce, how do colony members communicate with each other and divide colony labor efficiently among themselves, how do they respond when the queen dies and/or when their nest is attacked by a predator, and so on. Although the debate about the relative utility and mutual interdependence of why and how questions has waxed and waned, I believe that we need to simultaneously address both kinds of questions, ideally with the same study animals and by the same research group, and that is exactly what my students and I have attempted to do at all times. I summarized what we have learned about *Ropalidia marginata* by asking more evolutionary questions some years ago (7) and will therefore focus more on the proximate questions in this article.

### Natural History of the Primitively Eusocial Wasp *R. marginata*

More than 25 years ago I chose the Indian paper wasp *R. marginata* as an exemplar of a primitively eusocial society worthy of long-term study. At this point I will give some brief background information about *R. marginata*, which led to the first in the series of 9 questions and answers that I will describe here. *R. marginata* is an Old World, tropical, primitively eusocial, polistine wasp abundantly distributed in peninsular India. Apart from the easy and local availability, this wasp genus potentially holds important clues concerning insect social evolution, because it contains both primitively eusocial and highly eusocial species. *R. marginata* builds simple, open (without envelope) nests from paper cartons that they make from cellulose fibers scraped from plants (Fig. 1). New colonies may be founded either by a single female or by a small group of female wasps. A solitary foundress builds a nest, lays eggs, forages to feed her growing larvae, guards them from predators and parasites, and brings them to adulthood all by herself, until her daughters eclose (emerge from their cocoons as adults) and begin to stay back and assist her in rearing subsequent batches of brood. In multifemale nests, only 1 individual becomes the egg layer or queen and does little more than egg laying, while the rest function as sterile workers and perform the tasks of nest building, maintenance and brood care. All male wasps eclosing on nests of *R. marginata* disappear within ~5–6 days of their eclosion and appear to lead a nomadic life, attempting to mate with female wasps that may be on foraging trips, and never return to their natal nests or any other nest. Female wasps, however, may remain on their natal nests all their lives (1–160 days, mean  $\pm$  SD = 27  $\pm$  23 days). The wasps in a colony exhibit reproductive caste differentiation into fertile queens and sterile workers. At any given time only 1 individual monopolizes all egg laying while the rest of the individu-

als never lay eggs when the queen is alive. However, queens are often replaced by their nestmates, resulting in serial, rather than simultaneous polygyny. Several features of the biology of *R. marginata* make it an ideal model system for addressing both ultimate and proximate questions. The open nests make it possible to observe all behaviors performed by all of the wasps. The relative small size of the colonies makes it possible to individually mark all wasps with unique spots of colored paints and document the lifetime behavioral profiles of known individuals. The absence of morphological differentiation between queens and workers makes it possible, at least in principle, for any or most adult wasps to take on either the role of the queen or that of a worker, depending on the opportunities available (7) and this makes the society of even greater interest from a human perspective.



*Fig. 1:* A typical nest of the Indian paper wasp, *Ropalidia marginata* (Photo: Sujata Kardile).

How then does one interrogate such an insect society? From the aphorism “Nature loves to hide” attributed to the Greek philosopher of 500 BC Heraclitus and the declaration by Sir Francis Bacon in the 16th century that “Nature does not reveal itself except under the

torture of experiments”, there has been a long and fascinating discussion about the secrets of nature and how they might be unveiled (8). Ethology, the science of animal behavior, too, has had a somewhat uneasy relationship between (unobtrusive) observation and (manipulative) experimentation. While Konrad Lorenz, 1 of the 3 founding fathers of ethology appears to have been in favor of observation without experiment and interference, Niko Tinbergen and Karl von Frisch, the other 2 might well be described as the founders of experimental ethology (9). I hope to show in this essay that, to unveil the secrets of an insect society, we need to use every method available to us and as required by the question at hand. I also hope to show that every well-answered question leads to at least 1 new question. Let me therefore proceed with a description of a series of 9 questions and their possible answers, exactly as I proceeded in my research that was performed with the active collaboration of a large number of students who never failed to match my passion for interrogating this remarkable insect society.

#### Question 1: How is the Queen Behaviorally Different from the Workers?

In highly eusocial insects where queens and workers are morphologically differentiated, one tends to take it for granted that queens ought to be behaviorally different from workers and in predictable ways, too. In primitively eusocial insects, however, where queens are morphologically identical, it is best to make no assumptions about how queens and workers ought to behave and especially how they ought to differ from each other. We therefore simply marked all the wasps in a colony with unique spots of colored paints and recorded their behavior by using a battery of sampling methods. From this we chose the top 6 behaviors in which an average wasp spent most of its time and computed the proportion of time that each wasp spent in each of these six behaviors. We then subjected the resulting time-activity budgets to multivariate statistics and cluster analysis. To our surprise, we found that the members of a colony could be classified into three rather distinct clusters, which we named sitters, fighters and foragers, based on their respective mean behavioral profiles (Fig. 2) (10).

Having deliberately avoided categorizing individual wasps as queens and workers prior to the behavioral study, we were now able to retrospectively examine the position of the queen in this system of behavioral caste differentiation of a colony into sitters, fighters and foragers. Because queens of primitively eusocial wasps are known to be aggressive individuals and are believed to use physical aggression to suppress worker reproduction

and enforce work schedules on their work force, we expected *R. marginata* queens to belong to the fighter caste. But this was not the case. In colony after colony we found that the queens of *R. marginata* belonged to the sitter caste (10). Does this mean that there was no aggression in *R. marginata* colonies? To check this out, we made a more explicit study of dominance/subordinate behaviors. Incidentally, I will interchangeably use aggression, dominance behavior or dominance-subordinate behavior, to mean the same thing. We found that, like in other primitively eusocial species, these wasps also showed reasonable rates of aggressive behaviors. Indeed, we were able to use the frequencies of dominance/subordinate behaviors to construct dominance hierarchies among the members of a colony, as can be done in any primitively eusocial species. The only difference, but a profound one at that, was that *R. marginata* queens were almost never at the top of the dominance hierarchies of their colonies; they were in the middle or at the bottom of the hierarchy (7, 11). Thus the answer to question 1 is that queens of *R. marginata* are non-aggressive, non-interactive (I have not shown data on interaction rates due to lack of space), meek and docile sitters, in spite of the fact that workers exhibit dominance-subordinate behaviors typical of primitively eusocial species.

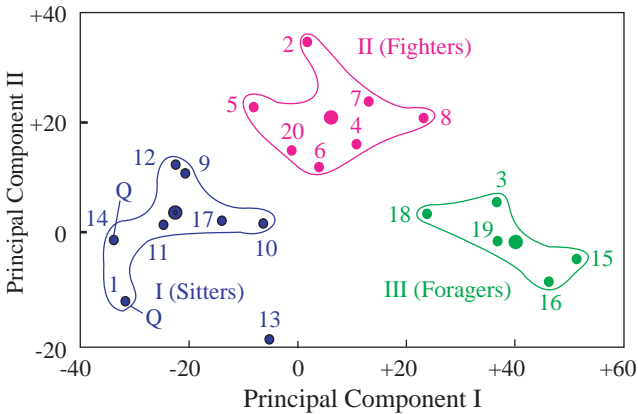


Fig. 2: Behavioral castes of *R. marginata*. Twenty wasps are shown as points in the coordinate space of the amplitudes associated with the first two principal components. The points fall into three clusters (or castes) by the criterion of nearest centroid. Circled dot = centroid. Q = queen. Redrawn with permission from (10).

## Question 2: If the Queen is Such a Meek and Docile Sitter How Does She Become a Queen in the First Place?

It is unlikely that we will find the answer to this question by mere observation. Clearly, manipulative experiments are called for. We therefore designed a “queen-removal” experiment to answer this question. It involved observing a normal, queenright colony on day 1, experimentally removing the queen and observing the so manipulated, queenless colony on day 2, returning the queen and then observing the colony again on day 3. There were no surprises on day 1 but the behavior of the wasps on days 2 and 3 was most unexpected and interesting. Within minutes after queen removal, the reasonably peaceful *R. marginata* colony was transformed into a highly aggressive society. On day 2 the queenless colony showed a several-fold increase in dominance behavior compared to that of the queenright colony on day 1. Interestingly, dominance behavior on day 3 after the queen was returned reduced to near day 1 levels. More surprisingly, all the increased dominance behavior on day 2 was on account of a single worker who stepped up her levels of dominance behavior some 10-fold relative to her own levels on day 1 and indeed brought down her aggression on day 3 after the queen was returned, to levels significantly lower than on day 2 (Fig. 3). In experiments in which we did not return the queen on day 3, the worker who stepped up her aggression as soon as the queen was removed, gradually brought down her aggression (Fig. 3 *Inset*), developed her ovaries and went on to become the next queen of the colony. We therefore call this hyperaggressive worker as the potential queen (PQ) until she lays her first egg when she would, of course, qualify for the title queen (12–14). The answer to question 2 then is that a meek and docile individual manages to be the queen of *R. marginata* colonies by being a very aggressive individual at the beginning of her career and only later becoming meek and docile.

## Question 3: How Does the Queen Inhibit Worker Reproduction and Maintain Her Reproductive Monopoly?

It is clear that the *R. marginata* queens could not possibly be using physical aggression to suppress reproduction by their workers. And yet they are remarkably successful in maintaining complete reproductive monopoly in their colonies. There are perhaps many ways in which the queens can achieve reproductive monopoly but we decided to first consider



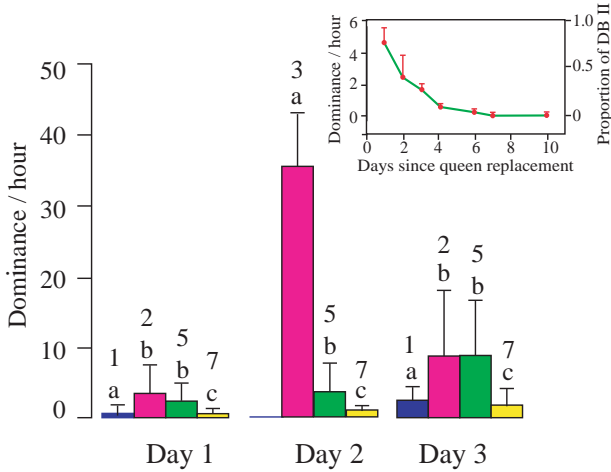


Fig. 3: A typical queen removal experiment showing the frequencies per hour of dominance behaviour shown by the queen (blue bars), potential queen (pink bars), max. workers (green bars), and mean workers (yellow bars) on days 1, 2 and 3. Bars that carry different letters are significantly different from each other ( $p < 0.05$  or less) within each day, bars that carry different numbers are significantly different from each other ( $p < 0.05$  or less) among the 3 days. Comparisons are by the two-tailed Wilcoxon matched-pairs signed-rank test. Inset: Dominance acts per nest-mate per hour shown by replacement queens from the day of takeover up to 10 days after queen replacement. Means and 1 S.D. are shown for nine nests for days 1–7 and six nests on day 10. Redrawn with permission from (13).

the hypothesis that *R. marginata* queens do so with the aid of pheromones. The reason for starting with this hypothesis is that queens of highly eusocial insects are well known to achieve reproductive monopoly by means of pheromones.

But how do we test such a hypothesis? For starters, it would be helpful to know whether the queen pheromone is volatile or nonvolatile? To answer this limited question we designed a new kind of experiment: the “mesh experiment”. After observing a normal colony on day 1 as before, we cut the nest in half and separated the two halves with a wire mesh in a closed cage on day 2. We then introduced the queen on 1 of the 2 sides by tossing a coin and similarly released a randomly chosen half of the workers on the queenright

side and the other half on the queenless side. On day 2 we made observations simultaneously on both sides. Our predictions were as follows. If the queen pheromone is volatile, workers on the queenless side should perceive the presence of the queen across the mesh and should behave just as they did before the nest was cut up and separated by a wire mesh. In other words, there should be no PQ on either side. However, if the queen pheromone is nonvolatile, workers on the queenless side should not perceive the queen across the wire mesh and should behave as they would if their queen had been lost. In other words, one of the workers should begin to behave like a PQ on the queenless side but there should be no PQ on the queenright side.

We carried out 24 such mesh experiments, and in each one of them the hypothesis that the queen pheromone is nonvolatile was supported. In every experiment, there appeared a hyperaggressive PQ (we designated her as PQ1) on the queenless side within minutes of the workers on that side being separated from their queen and no such hyperaggressive individual appeared on the queenright side in any experiment. As further proof, we exchanged the queen from the queenright side to the queenless side, leaving the workers as they were, on day 3. Sure enough the PQ of day 2 now dropped nearly all her aggression and one of the workers on the new queenless side who was very nonaggressive on day 2 now became hyperaggressive and was designated as PQ2. There was no significant difference between the levels of aggression of PQ1 on day 2 and PQ2 on day 3 (Fig. 4) (15). Our answer to question 3 is still preliminary because we cannot yet conclude that *R. marginata* queen maintains her reproductive monopoly by means of a pheromone. However, we can certainly conclude that the workers perceive the presence or absence of the queen by a pheromone that is nonvolatile. This is because of the certainty and rapidity with which we witnessed a PQ on the queenless side and equally importantly, the certainty and rapidity with which the PQ dropped her aggression as soon as the queen was moved to her side. Recent work with another primitively eusocial wasp genus *Polistes* lends support to the idea of chemical signaling between queens and workers (16;17).

#### Question 4: How Does the Queen Signal Her Presence to Her Workers or How Do the Workers Perceive the Nonvolatile Queen Pheromone?

If the queen pheromone were volatile, there would be no great mystery about how it gets from the queen to the workers. But because the pheromone of *R. marginata* queens is nonvolatile, the question of its transmission from the queen to the PQ is an open one. The

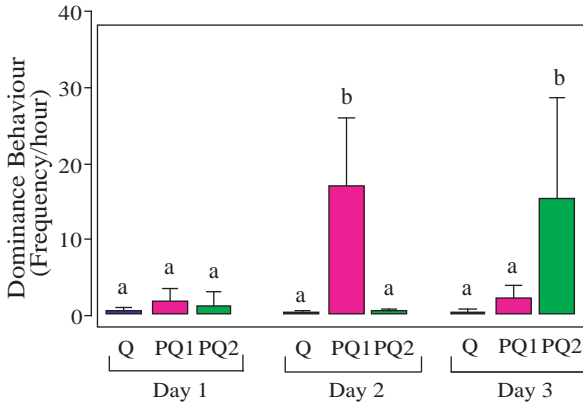
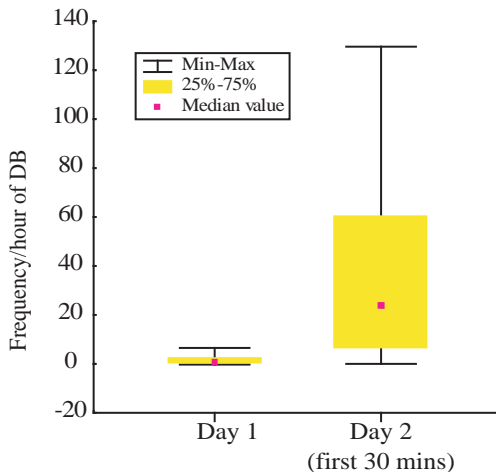


Fig. 4: A typical mesh experiment. Mean and standard deviation of the frequency per hour of dominance behaviour of the queen (Q), potential queen 1 (PQ1) and potential queen 2 (PQ2) on day 1 (unmanipulated colony), day 2 (after dividing the colony) and day 3 (after exchanging the queen) ( $n = 12$  colonies). Comparisons are by Wilcoxon matched-pairs signed-ranks test and significantly different values ( $p < \alpha$ , where  $\alpha$  is set to 0.0023 after Bonferroni correction) are indicated using different letters. Redrawn with permission from (15).

most obvious hypothesis is that the transmission occurs through routine physical contact between the queen and the PQ. However, the rapidity with which the PQ realizes the absence of the queen and the relative noninteractive nature of the queen made us unsure of the validity of this otherwise reasonable hypothesis. We therefore decided to test it by using simple model that relates the time taken by the PQ to realize the absence of the queen, the rates of interaction between the queen and PQ, and the rates of decay of the pheromone. We designated the time taken by the PQ to realize that the queen is missing as  $t_r$ , the time taken by the pheromone to decay as  $t_d$ , and the average age of the pheromone available with the PQ at the time that we remove the queen as  $t_a$ . Clearly  $t_a$  will depend on when the PQ last interacted with the queen, and that is how we bring rates of interaction between the queen and PQ into the model. The PQ should realize the loss of the queen as soon as the queen pheromone available with her decays completely. Therefore  $t_r = t_d - t_a$ . If this equation is satisfied then physical interaction between the queen and

PQ are adequate to explain the rapidity with which the PQ realizes the absence of the queen.

Hence we set out to measure all of the 3 parameters of the model namely,  $t_r$ ,  $t_d$  and  $t_a$ . Measuring PQ's realization time is not straightforward. The response of the PQ to the loss of her queen is that she becomes very aggressive. This is so dramatic that the number of acts of aggression shown by the PQ in the first 30 min of queen removal (on day 2 of the queen removal experiment) itself is vastly and significantly greater than all of the aggression she shows in the presence of the queen during all day (8 h of observation on day 1 of the queen removal experiment) (Fig. 5). Hence she definitely has realized the absence of the queen in 30 min. Perhaps she realizes sooner than 30 min but we cannot be sure. The reason is that we need at least 30 min to get a statistically valid estimate of her new rate of aggression on day 2, to compare with that on day 1. Hence we conservatively (meaning that it could be even less) estimate  $t_r$  as 30 min. In 26 of 50 colonies observed, the PQs (identified retrospectively, after queen removal) did not interact with their queens even once in the 5 h they were observed. If they did interact with their queens that must have

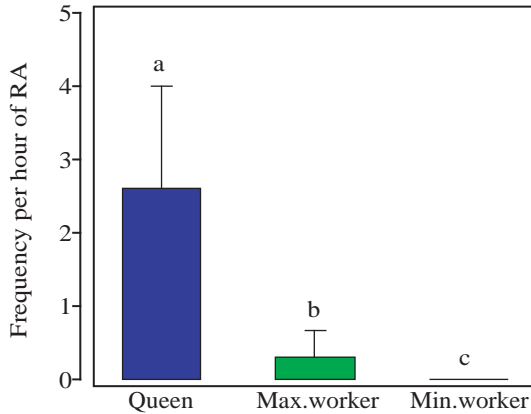


*Fig. 5:* Frequency per hour of dominance behaviour shown by the PQ within 30 minutes of queen removal as compared to her own levels of dominance in the queenright colony. (Wilcoxon matched-pairs, signed-ranks test;  $N = 50$ ,  $p = 0.000$ ). Redrawn with permission from (19).

been >5 h ago, before we began our observations. And yet they behaved as if the queen was present, until we actually removed the queen. Hence the pheromone with them had not decayed in 5 h. This logic allowed us to estimate  $t_r$  as 300 min or more. Pooling data from all the 50 colonies, we calculated that PQs interacted with their queens on average once in 213 min. Because we might have removed the queen any time from, just after a Q-PQ interaction to just before the next such interaction, we estimate the average age of the pheromone with the PQ at the time of queen removal,  $t_a$  as  $213/2 = 106.5$  min. Now if  $t_r = t_d - t_a$ , then  $t_r = 300 - 106.5 = 193.5$  min. But of course, this does not match the experimentally determined  $t_r$  of 30 min or less. Thus, we concluded that the rates of direct physical interactions between the queen and PQ are inadequate to explain the rapidity with which the PQ realizes the absence of the queen.

It is, however, possible that the PQ does not need to directly interact with the queen to receive the queen pheromone; it may be adequate for her to interact with another worker who in turn has interacted with the queen. Thus, pheromone transfer between the queen and PQ may occur by a relay mechanism. We tested this hypothesis, too, in a similar way. For this we had to estimate the rates of relayed interaction (through other workers) between the queen and PQ. Here, we used a well-known procedure called the Dijkstra's algorithm (18) to determine the fastest possible path of interaction between the queen and the PQ, from data on rates of direct interactions between all possible pairs of wasps in each colony and thus determine  $t_a$  once again. This time we obtained a value of  $t_a = 102.9$  min. In testing the hypothesis of direct interactions between queen and PQ, we estimated  $t_d$  as 300 or more min because many of the PQs did not interact with their queens even once in 300 min. While testing the relayed interaction hypothesis, we found that all PQs interacted with their PQs through relay but the slowest interaction time was once in 340 min. So here we set  $t_d = 340$  min. Now if  $t_r = t_d - t_a$ , then  $t_r = 340 - 102.9 = 237.1$  min. Once again, this does not match the experimentally determined  $t_r$  of 30 min or less. Thus, we concluded that neither the rates of direct physical interactions nor the rates of relayed interaction between the queen and PQ are adequate to explain the rapidity with which the PQ realizes the absence of the queen.

Because physical interactions appeared inadequate we considered the hypothesis that the queen applies her pheromone to the nest surface. This hypothesis suggested itself because of the characteristic manner in which the queen (but not the workers) rubs the tip of her abdomen on the nest while walking on the nest. To test the plausibility of the hypothesis that the queen applies her pheromone to the nest surface using the Rub Abdo-



*Fig. 6:* Mean and standard deviation of the frequency per hour of Rub Abdomen behaviour shown by the queen (blue bar), Max worker (= the worker showing the highest value among workers in the colony, green bar) and Min worker (= the worker showing the lowest value among workers in the colony, black bar) ( $N = 8$  colonies). Comparisons are by Wilcoxon matched-pairs, signed-ranks test; bars with different letters are significantly different ( $p < 0.05$ ) from each other. Redrawn with permission from (19).

men behavior (RA), we undertook a detailed study of RA, with special attention to the rates at which this behavior is performed. We found that only the queen performs the RA to any significant extent and even if some of the workers do so in some of the colonies those rates are negligible. More importantly queens perform RA on average once in 23 min (Fig. 6). And if she indeed used this behavior to apply her pheromone to the nest surface, she must apply a fresh coat of pheromone every 23 min. Thus, if the queen is removed the PQ should realize the absence of the queen after 23 min. At last the numbers match because we have determined that the PQ realizes the absence of the queen in 30 min. So our current answer to question 4 is that the queen signals her presence by applying her pheromone to the nest surface using the RA. In other words, the workers perceive the queen's presence or absence by the presence or absence of the queen pheromone on the nest surface, without having to necessarily physically interact with the queen either directly or through relay (19).

Question 5: How Does the Queen Regulate the Nonreproductive Activities of the Workers?

If *R. marginata* queens overcome their lack of aggression by using a pheromone to regulate worker reproduction and maintain reproductive monopoly, how do they overcome their lack of aggression when it comes to regulating the nonreproductive activities of their workers? How, for instance, do *R. marginata* queens ensure that their workers bring ad-

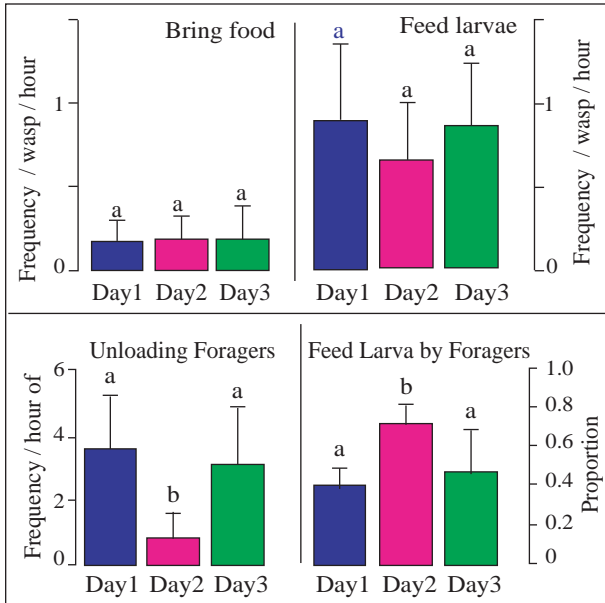


Fig. 7: Foraging, feeding larvae and unloading in a typical queenremoval experiment. Upper panels: Frequencies per hour of food brought per individual per hour, and of feeding larvae per individual per hour are both not significantly different on days 1, 2 and 3, as can be seen from the identical letters on the bars. Lower panels: Frequencies at which foragers were unloaded and the proportion of the feeding of larvae done by foragers on days 1, 2 and 3. For each behaviour, bars with different letters are significantly different from each other. All comparisons are by two-tailed Wilcoxon matched-pairs signed-rank tests. Redrawn with permission from (12).

equate quantities of food and feed the larvae? To answer this question we went back to the queen-removal experiment and measured the rates at which workers brought food back to the nest and fed larvae in the presence of the queen (day 1) and compared these rates to the corresponding rates in the absence of the queens (day 2). We expected a sharp decline in these rates after queen removal, based on the results of similar experiments in other primitively eusocial species (20, 21), but see (22). To our surprise however, we found no statistically significant differences in both the rates of bringing food to the nest and in the rates of feeding the larvae, in the presence of the queen (day 1), in the absence of the queen (day 2) and again after the queen was returned (day 3). The workers did not seem to care whether their queen was present or not; they continued to bring food and feed the larvae regardless of the queen's presence or absence (Fig. 7, *Upper*). Thus *R. marginata* queens do not regulate the nonreproductive activities such as bringing food and feeding larvae by their workers (12).

But who regulates the nonreproductive activities of the workers? A closer examination of another behavior that occurs in between bringing food and feeding the larvae, provided a clue. When *R. marginata* foragers return to their nest with food they are usually mobbed by the intranidal workers (workers who work on the nest rather than outside) who take the food from them and feed the larvae. This behavior of unloading of the foragers by the intranidal workers was significantly reduced in the absence of the queen on day 2 compared to the corresponding rate on day 1 in the presence of the queen and on day 3 with the queen returned. The reason for this reduction in unloading was rather unexpected and interesting. Because of the highly elevated levels of aggression of the PQ after queen removal, most of the intranidal workers were chased away from the nest at least temporarily. Consequently, there were few or no intranidal workers present on the nest to do the unloading. The response of the foragers to this failure to be unloaded was even more interesting; they went on to feed the larvae themselves before going off to fetch more food (Fig. 7 lower panel). Our interpretation of these results is as follows. In a normal queenright colony, intranidal workers unload the foragers and feed the larvae, and for this reason they have information about the state of hunger in the colony. They can therefore convey this information to the foragers during unloading. In the absence of unloaders, foragers themselves feed the larvae and gain first-hand information about the hunger levels and can therefore regulate their own rates of foraging (12). In summary, the answer to question 5 is that an *R. marginata* queen does not regulate the nonreproductive



activities of her workers and the workers themselves do so in a decentralized, self-organized manner.

Question 6: What Is the Function of the Dominance Behavior Shown by the Workers?

Because we postulated above that intranidal workers convey information about hunger levels in the colony while unloading foragers, we were looking for a possible mechanism by which they may do so. Having found that *R. marginata* queens do not use dominance behavior to regulate worker reproduction or worker foraging, we had also been looking for a function for the dominance behavior shown by the workers toward each other. Putting the two together we hypothesized that dominance behavior that no longer has a role in modulating reproductive competition in the colony (see answers to questions 2 and 7), may have been co-opted in the course of evolution to serve a different function namely, to convey colony hunger levels to foragers. This hypothesis also suggested itself because

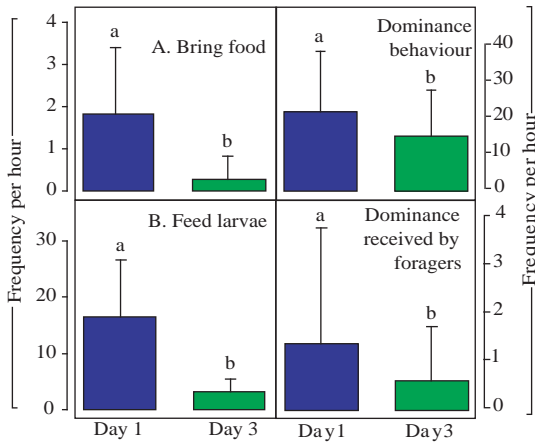


Fig. 8: Excess feeding experiment. Comparisons of bring food, feed larvae and dominance behaviour among workers and dominance received by foragers, on day 1 (normal colony) and day 3 (one day after excess feeding). Bars shown are the means and S.D.'s across 11 nests. For all variables, values on day 1 are significantly greater than the corresponding values on day 3 (two-tailed Wilcoxon matched-pairs, signed-rank tests;  $p < 0.05$ ). Redrawn with permission from (23).

we had often seen intranidal workers aggress foragers who after delivering a load of food, would sometimes become lazy and remain on the nest. And departures of foragers from the nest would often be in response to aggression from intranidal wasps. We now have 3 lines of evidence in support of this “hunger-signal” hypothesis for the function of worker dominance behavior. From observational data on normal colonies we find a weak, but statistically significant, positive correlation between a worker’s contribution to the total foraging effort of a colony and the amount of dominance behavior she received from other workers (12). Apart from the correlation being weak, meaning that only a small proportion of the worker-to-worker variation in foraging could potentially be explained by variation in dominance received, correlational evidence cannot be taken as proof of cause and effect. There could be a third factor that influences both foraging rates and dominance received, without there necessarily being any causal link between these 2 variables. To infer a causal link between dominance received and foraging performed, it is essential to use an experimental approach where factors other than foraging and dominance behavior can be held constant or nearly so. Ideally one would have liked to experimentally increase (or decrease) the dominance behavior received by selected foragers and see if they then foraged more (or less) in response. This is not easy to do. However, we have now been able to experimentally increase or decrease the demand for food (hunger level) in the colony and examine the effect of these treatments on the levels of dominance behavior received by the foragers in the colony.

To decrease the demand for food we learned how to hand-feed the wasps with excess food until they seemed to be entirely satiated. In this set of “excess feeding” experiments we observed a normal, unmanipulated colony on day 1 and spent day 2 in hand-feeding the wasps in the colony without making any observations. We then spent day 3 in observing the colony to examine the effects of excess feeding on day 2. The rates of bringing food to the nest and of feeding larvae showed a significant decline on day 3 as compared to day 1. Concomitantly, the rates of dominance behavior among the workers and more specifically, the rates of dominance received by the foragers also showed a significant decline on day 3 as compared to day 1 (Fig. 8) (23). This, of course, is a much stronger evidence for the hunger-signal hypothesis. Similarly strong evidence came from the converse “food deprivation” experiments where we increased the demand for food. In these experiments also we observed colonies on 3 consecutive days. On day 1 we observed a normal, unmanipulated colony and on day 2 we closed the doors of the cage, preventing any

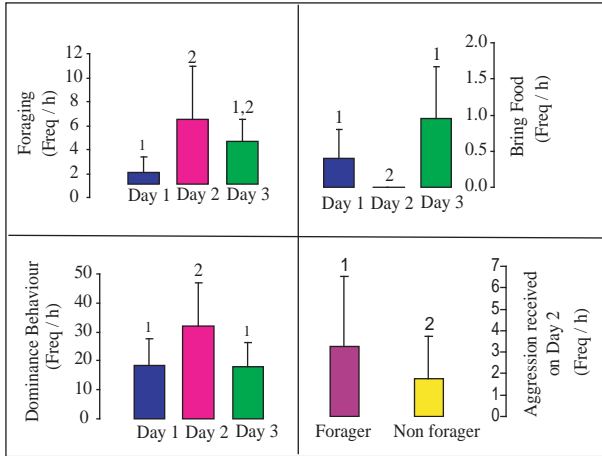


Fig. 9: Food deprivation experiment. Comparison of mean and S.D. of frequency per hour of (a) dominance behavior, (b) foraging attempts, and (c) bring food, on day 1 (normal colony), day 2 (food deprived by preventing foraging) and day 3 (foraging permitted). Different numbers indicate a significant difference between the bars (Two-tailed, Wilcoxon matched-pairs test;  $N=8$ ). Redrawn with permission from (24).

possibility of foraging. On day 3 we reopened the doors of the cage so that foraging could resume. Foraging attempts increased on day 2 (closed cage) relative to day 1 (open cage) although they were inevitably unsuccessful so that no food was brought to the nest. At the same time rates of dominance behavior rose significantly in relation to day 1. The foragers of day 1 were specifically targeted to receive dominance behavior on day 2 as if the intranidal workers knew who was more likely to bring back food to the nest. Once the cage doors were opened on day 3, food began to be brought to the nest and rates of dominance behavior returned to levels comparable to those on day 1 (Fig. 9) (24). Taken together, the initial qualitative information about intranidal workers targeting foragers who did not resume foraging after delivering some food, the evidence that bringing food and receiving dominance behavior were correlated, and the experimental evidence that decreased demand for food decreases dominance behavior directed toward foragers and that increased demand for food increases dominance behavior directed towards known foragers, inspire confidence in the hunger-signal hypothesis. Hence our answer to ques-

tion 6 is that dominance behavior among *R. marginata* workers functions to relay colony hunger signals from intranidal workers to foragers and makes possible the decentralized, self-organized regulation of foraging.

Question 7: What Is the Function of the Temporarily-Elevated Aggression  
Shown by the Potential Queen?

As I have described above, the PQ displays highly-elevated levels of aggression immediately after removal of the queen. What is the function of this hyper aggression? It cannot possibly function to signal hunger to foragers as we have postulated for the low levels of aggression displayed by workers in an unmanipulated colony. In keeping with what is known in other primitively eusocial species we considered the hypothesis that PQ's aggression might function to suppress reproduction by other contenders to the position of the queen and permit the PQ to claim that position for herself. If the PQ does indeed use aggression as a mechanism to suppress workers posing a reproductive threat to her, then the amount of aggression shown by the PQ is expected to correlate with factors that contribute to this threat. The 3 such factors we considered are number of nestmates, dominance status, and ovarian condition of the nestmates. We expect 1 or more of these 3 variables to be positively correlated with the amount of aggression displayed by the PQ. Using data from a large number of queen removal experiments we failed to find evidence for any of these predictions. The rate of aggression shown by the PQ did not scale with the number of nestmates she had to contend with, the dominance ranks of the recipients of her aggression, or indeed the state of ovarian development of the recipients of her aggression. Thus, it does not appear that the PQ uses her hyperaggression to neutralize any threat from her nestmates to her chances of taking over the colony as its next queen (25).

We then considered a different, more radical hypothesis, which we initially thought was less likely to be upheld. This was that the amplified aggressive behavior shown by the PQ is necessary for the rapid development of her own ovaries. If this is true, we predict that a lone PQ, lacking the opportunity to display any aggression, should take longer to develop her ovaries and lay her first egg in comparison with a PQ who has the opportunity to aggress nest mates and gain whatever advantage she might from that aggression. Rather surprisingly this hypothesis was in fact supported; lone PQs indeed took significantly longer ( $\approx 8$  days) to lay their first eggs compared to PQs with nest mates who took

only  $\approx 6$  days to do so (25). At the present time we do not know the physiological processes that might link the act of showing aggression with ovarian development but it seems reasonable to imagine that hormonal changes that result from the expression of aggressive behavior might trigger ovarian development in the aggressor. This seems like a reasonable hypothesis because, given that queens in most primitively eusocial species use aggression to suppress worker reproduction, we should also expect that hormonal changes in the recipients of aggression lead to converse physiological changes that suppress ovarian development. Thus, the answer to question 7 is that the temporarily elevated levels of aggression shown by the PQ functions to rapidly develop her own ovaries and take over the colony as its next queen. This somewhat unexpected result has now spurred in us great interest in studying the physiology of reproduction in *R. marginata*, both the physiology of ovarian development and of ovarian suppression (Fig. 10).

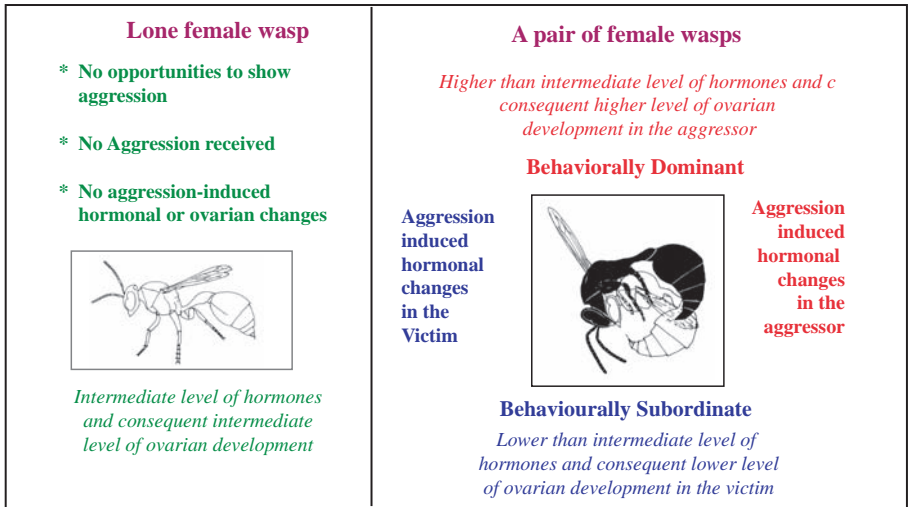


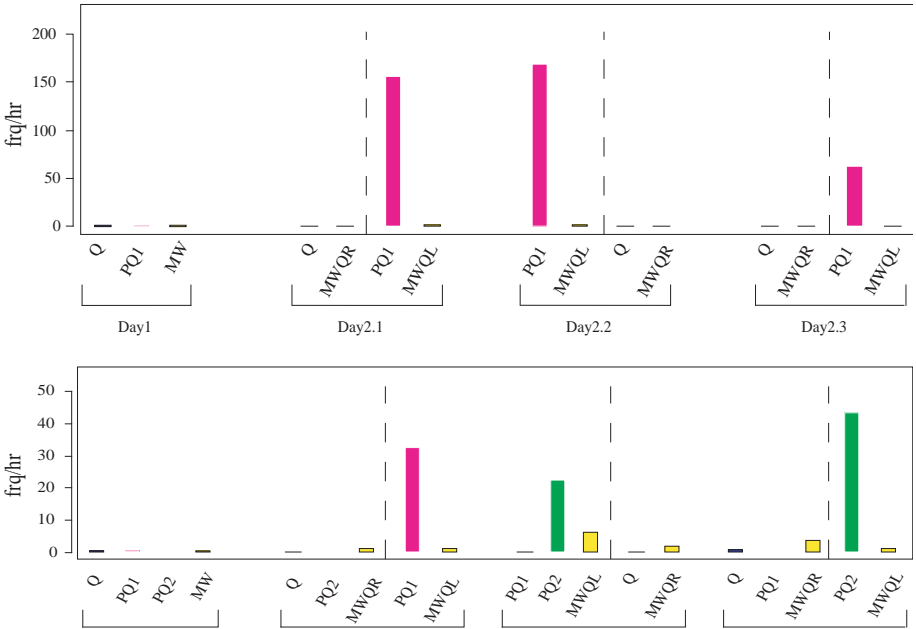
Fig. 10: A schematic diagram postulating physiological effects of aggression in the aggressor and in the victim (right panel) and of the absence of aggression in a lone wasp (left panel).

## Question 8: How and When Is the Queen's Heir Decided?

We have already seen that as soon as the queen is experimentally removed one of the workers takes on the role of PQ and goes on to become the next queen. How is the queen's successor chosen and when is she chosen? These questions are of obvious interest. In other primitively eusocial species dominance-subordinate interactions are an expression of reproductive competition in the colony. Therefore, the position of a worker in the dominance hierarchy is the position of that worker in the queue for becoming a future queen of the colony. In *R. marginata*, however, the queen seldom occupies rank 1 and the position of a worker in the dominance hierarchy has no bearing on the probability that she will become the next queen of the colony. Who then is the queen's successor? Despite many experiments explicitly designed to predict the PQ even while the previous queen is still present on the nest we have so far failed. After making detailed observations on queenright colonies, we have removed the queen, identified the PQ, and then went back to data collected prior to queen removal on the PQ and other workers who did not become the PQ and have tried to understand what was unique about the PQ. There appears to be nothing unique about the PQ. She is not unique in her behavior, her dominance rank, her body size, her age, and not even the state of her ovarian development. Thus, we simply cannot predict the queen's successor before removing the queen. Just to be sure that it is not our inadequacy in coming up with appropriate methods to predict the queen's successor, we have carried out a comparative study of *Ropalidia cyathiformis* (26, 27), a congeneric, sympatric species that is in every way a typical primitively eusocial species. In this species we are always able to predict the queen's successor although I do not have the space here to describe these experiments.

Although we cannot predict the identity of the PQ in *R. marginata*, because (i) only 1 individual steps up her aggression after queen removal, (ii) the swiftness with which she does so and (iii) she alone is unanimously accepted by the rest of the workers led us to suspect that, just as in other primitively eusocial species, there may also be a designated successor to the queen in *R. marginata*, who may be "cryptic" to us in the presence of the queen. We therefore designed another experiment to test such a "cryptic successor hypothesis". This experiment was a modification of the mesh experiment. The modification was that after a PQ became evident on the queenless side of the wire mesh, we exchanged the PQ and the queen from side to side, leaving the workers undisturbed. The logic of this "queen-PQ exchange" experiment is as follows. Because the workers are randomly

distributed between the 2 sides, the cryptic successor, if there is indeed one, has a 50% chance of being on either the queenright or the queenless fragment. In those experiments where the cryptic successor happened to be in the queenless side, she would become a PQ (we call her PQ1) and, being the true successor, she should be acceptable to the workers on both sides even when she is moved from side to side. And in those experiments where



*Fig. 11:* The Q-PQ exchange experiment. Upper panel: A typical experiment in which the PQ1 was the cryptic successor. The frequency per hour of dominance behavior exhibited by the queen, PQ1 and Max worker (defined as the worker showing maximum aggression) on day 1 in the normal colony, and on the queen-right and queenless fragments in the three sessions on day 2 are shown. Lower panel: A typical experiment in which the PQ2 was the cryptic successor. The frequency per hour of dominance behaviour exhibited by the queen, PQ1, PQ2 and Max worker on day 1 in the normal colony, and on the queenright and queenless fragments in the three sessions on day 2 are shown. Redrawn with permission from (28).

the cryptic successor happened to be on the queenright side just by chance, a different individual should become the PQ1 on the queenless side because of the absence of the legitimate successor on her side. Hence, this PQ1 should be unacceptable to the workers on the opposite side when she is moved to that side. Instead, the real cryptic successor should now become the new PQ (we call her PQ2). Finally, the PQ2 should remain unchallenged on both sides if she is moved from side to side. Thus the PQ1 should be acceptable to the workers on both sides in about half the experiments and the PQ2 but not the PQ1 should be acceptable to workers on both sides in the remaining half of the experiments.

This is a very difficult experiment to perform but we have managed to perform it 8 times. In 3 of these experiments the first PQ was accepted on both sides and in the remaining 5 experiments, the second PQ was accepted on both sides (Fig. 11). We therefore concluded that there is indeed a designated successor to the queen in *R. marginata*, as in other species. But we refer to her as a cryptic successor because we cannot identify her in the presence of the queen by the same criteria that are adequate to identify the PQ in other primitively eusocial species such as *R. cyathiformis* (27). An important feature of our results was that neither PQ1 nor PQ2 ever received a single act of aggression from any individual, although they themselves showed high levels of aggression. Thus, when we say PQ1 was unacceptable when we moved her to the opposite side, we simply mean that she, on her own, stopped being aggressive and went back to work although she was never challenged by anybody, not even by the PQ2. Hence we argue that the cryptic successor is “known” to the wasps even though we cannot identify her in the presence of the original queen (28). Thus, our answer to question 8 is that the successor to the queen is decided even before the loss of the original queen although I must confess that we are at present ignorant about how this decision is made.

#### Question 9: Why Is *R. marginata* Such an Unusual Primitively Eusocial Wasp?

I have so far described our efforts to ask 8 different questions about *R. marginata*. And every one of the answers we have obtained suggests that *R. marginata* is strikingly different from what is expected of a primitively eusocial species. This assessment of the contrast between *R. marginata* queens and those of other primitively eusocial wasps is based on what is known from the literature and our own study of the typical primitively eusocial species *R. cyathiformis* (27, 29–33). What does one make of these striking contrasts? We have argued that *R. marginata* is not as primitively eusocial as we thought at the begin-



ning of our study and that it appears to have acquired some features of highly eusocial species. This argument demystifies in one stroke, all the eccentricities of *R. marginata* in the context of primitively eusocial species.

If our reading of the position of *R. marginata* in social evolution is correct, we can then begin to draw a number of other inferences. Our interrogation of *R. marginata* suggests that features such as (i) nonaggressive, noninteractive queens, (ii) pheromonal as opposed to aggression-based regulation of worker reproduction, (iii) decentralized, self-organized regulation of the nonreproductive activities of the workers as opposed to centralized, top-down control and (iv) the function of queen pheromones as honest signals of queen fertility as opposed to physical intimidation of workers, can all appear in the course of evolution even before the evolution of large colony sizes ( $\gg 100$  individuals) and before the appearance of morphological caste differentiation between queens and workers. This conclusion needs to be tested with other evolutionary lineages among social bees and wasps, at other points in the primitively-highly eusocial continuum. Our findings that the identity of the PQ appears to be known to the wasps and that aggression by the PQ serves to boost her own ovarian development are findings that can potentially spawn additional lines of research.

But in the meanwhile my students and I have by no means completed interrogating *R. marginata*. As I have already demonstrated, the answer to every question opens up at least 1 other question. Presently we are engaged in trying to better understand *R. marginata*, including for example, to identify and characterize the queen pheromone, to understand when, how and why the queen loses her status and gives way to a successor, to identify not merely the queen's next successor but also a series of other workers who might be in the queue to occupy the position of the queen, and so on. The number of questions is, as far as we can see, truly endless.

#### Acknowledgments

The work I have described in this essay was done over a 30-year period and was only possible because of the friendship, collaboration and shared passion for unlocking the mysteries *R. marginata*, of a large number of students and colleagues including Anindita Bhadra, Nadia Bruyndonckx, Krishnappa Chandrashekar, Kannepalli Chandrasekhar, Sujata Deshpande, Saubhik Ghosh, Priya Iyer, Niranjan Joshi, Yasmin Claire Kazi, Shakti Lamba, Meghana Natesh, Sudha Premnath, Anindya Sinha, Annagiri Sumana

and Martin Surbeck. I also thank Jae Choe, Robin Crewe, Helga Nowotny and John Wenzel for kindly reading the manuscript and making many helpful suggestions. My research has been supported by the Centre for Ecological Sciences, Indian Institute of Science, Jawaharlal Nehru Centre for Advanced Scientific Research, Bangalore, and by several agencies of the Government of India including the Department of Science and Technology, Department of Biotechnology, Ministry of Environment and Forests, Council of Scientific and Industrial Research. The Wissenschaftskolleg zu Berlin provided an intellectually stimulating atmosphere for writing this essay.

### References

1. Gadagkar R (2009) in *Nature and Culture*, eds Narasimha R, Menon S (Centre for Studies in Civilizations & PHISPC, New Delhi), *in press*.
2. Wilson EO (1971) *The Insect Societies* (The Belknap Press of Harvard University Press, Cambridge, Massachusetts, USA).
3. Bourke AFG, Franks NR (1995) *Social Evolution in Ants* (Princeton University Press, Princeton).
4. Choe JC, Crespi BJ (eds) (1997) *The Evolution of Social Behavior in Insects and Arachnids* (Cambridge University Press, Cambridge, UK).
5. Gadau J, Fewell J (eds) (2009) *Organization of Insect Societies – From Genome to Socio-complexity* (Harvard University Press, Cambridge, Massachusetts).
6. Hölldobler B, Wilson EO (2009) *The Superorganism – The Beauty, Elegance, and Strangeness of Insect Societies* (W.W. Norton & Company, New York, London).
7. Gadagkar R (2001) *The Social Biology of Ropalidia marginata: Toward Understanding the Evolution of Eusociality* (Harvard University Press, Cambridge, Massachusetts).
8. Hadot P (2006) *The Veil of Isis – An Essay on the History of the Idea of Nature* (Harvard University Press, Cambridge, Massachusetts).
9. Burkhardt RW, Jr, (2005) *Patterns of Behavior – Konrad Lorenz, Niko Tinbergen, and the Founding of Ethology* (The University of Chicago Press, Chicago & London).
10. Gadagkar R, Joshi NV (1983) Quantitative Ethology of Social Wasps: Time-Activity Budgets and Caste Differentiation in *Ropalidia marginata* (Lep.) (Hymenoptera: Vespidae). *Anim Behav* 31: 26–31.
11. Chandrashekara K, Gadagkar R (1991) Behavioural Castes, Dominance and Division of Labour in a Primitively Eusocial Wasp. *Ethology* 87: 269–283.

12. Premnath S, Sinha A, Gadagkar R (1995) Regulation of Worker Activity in a Primitively Eusocial Wasp, *Ropalidia marginata*. *Behav Ecol* 6: 117–123.
13. Premnath S, Sinha A, Gadagkar R (1996) Dominance Relationships in the Establishment of Reproductive Division of Labour in a Primitively Eusocial Wasp (*Ropalidia marginata*). *Behav Ecol Sociobiol* 39: 125–132.
14. Sumana A, Gadagkar R (2003) *Ropalidia marginata* – a Primitively Eusocial Wasp Society Headed by Behaviourally Non-Dominant Queens. *Curr Sci* 84: 1464–1468.
15. Sumana A, Deshpande SA, Bhadra A, Gadagkar R (2008) Workers of the Primitively Eusocial Wasp *Ropalidia marginata* Do Not Perceive Their Queen Across a Wire Mesh Partition. *J Ethol* 26: 207–212.
16. Sledge MF, Boscaro F, Turillazzi S (2001) Cuticular Hydrocarbons and Reproductive Status in the Social Wasp *Polistes dominulus*. *Behav Ecol Sociobiol* 49: 401–409.
17. Dapporto L, Santini A, Dani FR, Turillazzi S (2007) Workers of a *Polistes* Paper Wasp Detect the Presence of Their Queen by Chemical Cues. *Chemical Senses* 32: 795–802.
18. Dijkstra EW (1959) A Note on Two Problems in Connexion with Graphs. *Numerische Mathematik* 1: 269–271.
19. Bhadra A, *et al.* (2007) How Do Workers of the Primitively Eusocial Wasp *Ropalidia marginata* Detect the Presence of Their Queens? *J theor Biol* 246: 574–582.
20. Reeve HK, Gamboa GJ (1983) Colony Activity Integration in Primitively Eusocial Wasps: the Role of the Queen (*Polistes fuscatus*, Hymenoptera: Vespidae). *Behav Ecol Sociobiol* 13: 63–74.
21. Gamboa GJ, Wacker TL, Scope JA, Cornell TJ, Shellman-Reeve J (1990) The Mechanism of Queen Regulation of Foraging by Workers in Paper Wasps (*Polistes fuscatus*, Hymenoptera, Vespidae). *Ethology* 85: 335–343.
22. Jha S, *et al.* (2006) The Queen is not a Pacemaker in the Small-Colony Wasps *Polistes instabilis* and *P. dominulus*. *Anim Behav* 71: 1197–1203.
23. Bruyndonckx N, Kardile SP, Gadagkar R (2006) Dominance Behaviour and Regulation of Foraging in the Primitively Eusocial Wasp *Ropalidia marginata* (Lep.) (Hymenoptera: Vespidae). *Behav Processes* 72: 100–103.
24. Lamba S, Chandrasekhar K, Gadagkar R (2008) Signaling Hunger Through Aggression – the Regulation of Foraging in a Primitively Eusocial Wasp. *Naturwissenschaften* 95: 677–680.

25. Lamba S, *et al.* (2007) A Possible Novel Function of Dominance Behaviour in Queenless Colonies of the Primitively Eusocial Wasp *Ropalidia marginata*. *Behav Processes* 74: 351–356.
26. Kardile SP, Gadagkar R (2005) Observations on the Natural History and Behaviour of the Primitively Eusocial Wasp *Ropalidia cyathiformis* (Fab.) (Hymenoptera: Vespidae). *J Bombay Nat Hist Soc* 102: 265–273.
27. Deshpande SA, Sumana A, Surbeck M, Gadagkar R (2006) Wasp Who Would be Queen: A Comparative Study of Two Primitively Eusocial Species. *Current Science* 91: 332–336.
28. Bhadra A, Gadagkar R (2008) We know that the Wasps ‘Know’: Cryptic Successors to the Queen in *Ropalidia marginata*. *Biol Lett* 4: 634–637.
29. Gadagkar R, Joshi NV (1982) Behaviour of the Indian Social Wasp *Ropalidia cyathiformis* on a Nest of Separate Combs (Hymenoptera: Vespidae). *J Zool Lond* 198: 27–37.
30. Gadagkar R, Joshi NV (1984) Social Organization in the Indian Wasp *Ropalidia cyathiformis* (Fab.) (Hymenoptera: Vespidae). *Z Tierpsychol* 64: 15–32.
31. Gadagkar R (1987) in *Chemistry and Biology of Social Insects* (eds) Eder J, Rembold H (Munich: Peperny), pp. 377–378.
32. Kardile SP, Gadagkar R (2002) Docile Sitters and Active Fighters in Paper Wasps: a Tale of Two Queens. *Naturwissenschaften* 89: 176–179.
33. Kardile SP, Gadagkar R (2003) Regulation of Worker Activity in the Primitively Eusocial Wasp *Ropalidia cyathiformis*. *Behaviour* 140: 1219–1234.

THE ORIGINS OF LANGUAGE –  
DARWIN'S UNSOLVED MYSTERY  
LUC STEELS

1. Introduction

Linguistics in the second half of the 20th century was dominated by the framework of generative grammar, which was proposed by the American linguist Noam Chomsky in the nineteen-fifties (Chomsky 1965). Mainly under the impetus of the Swiss linguist Ferdinand de Saussure, linguists had focused already from the beginning of the 20th century on trying to capture “the system” that underlies a given language. They had been busy identifying the sound systems used by various human languages: the vowels, the consonants, the constraints on syllables and word structure, and the possible intonation and stress patterns. They had been trying to catalogue and systematize the set of possible syntactic structures that may be used by the grammar of a language and to find the underlying structures of the vocabulary of a language, primarily by identifying the primitive meaning components common to a large range of words or the semantic constraints that a verb may impose on its objects. All of this is extremely useful, particularly if you want to learn a foreign language or get an insight in how your own native language works.

In the second half of the 20th century, Chomsky pushed this structuralist research program to a new level in three ways. First, he proposed that the system underlying a particular human language could be captured in terms of a formal calculus, and he developed a formal framework known as generative grammar to do this. A generative grammar defines the set of all possible sentences of a language in terms of a set of rules to generate them. It is like defining the set of prime numbers by giving an algorithm that generates one prime number after another. This gave linguists a mathematical tool for developing objective, precise definitions of a language and they enthusiastically threw

---

Tuesday Colloquium held at the Wissenschaftskolleg on 12 May 2009.

themselves at the task. They were thus able to follow in the footsteps of logicians, who had already a longer tradition, started by Russell and Whitehead in their *Principia Mathematica*, of formalising meaning in terms of a clean, explicit calculus so that the process of reasoning could be defined in a way similar to that for numerical calculation or algebra.

Second, Chomsky proposed that this generative grammar framework is also a theory of the information processing that the brains of human speakers and hearers carry out when they parse and produce sentences. A similar move was made in the late nineteen-fifties by John McCarthy (1958), who had proposed that the logical calculus designed to formalise the set of possible meanings that could be expressed by human language, could also be the basis of operational reasoning systems that would automatically derive proofs for any proposition that one might want to examine. Shifting from a generative framework to an operational framework is not as obvious as it may sound. Very often it is highly non-trivial to go from a procedure to generate the elements of a set to a procedure for recognising or producing those elements in order to satisfy a particular function. For example, it is easy to generate the set of all squares of the natural numbers but it is far from easy to determine what the square root is of 232400783.

Chomsky made a third incredibly bold proposal. He argued that the core of the calculus circumscribing a language is universally shared by all human languages and that this Universal Grammar or “linguistic Bauplan” had been fixed at the dawn of humanity as part of the set of genes that make us humans unique. From this perspective, different languages (Hindi, English, Bantu, Hungarian) vary only in terms of their vocabulary and in terms of the choices they have made within the narrow options allowed by Universal Grammar. The basic structural patterns (for example that a normal declarative sentence is made up of a subject, a verb and an object) and the categories to define these patterns (for example the distinction between noun and verb, subject and object, nominative and dative, count noun and mass noun) are all considered to be universal and innate. So Chomsky’s theory is not only a linguistic theory, because it provides a framework for describing languages, and a psychological theory, because it claims to specify the nature of human language processing, but also a biological theory, because it gives a strong hypothesis about what structures the brain innately possesses to perform language processing and acquire language. No wonder that this encompassing vision had such a big impact on the many scientific disciplines interested in language.

Although Chomsky has shied away from addressing the fascinating question of the origins and evolution of language, many scholars, particularly Steven Pinker (1994), have

argued that if there is a highly specialised organ in the brain for language, then it must have evolved like any other organ, i. e., through genetic evolution and natural selection. Very similar claims have been made for the conceptual apparatus that is needed to formulate and apply meanings to reality, particularly by Jerry Fodor (1983). The conceptual-intentional system is considered to be based within another “brain organ”, which is genetically equipped with the innate concepts available for conceptualising and structuring the world.

No one denies that Chomsky’s revolutionary proposals have been fruitful for linguistics as a science. They also have had an important impact on information technology, because computer scientists and AI researchers have seriously tried to operationalise generative grammar and they have tried to build various applications for information retrieval, automated language translation, human-robot interaction, text correction, etc. But half a century later, the limitations of the paradigm have become very apparent.

The first fundamental problem is that there is no clear-cut static system, uniformly known and perfectly used by all speakers of a language community. Observations of natural dialogue and language use show immediately that there is huge variation and that all elements of a language undergo constant change by the individual actions of language users, even in the course of a single dialogue. New sounds get into a language or the sounds normally made by a speaker get modulated. Whether you like it or not, you are influenced by the way your dialogue partner pronounces words, and when you speak a lot with people from another dialectal group your own speech system starts to change. We are social chameleons who want to be and behave like others.

Other aspects of language behave likewise. New words pop up all the time, simply because language users need to express a never-ending stream of new meanings. The meaning of existing words is constantly being stretched and expanded to handle new situations. New grammatical constructions arise and become fashionable for a while, and existing words or constructions are coerced into new uses. New conceptualisations of reality arise as we discover more about our world and ourselves or create virtual worlds, such as the Internet and the World Wide Web. Careful analysis of natural dialogue by psycholinguists like Garrod and Pickering (2006) has shown that the rapid adaptation and implicit negotiation of language happens even at the conceptual level. Two partners might start out with quite different concepts of the colour “mauve” for example, but then gradually coordinate their colour prototypes and settle on a common understanding as the dialogue takes its course. Often these inventions, variations and adaptations do not

survive beyond their short-term usage within a particular dialogue, but some of them do and then they might propagate further, like viruses. Propagation can go extremely fast. It is just unbelievable how Internet-related terms like spam, email, chatting, browsing, uploading, blog, tagging, phishing, etc. have spread worldwide within the time-span of just a few years. When language innovations and adaptations accumulate, layer upon layer, they lead to the long-term observable language change that you see when comparing Middle English and modern English, or classical Latin and Italian.

Of course there is systematicity in language use, both in terms of the idiolectal habits of a single speaker and at the communal level of a speech community, otherwise understanding among individuals would be impossible and language evolution could not be cumulative. But there is a big difference between a clear static system that can be captured by a formal calculus and systematic trends that are temporary and always on the move. The great strength of human languages is precisely their open-ended, fluid character, so that they can adapt extremely quickly to cope with the never-ending stream of novel meanings that need to be expressed and the changing social functions and evolving social strata of speakers. Consequently it has turned out to be very difficult to press natural languages into a formal calculus, which explains why it is still not possible to build artificial natural language systems that can interact fluently with human users about the world.

What about Universal Grammar? Here a second fundamental problem has come up. Linguistic typologists, like Martin Haspelmath (2007), who are in the business of comparing different languages on the basis of real language data from a wide variety of languages, have come to the conclusion that linguistic categories (such as noun, dative, agent, etc.) are not universal nor uniform across a language community, let alone that all possible patterns of usage can be pressed into a fixed enumerable set with a finite set of parameters (Evans and Levinson 2010).

This does not mean that there are no universal tendencies in human languages. The vowel systems of the world exhibit certain regularities with some constellations more common than others. Which colour categories are lexicalised as basic colour terms follows certain trends among human languages, even if a specific language may still use a set entirely different from this trend. Human languages are not only compositional in the sense that they use multiple words to convey complex meaning as opposed to a single holistic sign, but also in that they all use elaborate systems of syntactic and semantic categories to map meaning to form. All human languages have a way to express spatial relations from a certain vantage point, as in “the car behind the tree”, or “the block to your left”. So we



find numerous regularities, but is this because these properties are determined by an innate language organ or conceptual-intentional system, or is it because these solutions are the natural outcome of the processes by which humans invent, adapt, and negotiate shared communication systems with the embodiment and the cognitive functions also available for other tasks?

If universal trends in language are an emergent side effect and if languages are in constant flux with grammar being adaptive rather than static and homogeneously shared among the members of the population, then how should we go about studying language? What implications do these observations have for theories of human language processing? Where is the invisible hand that ensures there is still enough systematicity and coordination between different speakers so that they have the high success rate in communication that we tend to see? How can we explain the undeniable trends in the grammars, vocabularies and conceptualisations used by human languages?

These puzzles led me in the mid-nineties to develop a new paradigm for the study of language and thus lay the foundation of evolutionary linguistics (Steels 1997). In the remainder of this essay, I summarize some of the main ideas and how we have been trying to work them out and substantiate them.

## 2. Language Games

The first idea is to view a population of language users as a complex adaptive system like an ant colony. Although complex adaptive systems can be studied by formulating equations that govern the aggregate behaviour of the population, computer scientists pioneered in the early eighties an “agent-based modelling” approach, which has since been applied to hundreds of phenomena in biology, economics, sociology and other fields in which complex adaptive systems are studied. Basically, you consider each component of the system to be an agent if it has an internal state and then you define a script that specifies how the agent should react to events in a model of the world. The phenomena of interest should then emerge in the simulation through the interactions of the agents. You can then vary parameters or vary the architecture of the agents in order to test the degree to which the model captures the necessary and sufficient properties of an agent as needed to give rise to the phenomena one is trying to understand.

Agent-based models relevant for understanding emergent communication naturally take “language agents” as their primitive elements. Such agents would need all the neces-

sary machinery for perceiving and acting in the world, conceptualising what to say, interpreting what has been said, and parsing and producing sentences. However the agents should not have any innate set of concepts, no innate knowledge of the world, no innate Universal Grammar and no specific knowledge of the language used by the other agents. Indeed we want to understand how agents are themselves able to bootstrap ontologies and communication systems without human assistance and without an existing human-invented system. Because we want to understand how language can be about the world, the agents should ideally be physically embodied as opposed to being agents in a virtual world, and this implies that we have to use robots for the experiments.

What kind of interaction patterns should we set up for such language-agent experiments? Here is the second key idea: we should focus on language games, thus revitalising a suggestion already made by the philosopher Ludwig Wittgenstein. Wittgenstein (1953) was one of the first to see the restrictions of studying only the semantics of isolated sentences devoid of context and use. He realised that language interacts strongly with conceptualisation and communicative function. He suggested that a word is like a chess piece in the sense that its meaning comes from the role it plays in an overall system. And he argued that, without studying language games and how they become set up and evolve, you cannot understand the origins of meanings or how meanings become expressed in language.

Human language games fail quite often – more than we tend to believe – but this is seldom catastrophic. The context helps a lot to restrict the set of intended meanings and failed communications can usually be repaired easily. In fact, the creation of new meanings and the acquisition and negotiation of linguistic conventions is an integral part of human language games. Human language games are fluid. The turn-taking, conceptualisations of reality and linguistic conventions used are not entirely fixed. In a game of chess, the role of each piece is strictly defined in advance and the shape of each piece is settled in the beginning of a game. Players would heavily protest if a knight suddenly turns out to be the king or if the rules for moving a pawn suddenly change. This is not the case in human language games. New conventions emerge, possibly shared only by a small group initially, but they are quickly picked up by others and propagate through consecutive situated embodied language games because of the pragmatic feedback and repair strategies of the partners. We see similar phenomena arise in the text messaging for mobile phones, which generate whole new language variants unknown in existing languages.

Agent-based modelling and language games provide a framework with which we can study language and meaning as complex adaptive systems. In my group we are now doing this in a systematic way, using the following methodological framework:

- a) Select a subsystem of language and meaning for which you want to understand how it could form and remain adaptive in a population of distributed agents. For example, colour categories, spatial prepositions, case grammar for expressing the role of participants in events, body posture language and its metaphorical extensions to space (as in “the bottle on the table”), a grammatical system for marking tense, aspect and modality, a system of determiners, etc.
- b) Define a language game within a contextual setting to understand the ecological or functional significance of the language subsystem. An experimental set up may consist for example of a physical environment in which one agent has to draw the attention of another agent to some object in the world, or an action game in which one agent asks another agent to make a certain movement.
- c) Reverse engineer a natural system found in an existing human natural language, which means: reconstruct the ontology, the lexicon and the grammar and operationalise the necessary comprehension and production processes to show that the reverse-engineered system is adequate for comprehending and producing the utterances needed in the language game. Examples of natural systems could be: tense in French, aspect in Russian, colour terms in Spanish, articles in English, body posture expressions in Dutch, role marking in Japanese. By first reverse engineering a natural system, we demonstrate that research results will have empirical validity. Note that not only the linguistic parts, but also perception, action, conceptualisation and semantic interpretation have to be operationalised.
- d) Reverse engineer the learning strategy, so that an artificial agent can acquire the natural system through situated embodied interactions with other agents who already master the natural system. For example, a group of robots is programmed with the Spanish colour terms and a new robot then has to acquire this vocabulary and its underlying colour categories by interacting with them. This will demonstrate that the reverse-engineered learning strategy is adequate to acquire the relevant area of natural language.
- e) Reverse engineer the invention, adaptation and alignment strategies that artificial agents need to self-organise a symbolic communication system from scratch and to remain adaptive even if the environment changes. This symbolic communication will

be similar but not identical to the lexical and grammatical systems found in human languages, because it uses a similar strategy. Increase in communicative success is the ultimate criterion to evaluate whether the experiment was successful.

- f) Finally investigate how the strategies themselves may arise and how they propagate and remain as part of the strategic toolkit of the language based on the average communicative success that users of the strategy have had in the population. For example, how a strategy for expressing aspect may arise in a language and remain in widespread use.

This methodology leads to clear, repeatable experiments, and the next section describes very briefly a concrete example.

### 3. The Emergence of Colour Terms and Colour Categories

Let us examine an experiment for the emergence of colour terms and colour categories, reported earlier in Steels and Belpaeme (2005). We have done much more complex experiments in our group, but their discussion falls outside of the scope of the present essay.

#### 3.1. Identify a Language Subsystem

Most languages have a vocabulary of basic colour terms. Anthropologists have studied these intensively, often by asking human subjects to name Munsell colour chips or which chip they consider the most representative example of each basic colour term in their language (Berlin and Kay 1969). For example, the eleven basic colour terms in English are: black, white, red, green, blue, yellow, pink, purple, brown, orange and grey. There are known to be universal trends in the basic colour terms of human languages but there is also a lot of variation, not only in terms of the names that are chosen for colours but also in terms of the perceptually grounded colour categories that they express. As evolutionary linguists, we want to understand why and how such a system of basic colour terms could arise.

Several models of the processing needed for basic colour terms have already been discussed in the literature, starting with Rosch (1975). Most of them centre on the notion of a 3-dimensional colour space formed by the red-green and yellow-blue opponent channels and the brightness channel. Colour prototypes that are the most typical example of a colour are mapped as points in this colour space and colour categorisation can be achieved

using a nearest-neighbour computation: a sample to be categorized is compared to all prototypes in the inventory and the prototype that is nearest to the sample is regarded as identifying the matching category. This kind of information processing can be operationalised easily by neural networks (for example radial basis function networks) or by a straightforward computational implementation of nearest-neighbour computation.

When we restrict ourselves to basic colour terms, the linguistic component is straightforward as well. It consists of a bi-directional associative memory that associates colour categories (or more precisely their prototypes) with colour words. When the speaker needs to name a colour, he should first find the nearest colour prototype and then look up the colour term in his lexicon associated with this prototype. When the listener wants to understand a colour term, he looks up which prototype corresponds to this name in his own lexicon and then searches in the context for an object that matches the closest to the prototype that was communicated.

There has been a lot of empirical psychological research to find out what colour prototypes the speakers of a given language employ, and these data can directly be plugged into an operational model of colour comprehension and production processes. For example, Lillo and colleagues (2007) have used the CIE  $L^*u^*v$  colour space (where  $L$  is the brightness dimension and  $u$  and  $v$  are dimensions modelling the human opponent channels) to identify the prototypes that Spanish speakers associate with the eleven basic colour categories in Spanish: blanco, negro, rojo, verde, amarillo, azul, marrón, rosa, naranja, morado, gris. For example, the prototype for “verde” (green) is located at the point  $\langle L=44.85, u=38.42, v=29.15 \rangle$  in the  $L^*u^*v$  colour space. These values can be used to simulate in a realistic fashion the colour naming of Spanish speakers.

### 3.2. Identify the Function in Communication by the Design of a Language Game

An inventory of perceptually grounded colour prototypes for Spanish and a lexicon associating these colour prototypes with their Spanish names constitutes the basic colour language subsystem of Spanish, so we can now turn to the second stage of the methodology and address the question: What is this language subsystem for? If colour terms have no purpose whatsoever in human communication we would not expect to find them in human languages. There are in fact several functions. Here I will just focus on one, namely reference: A speaker can use basic colours to draw the attention of the hearer to an object in the world by naming its distinctive basic colour. This kind of interaction can be cap-

tured quite succinctly in a language game, which I have called the Colour Naming Game:

The Colour Naming Game assumes an open-ended set of possible contexts consisting of objects of different colours. To play the game, two agents are randomly chosen from the population. One of them takes on the role of speaker and the other that of hearer. They then go through the following interaction:

- a) The speaker chooses one of the objects in the context as topic.
- b) The speaker categorizes the colour of the topic based on his internal inventory of colour prototypes.
- c) The speaker looks up in his lexicon the colour term associated with the prototype and transmits this to the hearer.
- d) The hearer looks up the prototype associated with this colour term in his own lexicon.
- e) He then selects the object whose colour matches the closest with the prototype and points to this object.
- f) The speaker checks whether the object pointed at is the one he originally chose. If that is the case he signals success.
- g) If it is not the case he signals failure and points to the correct object.

The Colour Naming Game can be played with contexts consisting of Munsell chips so that we can approach anthropological test conditions. But they can also be played with real world objects, and indeed we have already done experiments in which the language game is implemented using autonomous robots playing the game about the colourful objects they encounter in the room.

Figure 2 shows the result of a language game experiment in which two agents were endowed with the basic Spanish colour language subsystem discussed earlier. Each game involves a randomly assembled set of Munsell chips. One Munsell chip is chosen as topic by the speaker and its colour named. The listener needs to guess which chip was intended and the game is a success if the listener was able to do this. We see that the agents are not always successful (average success rate is 90 %) because in some cases the colour of the topic chosen by the speaker is so close to that of another chip that they can no longer be distinguished by basic colour prototypes. This would be the case if the second or the fourth chip in the context shown as inset in Figure 2, because they are both close to the prototype for “gris” (grey). In that case a more sophisticated colour expression (such as

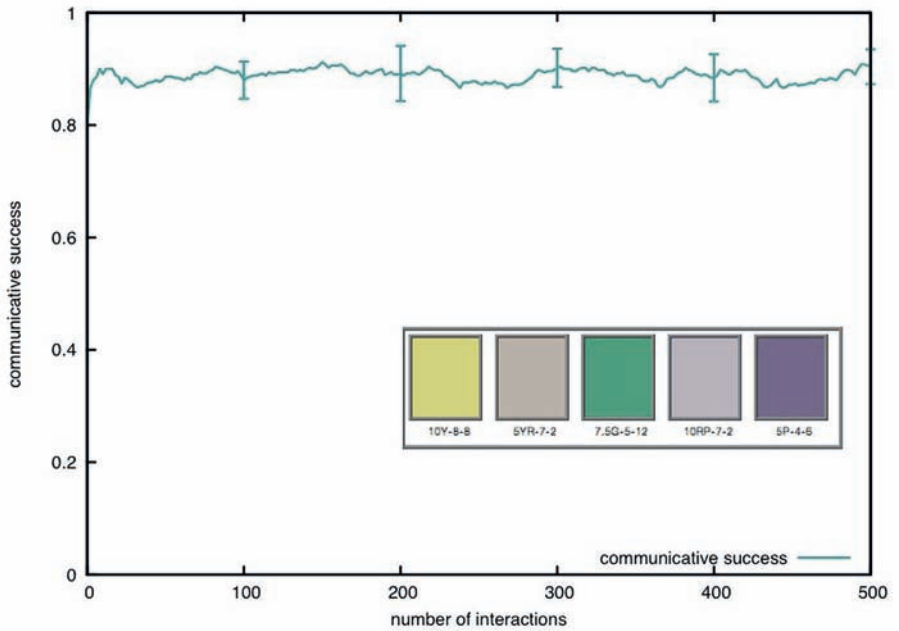


*Fig. 1:* It is possible to carry out language game experiments with autonomous robots, which implies that the script of the game, the perception and action, the parsing and production and the learning, expansion and alignment functions of language strategies are completely operationalised.

“slightly light grey”) would need to be utilized that goes beyond the language strategy under investigation here. On the other hand, if the first chip is chosen, it matches distinctly with the prototype for “amarillo” (yellow) and a successful game is possible.

### 3.3. Understand How the Language Subsystem Gets Built, Given a Strategy

Figure 2 shows that stage 1 and 2 could be successfully concluded: We were able to operationalise the language subsystem of interest (the Spanish basic colour terms) and show its utility in the context of a particular language game (the Colour Naming Game). Next we investigate what kind of language strategy is able to learn and bootstrap such a colour system.



*Fig. 2:* Graph showing the results of 2 simulated Spanish speakers playing a series of 500 Colour Naming Games (x-axis) establishing the base-line performance for this micro-ecology. The running average of communicative success is shown on the y-axis. The inset shows a typical example context. About 90 % success is reached with the Spanish basic colour terms.

The first step is to identify and operationalise functions for learning the basic colour prototypes used in Spanish, and for acquiring the words for these prototypes. Learning colour words is relatively straightforward once the colour categories have been mastered: When the listener encounters a word not heard before or when he uses a word in a wrong way (from the viewpoint of the speaker), the game is a failure and the speaker points to the topic he chose. Because the listener can already categorise the colour of the topic, he can infer the possible meaning of the uttered word and store that in his lexicon. The association is only an hypothesis that has to be confirmed by further interactions. Agents must therefore maintain a score between words and meanings. They should prefer to use



the association with the largest score because it is their best hypotheses so far. If there is a successful game, then the score of the association that was used is increased and the competing associations (other words with the same meaning for the speaker or other meanings for the same word for the hearer) are decreased. If there is an unsuccessful game, the score of the used association is decreased. This lateral inhibition dynamic has now been widely employed and studied as an adequate vehicle for modelling how a population settles a convention. It can be operationalised using neural networks (such as bi-directional associative memories) or straightforward computational implementations.

How are colour prototypes learned? When the listener encounters a new word and gets feedback on the topic from the speaker, he categorizes the topic himself to guess the possible meaning. But it is possible that there is no distinctive category yet. In that case, the listener should introduce a new prototype, using the sample that acted as topic as a seed. As in the case of words, the new prototype is only an hypothesis that needs to be confirmed by further interactions. Agents must therefore maintain a score on the utility of a prototype and they should shift the prototype in the face of new evidence. For example, they should shift the prototype that was successful in the language game slightly in the direction of the topic. When agents keep doing that over a series of games, their prototypes will not only become more similar, they will also become and remain adaptive to the situations they effectively encounter in their world. The information processing required to operationalise this learning strategy can be achieved with neural networks (for example radial basis function networks) or with a straightforward computational implementation of the same functions.

Figure 3 shows the results of an experiment to test both of these learning mechanisms. It is an experiment involving two artificial agents. One is acting as tutor and has been programmed with the Spanish colour language subsystem (from stage 1). The other is a novice. He starts without an inventory of perceptually grounded categories and without a lexicon for expressing them. The novice has been programmed with the learning strategy discussed above. We see that the learning strategy is entirely effective. The novice quickly reaches the same level of performance as the tutor.

We next turn to the alignment and expansion strategies. In this particular case, the alignment strategy is already part of the learning strategy discussed earlier. After every game, speaker and hearer adjust the scores of the associations in their lexicon and they shift prototypes and keep track of their utility. Consequently their language subsystems become more and more aligned. This is shown with an additional graph in Figure 3 (in-

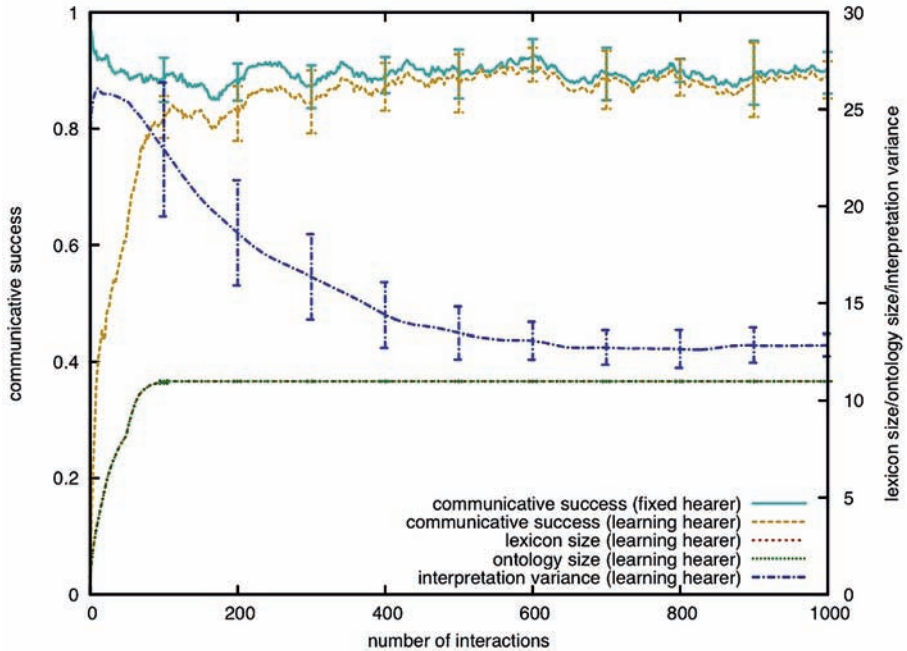


Fig. 3: Graph showing baseline communicative success (left y-axis) with 2 simulated Spanish speakers as in Figure 2 and a sequence of language games (y-axis) between a novice and a tutor, using the same contexts as for the baseline. We see that the novice progressively reaches the same level of communicative success as the base line. The same number of eleven basic colour terms as the simulated Spanish speakers (right y-axis), and interpretation variance drops showing that the categories of the agents become similar.

terpretation variance), which displays the average distance between the colour prototypes of novice and tutor. The distance (measured in the  $L^*u^*v$  space) never becomes 0.0 but is small enough to support successful communication.

The expansion strategy needed by the speaker is reminiscent of the learning strategy used by the listener. When the speaker is unable to find a distinctive prototype, for example because several samples including the topic are equidistant from the same prototype, then the speaker should introduce a new prototype by taking the topic as initial seed. And

when the speaker has no word yet to name a distinctive prototype, he can invent a new name, for example by choosing a random combination of syllables, and adding a new association to his lexicon. Once introduced, the learning strategy and the lateral inhibition dynamics of the naming game do their work and the invention potentially spreads in the population.

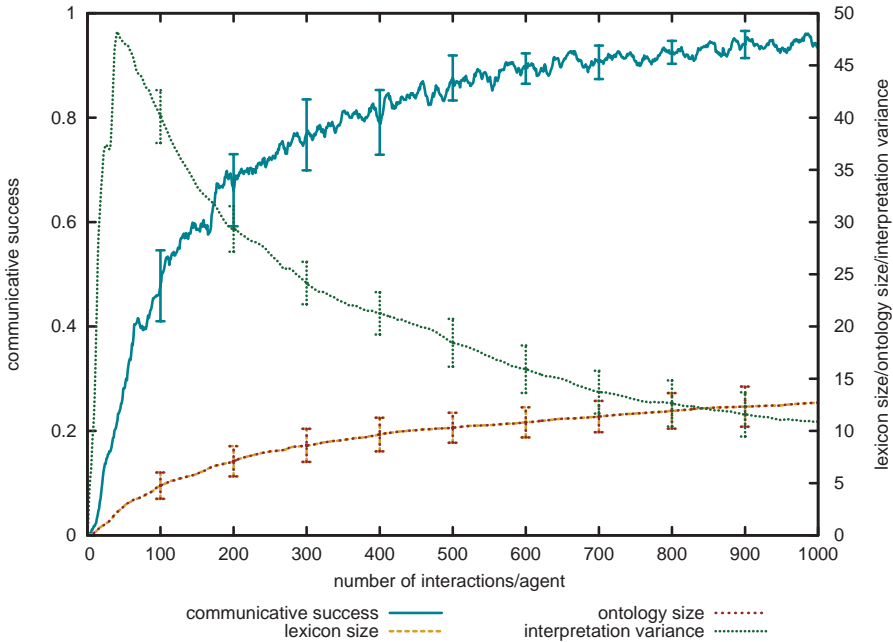
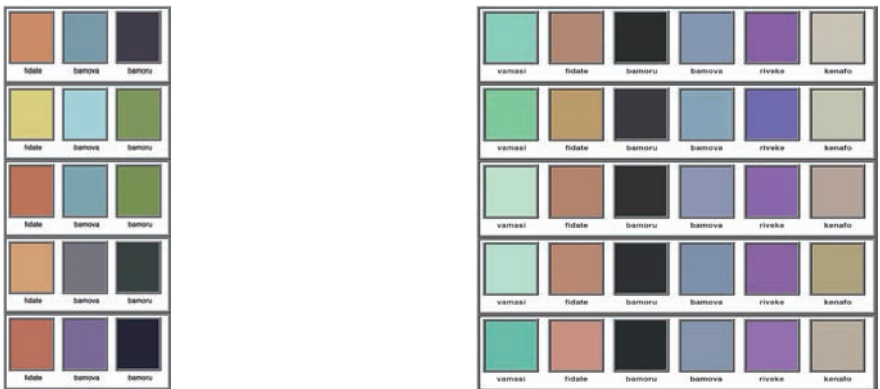


Fig. 4: Experiment in which a population of 5 agents self-organises a colour language system from scratch, given a strategy. The graph shows communicative success (left y-axis), average lexicon size (right y-axis) and interpretation variance. After about 500 language games (per agent), the agents reach a similar level of communicative success as the (simulated) Spanish speakers do.

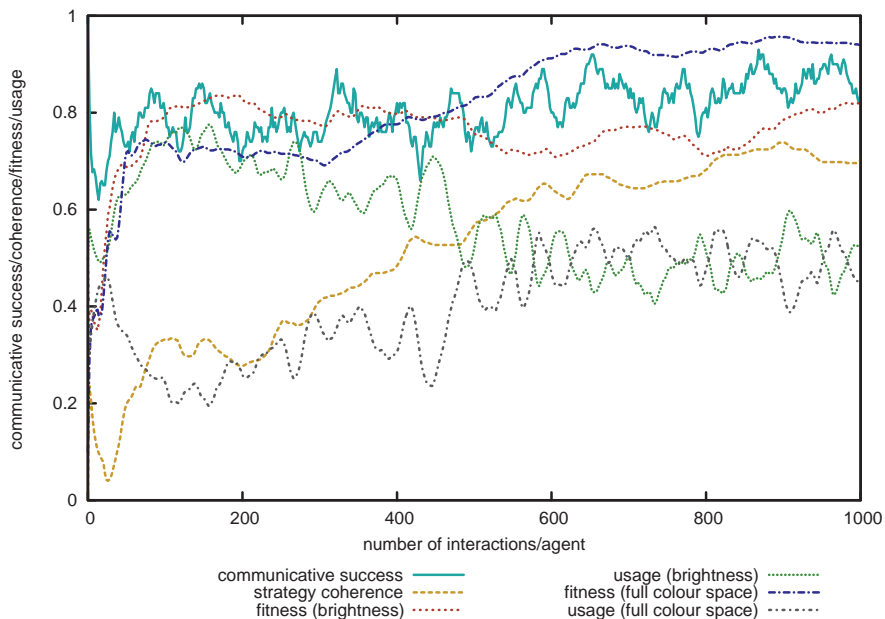
Figure 4 shows that all this works beautifully. A population of five agents starts from scratch with zero communicative success but rapidly reaches a success rate comparable to

the Spanish basic colour system. There is no fixed limit on the number of basic colour prototypes and so the agents keep refining their ontologies and keep inventing new words, so that they actually reach a higher level of success than the Spanish system, which has only 11 basic colour terms. The most common words in one run of the experiment are: *vamasi* (greenish), *fidate* (brownish), *bamoru* (black), *bamova* (bluish grey), *riveke* (purple) and *kenafu* (brownish grey). Every time the experiment is run, another colour language, including another set of perceptually grounded colour categories, emerges.

Figure 5 shows the colour prototypes for these words after 1000 games (left) and after 2500 games (right). We see that the prototypes of the 5 agents start to look more and more similar. This emerging coherence is remarkable because there is no central supervisor or controlling authority, no prior knowledge of the categories or lexicon and no telepathic relation between the agents. The colour categories in this artificial language are not identical to those of Spanish speakers and that cannot be expected. In fact, it is still an open question what additional constraints need to be imposed on the micro-ecology of the agents or their perceptual and cognitive apparatus in order to see colour language subsystems that exhibit the kinds of trends seen in human colour language subsystems, but at least we now have a very clear framework to investigate this.



*Fig. 5 a, b:* Basic colour prototypes of each agent (from top to bottom) for the most dominant words. Left: after 1000 games. Right: after 2500 games. The alignment strategy causes not only the words but also the prototypes to become similar, and this will increase the chance of communicative success.



*Fig. 6:* This figure shows the results of an experiment in which a brightness-based strategy competes with a full-colour strategy in a population of agents. Communicative success hovers around 85 % even though there is a shift in which brightness first dominates and is then overtaken (after about 410 games per agent) by the full-colour strategy. The graphs show the communicative fitness (the running average tracked by each agent) as well as the frequency of choice for each strategy. The evolution of strategy coherence, which is the degree to which the different agents share the same language strategy, is shown as well. It starts from low values to reach 70 %.

### 3.4. Understand Where a Strategy Comes from

The final type of experiment investigates the rise and competition of language strategies. Different language strategies for similar ecological conditions and communicative goals are made available to the agents in a population at the start of the experiment, and the question is whether and how they will be able to select the strategy that is most adapted to their micro-ecology. If the selectionist logic has been captured properly, we should see

that long-term communicative success with language subsystems built by one strategy should give that strategy a selectionist advantage so that it comes to dominate in the population. An example of such an experiment for the domain of colour is reported in Bleys and Steels (2009), using the brightness-based and full-colour language strategies discussed earlier. Results are shown in Figure 6. We see that in a first phase the brightness-based strategy is winning, in the sense that it was used more often by the agents to invent or interpret new words. Progressively the full-colour space strategy overtakes this initial advantage. Interestingly, the same word can temporarily be used by one agent using the brightness-based strategy and by another agent using the full-colour strategy (as happened in the evolution of English with the word “yellow” for example).

#### 4. Evolutionary Linguistics and Evolutionary Biology

For the past decade, I have been doing experiments of this kind with my collaborators for different domains of the lexicon and grammar (Steels 2004). We also now have mathematical models of how conventions can become shared (Loreto and Steels 2007) and powerful tools for setting up and running experiments (Steels and De Beule 2007). The question is now whether we can learn anything from all this with respect to the fascinating question of the origins and evolution of human languages. I discovered at the Wissenschaftskolleg that our approach to evolutionary linguistics is quite similar to the methodology adopted in evolutionary biology and consequently that the selectionist explanatory framework introduced by Darwin can in fact also be applied to language, except that we have to map it from the biological to the cultural domain.

What exactly is the methodology adopted by evolutionary biologists? Roughly speaking there are the following steps:

- a) Select and describe the phenotypic trait of interest, for example, the colour of butterfly wings, patterns on the fin of a fish, lungs in vertebrates, songs of finches. The trait may be chosen because it is particularly relevant for understanding the evolution of a species or because it may shed light on evolutionary processes in general.
- b) Understand the ecological or functional significance of the trait. This is done by looking at the role of the trait within the functioning of the organism (for example oxygen supply) or within the behaviours and interactions the organism has within the ecosystem in which it attempts to survive and reproduce (for example, colour may play a role in attracting a mate).

- c) Understand how the trait becomes established. For physiological traits, this is through a combination of genetic and developmental processes. For behavioural traits, like strategies for catching prey, this is through neuronal growth processes and learning.
- d) Understand how the trait may have appeared in evolution. This amounts to figuring out when and where in evolution the genetic basis for the trait appeared and what kind of genomic changes might have taken place.
- e) Show that the trait has a selective advantage. This is achieved by comparing the effect of having or not having the trait on the fitness of individuals in the ecosystem, for example by investigating how different variants in a population are selectively able to survive in different circumstances.

Once all these points have been clarified, the Darwinian selectionist logic provides the explanatory glue: When the trait has a selective advantage, the relevant genes will proliferate in the gene pool and be preserved in subsequent generations. Thanks to heredity, the trait can also be further refined and used as a building block for more complex traits.

Examples of how this methodology is being applied can be found abundantly in biological journals. Here is one example presented at the Wissenschaftskolleg by Axel Meyer: the explanation for the “eggspots” on the haplochromines, certain types of cichlid fish (Salzburger, et al. 2005). These branches of cichlid fish have drawn the attention of evolutionary biologists because they have very rapidly diversified within the lakes of East Africa into several hundred species and therefore seem to defy the normal pace of evolution. One distinctive phenotypic trait of haplochromines is circular eggspots on the anal fin in males. They are called eggspots because they look like the eggs that female cichlids produce. Why are these spots there and how did they contribute to successful speciation?

The first step is to understand the ecological or functional significance of this trait. We first need to know that these cichlid fish have developed maternal mouth-brooding of eggs. Females lay eggs and then suck them up again and continue to brood the eggs in their mouth. This gives a selective advantage because it helps to protect the eggs against predators. The male needs to fertilize these eggs. By presenting his anal fin, which contains the eggspots, the female “believes” there are more eggs to be sucked up, and thus receives the male’s sperm, which fertilizes the eggs already in her mouth. So this explains the ecological function of the egg spots.

Next, the complete genetics and developmental process were established that show how these eggspots are laid down in a process of pattern formation under genetic control (Salzburger, et al. 2007). And once the genetic basis was known, it could be reconstructed

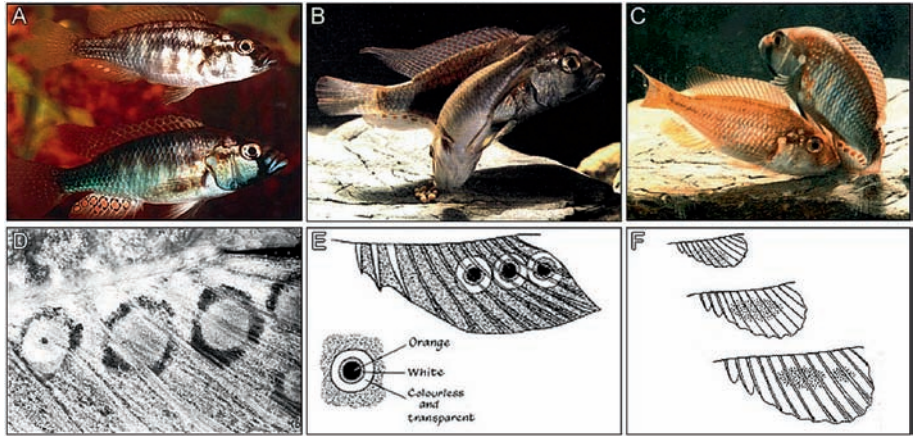


Fig. 7 a, b: Males of one species of cichlid fish (figure A) have spots on their anal fin that look like eggs (figures D and E). Females suck up eggs and brood them in their mouth (figure B). Because the eggspots act as dummy eggs, females are enticed to suck them up but receive the male's sperm instead (figure C).

that these eggspots appeared once in the ancestral line of this cichlid branch, although some other species lost it again, for example because they invaded deep-water habitats that were too dark for the eggspots to play a role, and that the genetic change involved a “co-option” or exaptation of an already existing genetic mechanism inducing pearly spots on anal or other fins.

The reproduction strategy based on mouth-breeding has a clear selective advantage for the male because he can be much more sure that he is the one fertilising the eggs.



There is also a selective advantage for the female because she is surer to be fertilized after courtship by the male she had chosen. Consequently the Darwinian selectionist loop can be closed. The selective advantage will cause the relevant eggspots genes to proliferate and we thus get an evolutionary explanation for this phenotypic trait.

Here is then a possible mapping from biology to linguistics (summarized in the table below). The analogue of a phenotypic feature is a language subsystem. A language subsystem determines certain features of an utterance, which then gives success or failure to the speaker or the hearer. Phenotypic features are built by the interaction between genes or gene networks and the environment. So the analogue of a gene or gene network is a language strategy, because just like the genes, language strategies build concrete language subsystems in interaction with the cognitive, social and linguistic environment. The equivalent of the utility of a phenotypic feature is communicative success of the utterances in which a language subsystem has participated and hence the equivalent of fitness is the rate of communicative fitness of the language strategy used to help build a particular language subsystem.

biological	linguistic
genes	language strategies
phenotypic traits	language subsystems
featurese of behavior	features of utterances
behavioural success	communicative success
biological fitness	communicative fitness

What does this analogy tell us? First of all, it helps us to see that language evolution could be based on the same principle as biological evolution, namely selectionism, but now applied at the cultural level rather than the genetic level. Communicative success steers both the choices that are made to work out the details of a language subsystem, for example which colour terms or colour categories are adopted, and the choices to adopt a certain language strategy or not, for example to use a brightness-based or hue-based strategy. Communicative success includes not only adequate expressive power. Success also depends on whether the linguistic conventions and conceptualisations used by the speaker are shared by the hearer. Hence the use of communicative success as a selectionist criterion will drive the population towards a shared language system, as indeed we observe in the simulations.

Needless to say that it is important to keep not only the analogies but also the differences in mind. There is clearly heredity involved in language in the sense that language subsystems and language strategies are preserved through the memories of the individuals using them. But there is no direct physical copying going on of language strategies between the brains of individuals. There is no telepathy. Every individual has to the strategies necessary to deal with the language of his community and then enact them to acquire the specific conceptualisations and conventions that are in common use. Hence, the innovation and variation in language strategies cannot arise from errors in physical copying or from the recombination of strategies from the two parents. They are due to the fact that the constructions or reconstructions of strategies carried out by different individuals are always a matter of guessing and trying. Nevertheless, the analogy still remains useful because we are dealing in both cases with a selectionist system.

A second important insight that we get from these experiments and analogies is that it is very unlikely that we will be able to find a single language gene or a few language genes that shape a highly specialised modular “language organ” in the brain. Language appears to require a large number of cognitive functions that are also useful for other tasks. They are recruited for the task of symbolic communication (Steels 2007). This means that the defining neurobiological characteristic of *Homo sapiens* does not come from the evolution of highly specialised modules, as often advocated by evolutionary psychologists, but rather in its ability to flexibly configure a rich set of cognitive functions. A key open question for evolutionary biology is when and how such high plasticity developed in the ancestors of our species.

#### Acknowledgement

The ideas expressed in this paper have been greatly aided by the presentations and discussions I was able to have at the Wissenschaftskolleg with the evolutionary biologists: Jeffrey Feder, James Mallet, Axel Meyer, Patrik Nosil and Robert Trivers, as well as with my colleagues in the “Understanding the Brain group”: Holk Cruse, Thomas Metzinger, Sriniv Narayanan and Rafael Núñez.

The research described in this paper involves teams from the University of Brussels (VUB AI Laboratory) and the Sony Computer Science Laboratory in Paris. I am particularly indebted to Joris Bleys for cooperation in the color naming game experiments. I also

thank the entire staff of the Wissenschaftskolleg for their incredible dedication to making this institution so remarkably effective in fostering scientific creativity and reflection.

## References

- Berlin, D. and P. Kay. 1969. *Basic color terms: Their universality and evolution*. Berkeley: University of California Press.
- Bleys, J. and L. Steels. 2009. "Linguistic selection of language strategies. A case study for colour." *Proceedings of the European Conference on Artificial Life*.
- Chomsky, N. 1965. *Aspects of the Theory of Syntax*. Cambridge: MIT Press.
- Evans, N. and S. Levinson. 2010. "The myth of language universals: Language diversity and its importance for cognitive science." *Behavioral and Brain Sciences*. In press.
- Fodor, J. 1983. *The Modularity of Mind: An Essay on Faculty Psychology*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Haspelmath, M. 2007. "Pre-established categories don't exist: consequences for language description and typology." *Linguistic Typology* 11, 1: 119–132.
- Lillo, J., H. Moreira, I. Vitini, and J. Martin. 2007. "Locating basic Spanish color categories in CIE L\*u\*v\* space: identification, lightness segregation and correspondance with English equivalents." *Psicologica* 28: 21–54.
- Loreto, V. and L. Steels. 2007. "Emergence of language." *Nature Physics* 3, 11: 758–760.
- McCarthy, J. 1958. "Programs with common sense." *Proceedings of the Teddington Conference on the Mechanization of Thought Processes*, December 1958.
- Pickering, M. J. and S. Garrod. 2006. "Alignment as the basis of successful communication." *Research on Language and Computation* 4: 203–228.
- Pinker, S. 1994. *The Language Instinct*. New York, Basic Books.
- Rosch, E. 1975. "Cognitive representations of semantic categories." *Journal of Experimental Psychology* 104, 3: 192–233.
- Salzburger, W., T. Mack, E. Verheyen, and A. Meyer. 2005. "Out of Tanganyika: Genesis, explosive speciation, key-innovations and phylogeography of the haplochromine cichlid fishes." *BMC Evolutionary Biology* 5, 17.
- Salzburger, W., I. Braasch, and A. Meyer. 2007. "Adaptive sequence evolution in a color gene involved in the formation of the characteristic egg-dummies of male haplochromine cichlid fishes." *BMC Biology* 5, 51.

- Steels, L. 1997. "The synthetic modeling of language origins." *Evolution of Communication Journal* 1, 1: 1–34.
- Steels, L. 2004. "Constructivist development of grounded construction grammars." In *Proceedings Annual Meeting of Association for Computational Linguistics Conference*, edited by D. Scott, W. Daelemans, and M. Walker, 9–16. Barcelona: ACL.
- Steels, L. 2008. "The recruitment theory of language origins." In *Emergence of Communication and Language*, edited by C. Lyon, C. Nehaniv, and A. Cangelosi, 129–151. Berlin: Springer.
- Steels, L. and T. Belpaeme. 2005. "Coordinating perceptually grounded categories through language. A case study for colour." Target article. *Behavioral and Brain Sciences* 24, 6.
- Steels, L. and J. Bleys. 2009. "Linguistic selection of language strategies. A case study for colour." *European Conference on Artificial Life*.
- Steels, L. and J. De Beule. 2007. "Unify and merge in fluid construction grammar." In *Proceedings of EELC III. Lecture Notes in Computer Science*, edited by P. Vogt et al. Berlin: Springer.
- Steels, L. 2007. "Is symbolic inheritance similar to genetic inheritance?" *Behavioral and Brain Sciences* 2007.
- Steels, L. 2007. "The recruitment theory of language origins." In *Emergence of Communication and Language*, edited by C. Lyon, C. Nehaniv, and A. Cangelosi, 129–151. Berlin: Springer.
- Wittgenstein, L. 1953. *Philosophical Investigations*. London: Blackwell Publishing.

L'ESCLAVAGE À SAINT-LOUIS DU SÉNÉGAL  
AU XVIII<sup>e</sup>–XIX<sup>e</sup> SIÈCLE  
IBRAHIMA THIOUB

Le 27 avril 1848, le gouvernement provisoire français adopte le décret établissant en son article 1 que : « L'esclavage sera entièrement aboli dans toutes les colonies et possessions françaises, deux mois après la promulgation du présent décret dans chacune d'elles » avec la précision suivante en son article 2 : « le système d'engagement à temps établi au Sénégal est aboli »<sup>1</sup>. Le décret est promulgué au Sénégal deux mois après son adoption, le 23 juin 1848, moratoire accordé aux propriétaires pour se préparer à la mise en application, après de multiples hésitations et des négociations ardues avec l'administration. Les maîtres ont ainsi opposé une vive résistance à la libération des esclaves même si, par ailleurs, ils finirent par accepter les indemnités compensatrices de ce qu'ils considéraient comme un acte attentatoire au principe sacré de la propriété. Certains d'entre eux profitèrent du répit accordé pour vendre leurs esclaves dans les pays voisins. À l'époque, le Sénégal se limitait à Saint-Louis, Gorée et quelques comptoirs à l'abri de postes militaires le long du fleuve et en Casamance ; le décret ne pouvait s'appliquer au-delà.

Au terme d'un long travail de réception, de contrôle et de vérification des titres de propriété, la commission en charge du recensement, devant fixer la liste des bénéficiaires de l'indemnité compensatrice versée aux maîtres, parvint au chiffre de 3230 esclaves ou engagés à temps. Les 671 propriétaires de Saint-Louis réclamant des droits sur 4524 esclaves avaient été déboutés de leurs prétentions. La commission estimait que nombre de ces esclaves avaient été introduits dans l'île postérieurement à l'arrêt du 28 septembre 1823 organisant le système des engagés à temps et qui avait prohibé l'introduction de nouveaux captifs dans l'île (Zuccarelli 1962 : 420–461).

Pour éviter une flambée des prix due au surnuméraire qu'occasionnerait le versement de 330,15 francs par esclave, il fut décidé que le solde du reliquat serait payé en « certifi-

---

1 ANS, K8 (114–117) : Esclavage, Traités des Noirs abolition de l'esclavage, Décret d'abolition de l'esclavage.

cats de liquidation ». Les petits propriétaires cédèrent leurs titres au plus nantis qui les investirent dans le capital primaire de la Banque du Sénégal créée à cette occasion (Lydon 1997 : 475–491).

L'importance des enjeux économiques liés à l'esclavage à Saint-Louis est mise en évidence par ces mesures et les réactions subséquentes qu'elles suscitèrent dans la colonie. La décision de mettre un terme à l'institution servile par la voie juridique fut à l'origine de difficultés majeures dans les rapports entre Saint-Louis et son voisinage mais aussi au sein de la ville même dont les habitants éprouvaient toutes les peines à se passer des services de leurs esclaves. L'article 7 de la loi abolitionniste déclarant le sol français libérateur de l'esclavage fut rudement mis à l'épreuve par la réaction des États africains voisins de Saint-Louis. Ces États nés de l'émiettement politique consécutif au développement de la traite atlantique dans cette région reposaient sur un système économique et social structuré autour de l'esclavage exportateur et domestique. Ils étaient alors loin d'envisager l'abolition, et encore moins la libération, de leurs esclaves séjournant en territoire français. Toute la région s'embrasa avec des représailles vigoureuses et immédiates : refus de commercer avec l'île, séquestration des marchandises de ressortissants saint-louisiens. La vulnérabilité de la ville était mise en évidence par la coalition des monarchies qui opposa une fin de non-recevoir aux effets du décret abolitionniste (Barry 1985).

En réaction à cette mesure, les populations des faubourgs de Saint-Louis émigrèrent en masse loin des terres françaises. Le ravitaillement de la ville largement dépendant d'un voisinage ne relevant pas de son autorité politique et militaire fut sérieusement menacé. Les services publics et les habitants de la ville, Africains comme Européens, s'estimaient incapables de se passer de l'institution servile dont ils dépendaient structurellement.

Très rapidement, des mesures administratives furent prises, remettant en cause le texte abolitionniste. La ville vécut un demi-siècle de louvoiements pour faire échec aux lobbies abolitionnistes et aux initiatives des esclaves eux-mêmes. Les habitants furent autorisés par de multiples subterfuges juridiques à renouer avec les pratiques esclavagistes<sup>2</sup>. Il fallut attendre les décrets de 1905 et 1906 abolissant à nouveau l'esclavage et les traites.

---

2 Le gouverneur Louis Faidherbe édicta plusieurs textes réglementaires qui autorisaient le « rachat » d'esclaves dans les territoires de l'arrière pays de Saint-Louis pour l'usage des particuliers et de l'administration, remettant sérieusement en cause l'abolition de l'esclavage sur le territoire des possessions françaises en Afrique (Lovejoy et Kanya-Forstner 1994).

Pourquoi l'esclavage a-t-il été si difficile à abolir en Afrique française en général et à Saint-Louis en particulier ? Est-ce son poids dans l'économie et la société saint-louisienne ? Les sociétés africaines partageant le même espace que la ville ont-elles, par l'influence qu'elles jouaient, leur part de responsabilité dans la résistance des maîtres ? Qu'en est-il du modèle de contrôle social exercé sur les esclaves par l'idéologie justificatrice de cette institution ?

Pour élucider ces questions, j'ai choisi de limiter mon espace d'analyse à la ville de Saint-Louis. Ce site a l'avantage d'être un lieu de rencontre entre l'Afrique et l'Europe d'où émerge une société esclavagiste, urbaine et marchande qui tient à la fois de l'expérience coloniale européenne des Amériques et de l'institution servile précoloniale en Afrique. Toutefois, elle se distingue de chacune d'elles en bien des points. La présence relativement précoce de la France à Saint-Louis a connecté la ville qu'elle y a créée et son arrière pays à l'économie atlantique dans le cadre d'une colonisation d'ancien régime suivie d'une conquête territoriale à partir de 1854. La première qui dure jusqu'au début du XIX<sup>e</sup> siècle est caractérisée par une faible emprise territoriale, la seconde par le contrôle politique et administratif direct des sociétés africaines. Aussi différents que soient ces deux moments historiques, ils restent marqués par les pratiques esclavagistes et mercantiles à usage local ou exportateur.

Avant d'analyser la place et les fonctions de l'institution servile à Saint-Louis qui nous donnera l'occasion de réfléchir sur le modèle de contrôle social qui y est mis en œuvre, il est nécessaire de retracer l'histoire de la constitution de cette société urbaine qui aujourd'hui vit dans la nostalgie d'un passé glorifié dans lequel la figure de la signare, femme-entrepreneur performante, voile la dimension esclavagiste de cette histoire. Mon projet consiste à réintroduire cette part souvent négligée de l'histoire de la ville.

## I. Saint-Louis du Sénégal, une ville et sa région : colonisation et économie de traite

« Saint-Louis du Sénégal, vieille ville française centre d'élégance et de bon goût sénégalais » ! Le mot du romancier sénégalais Abdoulaye Sadju rend bien compte de la diversité des influences qui se sont exercées sur l'ancienne capitale de l'Afrique occidentale française (AOF) (Sadju 1935). Ville française en terre d'Afrique, fondée en 1659 sur une île inoccupée, acquise auprès du souverain du Waalo, Saint-Louis s'est vite révélée être une position stratégique de l'économie mercantile qui se développe en Sénégalie à partir du XV<sup>e</sup> siècle. Si les Portugais, et à leur suite les Néerlandais, lui ont préféré Gorée, les Fran-

çais et les Anglais se la disputèrent du XVII<sup>e</sup> au début du XIX<sup>e</sup> siècle avant qu'elle ne devienne définitivement française.

Par sa position, à une trentaine de km en amont de l'embouchure du fleuve Sénégal, l'île présentait des avantages certains pour le projet d'installation française en vue de la traite (Sinou 1989 : 377–395). Elle s'étale sur 2300 mètres de longueur, sur une largeur moyenne de 250 mètres. Dans cette phase mercantile de la présence européenne en Afrique, la maîtrise des voies de pénétration du continent reste stratégique. On comprend l'intérêt que représente l'installation en cette île qui contrôle la vallée du Sénégal ouverte sur l'Atlantique. Saint-Louis a en outre l'avantage d'être proche de la terre ferme et, à partir de l'embouchure, de commander toute la navigation sur le fleuve Sénégal, point stratégique de pénétration du continent. L'insularité du site assure en partie la sécurité contre d'éventuelles attaques venant du continent et la présence d'une barre rendant difficile l'entrée de l'embouchure contre les surprises venant de l'océan. Toutefois, de la fin du XVII<sup>e</sup> au début du XIX<sup>e</sup> siècle, les Anglais se sont emparés de ce point stratégique à trois reprises, en 1693 (guerre de la Ligue d'Augsbourg), de 1758 à 1778 (guerres de 7 ans) et de 1809 à 1817 (guerres napoléoniennes), avant que Saint-Louis ne devienne définitivement française sous le régime de la Restauration.

En temps de paix, cette défense naturelle devient un sérieux handicap. Les navires à grand tirant d'eau ne peuvent remonter le fleuve et sont obligés d'attendre leur charge apportée en mer par des chaloupes et des bateaux de moindre envergure. Entre 1785 et 1787, Golberry (1802 : 144) est témoin de la perte de 4 bâtiments, 22 chaloupes, 119 hommes du fait de la barre. Cette situation crée une dépendance de la colonie par rapport aux sociétés de pêcheurs de la région qui ont acquis une expertise certaine dans le passage de cet obstacle naturel.

Les difficultés de l'établissement ne se réduisent pas uniquement à ces contraintes naturelles. Jusqu'au milieu du XIX<sup>e</sup> siècle, la souveraineté française se limite à Saint-Louis et à ses faubourgs et à quelques postes militaires sur le fleuve. Dès lors, le ravitaillement de la ville est tributaire du bon vouloir des États voisins qui, du reste, ont autorisé l'installation et le commerce des Français dans la région, moyennant paiement annuel de redevances dont le montant fait l'objet d'âpres négociations. Les compagnies, les négociants et traitants, de même que l'administration publique, ont pu s'accommoder à ces inconvénients tant que leurs objectifs se sont limités à la traite. Il n'en sera plus ainsi à partir du milieu du XIX<sup>e</sup> siècle qui ouvre l'ère de l'impérialisme colonial avec la conquête territoriale mettant un terme à la souveraineté africaine dans l'espace de la Sénégambie.



Pour ce qui est de l'histoire démographique de la ville, elle reste marquée par la diversité de ses populations où se côtoient Européens et Africains d'origines régionales et ethniques fort diverses. La population européenne largement minoritaire comprenait principalement le personnel des compagnies qui se sont succédées à la tête de la colonie, les employés de l'administration publique qui s'est étoffée avec la mise en place des services militaires, fiscaux, judiciaires et techniques. Quelques grands négociants français y séjournent sur de longues périodes surtout après la libéralisation du commerce survenu le 23 janvier 1791.

Dans le premier quart du XVIII<sup>e</sup> siècle, Antoine Feuilletaine, notable saint-louisien qui a vécu 50 ans au Sénégal, estime le nombre des Européens de la colonie à moins de 70 personnes : le directeur omnipotent de l'établissement, une dizaine de commis, employés d'un rang supérieur, un aumônier, un chirurgien, une vingtaine d'employés sédentaires de rang subalterne et une trentaine de soldats et marins. Selon la même source, ils sont au nombre de 168 en 1725 : 48 employés supérieurs, 34 marins, 35 ouvriers et domestiques et 51 soldats avant d'atteindre 248 en 1736, le gros de la troupe étant désormais constitué d'ouvriers (Sankalé 2007).

Les Africains ont été très tôt attirés par les opportunités d'affaires créées par les compagnies de commerce qui se sont succédé à Saint-Louis et par la dépendance de l'île de son arrière pays. Certains d'entre eux s'y sont fixés à demeure et d'autres plus nombreux, en majorité des matelots experts du passage de la barre et de la navigation fluviale, y séjournent de façon saisonnière. Dans les faubourgs de l'île vivaient des marchands africains, des femmes pour la plupart, servis par leurs esclaves domestiques. En 1736, ils sont 142 Africains au service de la compagnie dont 48 libres et 94 esclaves. La population de l'île s'est accrue, alimentée au fil des ans par l'apport africain. Le métissage issu de la mise en ménage des Européens et des Africaines a considérablement participé à faire de Saint-Louis un espace urbain original en Sénégalie<sup>3</sup>.

Le discriminant racial a très peu marqué l'histoire de la ville. Les lignes de partage se sont plutôt exprimées sur des bases socio-économiques. Le groupe désigné sous le vocable « d'Habitants » a été la colonne vertébrale de l'architecture sociale de l'île. Au milieu du XIX<sup>e</sup> siècle, dans son précieux « bilan ethnographique et historique du Sénégal », Boilat

---

3 Les compagnies interdisaient le séjour des femmes européennes à la colonie. Les employés se sont alors mis en ménages temporaires avec les Africaines, cette pratique a donné naissance à ce qui est connu sous l'appellation de « mariage à la mode du pays (Sankalé 2007) ».

souligne : « les mulâtres issus des mariages mixtes entre Européens et Africaines, les gourmets ou noirs baptisés et les Africains musulmans dont les familles ont toujours été libres et ont tenu ou tiennent un rang dans la société ». « Tous les habitants », conclut l'auteur, « sont traitants, c'est-à-dire qu'ils font le commerce de la gomme, dans le fleuve (Boilat 1984 : 209) ». Ce groupe a joué un rôle décisif dans l'économie mercantile qui connecte l'Afrique à l'Atlantique à partir du XV<sup>e</sup> siècle où le « commerce se faisait à des points fixes de la côte ou des rives des fleuves, points que l'on nommait les escales, où les navires pouvaient en outre relâcher et avitailler, mais il n'existait pas d'établissement permanent (Boilat 1984 : 210) ». L'expansion de la traite entraîne, à partir du XVII<sup>e</sup> siècle, la mise en place d'établissements fixes, où le militaire et le commercial cohabitent, le fort à côté de l'habitation, celle-ci très vite transformée en comptoir suivant l'intérêt du site, et puis en établissement urbain.

Saint-Louis du Sénégal a connu toutes ces étapes. En 1659, le commis Français, Louis Caulier, érige l'habitation, jusqu'alors sur la Langue de Barbarie, « sur une île un peu plus grande, un peu plus haute et un peu plus éloignée de l'embouchure (Sankalé 2007 : 30) ». Comme toutes les puissances européennes impliquées dans la traite atlantique, la France a délégué sa souveraineté sur les établissements d'Afrique à des compagnies privilégiées protégées bénéficiant de ce fait de l'exclusivité du commerce sur un territoire ou sur un produit. En contrepartie, ces compagnies versaient des redevances au trésor public et/ou assuraient la fourniture de quantités fixées d'esclaves aux colonies sucrières d'Amérique et de denrées coloniales à la métropole. Ces compagnies à capitaux privés ont fait l'objet de violentes critiques de la part des partisans de la liberté du commerce. La mauvaise gestion ajoutée à l'incurie et aux mœurs légères des employés ont alimenté les chroniques de leurs faillites et banqueroutes jusqu'à leur suppression (Lamiral 1790).

De la période des privilèges à la libéralisation du commerce, la source des revenus au Sénégal, c'est d'abord et avant tout la grande traite ou commerce de Ngalam. Le régime irrégulier du fleuve Sénégal n'admettait que des navires à voile de 150 tonneaux au maximum et ceci uniquement à la période des hautes eaux, de juin à octobre, « la mauvaise saison, celle des chaleurs et des tornades ». Dans des conditions particulièrement difficiles, le voyage aller qui dure une quarantaine de jours mène le convoi d'une trentaine de bateaux, appartenant aux négociants et traitants de Saint-Louis, au fort militaire de Bakel. Les matelots ou laptots, libres ou esclaves, embarquaient en grand nombre pour pouvoir hâler les navires qui fréquemment échouaient sur le lit du fleuve. Bien armés, ils assuraient également la défense contre les atta-

ques fréquentes et redoutées des pillards et des pirates. Le convoi était par ailleurs escorté par des navires militaires devant faire face aux attaques d'envergure<sup>4</sup>.

Le séjour à Ngalam n'est pas moins dangereux que le voyage. Chaque année, de nombreux participants y laissent leur vie, décimés par les maladies tropicales et l'insécurité ambiante. « Les noirs seuls peuvent y demeurer quelque temps, et encore en reviennent-ils avec des plaies qui ne guérissent jamais, ou avec des vers de Guinée qui les rongent, ou enfin avec des fièvres qui les minent de jour en jour ». Pour la conduite de leurs affaires, les Habitants s'en remettent à leurs employés africains – les traitants, les laptots – souvent de condition servile. Le Ngalam, situé sur le Haut-Fleuve, en pays Soninké est, à cette époque, le lieu des bonnes affaires du commerce de traite. La gomme apportée par les Maures de la rive droite, les esclaves de traite, les cuirs, l'ivoire, l'or et le mil s'échangent contre le sel produit dans les environs de Saint-Louis et divers produits manufacturés apportés d'Europe : tissus, verroterie, armes à feu, alcool, barres de fer. Les souverains du Waalo, du Fouta Toro, du Ngalam, du Brakna et du Trarza, riverains du cours d'eau, exigeaient du commerce le paiement de droits de passage ou de commerce appelés « coutumes ». Pour des raisons de sécurité, les forts de Podor et de Saint-Joseph furent édifiés respectivement dans la moyenne vallée et dans la zone de confluence avec la rivière Falémé, point de suture entre plusieurs États du Haut-Fleuve.

Les signares, grandes dames mariées à des négociants ou à des employés européens de la compagnie et personnel de l'administration, contrôlaient une bonne partie du commerce du fleuve grâce à leurs esclaves domestiques qu'elles louaient aussi à la Compagnie. Parmi cette main-d'œuvre servile se recrutaient la plupart des maîtres de barques, les matelots rompus à la navigation à la cordelle, les jeunes apprentis (mousses) et les pileuses chargées de préparer la nourriture des équipages. Des maîtres de langues étaient choisis pour leur excellente maîtrise des traditions et langues du pays et leur talent de négociateurs infatigables. L'apogée du commerce de Ngalam est atteint entre 1720 et 1750. Les bâtiments de rivière engagés dans ce trafic parvenaient à faire deux, voire trois fois le voyage avant la baisse des eaux et chacun d'eux pouvait apporter 80 à 120 captifs à Saint-Louis.

Pendant la saison des basses eaux, de novembre à mai, le commerce du fleuve Sénégal ne se faisait guère au-delà de Podor à cause de la rupture du cours d'eau en plusieurs endroits du fait du retrait des eaux. Le mil, les bestiaux, la volaille, les cuirs et peaux, et surtout la gomme arabique, étaient alors négociés aux escales dites du Désert, dans le royaume Waalo, du Coq et du Terrier Rouge, au Fouta occidental. Cette petite traite était essentielle à l'existence de la ville de

---

4 Ce voyage de Ngalam est souvent évoqué dans la littérature, voir Mandeleau (1991) et Dia (2009).

Saint-Louis qu'elle ravitaillait en vivres mais aussi à l'exportation des esclaves dont elle pourvoyait à la nourriture lors de la traversée de l'Atlantique (Searing 2002).

## II. L'esclavage et la vie quotidienne à Saint-Louis

De nombreux récits de voyage informent sur la vie quotidienne à Saint-Louis. Certes nombre d'entre eux se copient et se répètent. Des anecdotes aux plus élaborés, ils sont d'une richesse inestimable pour qui s'intéresse à l'évolution de la ville. Tous sont focalisés sur le commerce de traite et les difficultés de ses rapports avec les États africains et les péripéties de la vie des compagnies privilégiées. L'administration a laissé une riche documentation, des rapports, des correspondances, des textes réglementaires, etc. Toutefois, pour l'étude de l'esclavage, la mine documentaire reste les archives judiciaires et les actes notariés dont dispose la colonie du Sénégal à partir de 1820. Il n'est pas un aspect de la vie des esclaves et de leur rôle et place dans la société qui ne soit évoqué par cette source. Son exploitation est certes longue et fastidieuse mais elle a l'avantage de la précision, de l'inédit et du vivant. Les actes notariés dans une moindre mesure, les archives judiciaires dans une large mesure font écho à la voix des esclaves souvent inaudible ou relayée par celle des maîtres dans les autres sources.

Aucune source ne couvre avec précision les données démographiques relatives à la population servile de l'île. Fréquemment, les maîtres se sont opposés aux recensements de leurs esclaves en particulier pendant la période qui a précédé l'abolition.

En 1787, Golberry estime la population servile à 2400 captifs de case « qui habitent le domaine du maître, qui le servent ... sont en quelque sorte comme les serfs de la famille ; ils font pour ainsi dire corps avec elle et n'en éprouvent que de la bienveillance ». La population totale de l'île était de 6000 habitants dont 660 Européens. Un demi-siècle plus tard, juste après l'abolition de l'esclavage, « On compte à Saint-Louis environ 12 336 habitants, dont 177 Européens, 5508 noirs libres, 477 anciens engagés à temps et 6174 anciens esclaves à vie. On ne comprend pas, dans ce recensement, la population flottante qui se compose de toutes les « nations du Sénégal », et qui peut monter à peu près de 4000 (Boilat 1984 : 207) ».

Les deux types d'esclaves existant dans les sociétés africaines ont été introduits à Saint-Louis. Les esclaves de traite qui sont en fait des captifs de guerre dont le processus de mise en esclavage s'opère généralement par le marché. Dans la plupart des sociétés du Nord de la Sénégambie, leur statut est régi par des traditions qui en font des biens meubles dont on

peut user et abuser sans limite aucune<sup>5</sup>. Ils sont soumis aux plus dures conditions de vie quand le maître décide de les conserver dans sa domesticité. À Saint-Louis, leur poids démographique variable suivant la conjoncture est fort considérable. Golberry (1802) estime leur nombre entre 1000 et 1200 individus enfermés dans les différentes captivités de la ville, dans l'attente de l'expédition vers les Amériques.

Je ne m'étends pas outre mesure sur ce type d'esclaves destinés à l'exportation vers les Amériques. Sa présence dans l'espace urbain a toutefois un intérêt majeur puisqu'elle participe des instruments de contrôle de la seconde catégorie : les esclaves de case, par la menace permanente qui pèse sur ces derniers de subir le même sort en cas d'actes criminels ou d'irrespect caractérisé à l'égard du maître. Le système pénal a connu des changements majeurs marqués par un durcissement des peines, en rapport avec l'essor de la traite atlantique dans différents États de la Sénégambie.

Le second statut est celui des esclaves de case nés dans la maison du maître. Peu importe qui en est le père, l'enfant né dans les liens de la servitude appartient au propriétaire de la mère. Dans les sociétés du voisinage de Saint-Louis, cet esclave est intégré à la famille du propriétaire, en principe, il est exclu de la vente. Il peut posséder des biens y compris des esclaves. Il doit des services au maître mais peut disposer d'une partie de son temps de travail. Il peut racheter sa liberté ou être affranchi. Confronté à la réalité urbaine saint-louisienne du XVIII<sup>e</sup>-XIX<sup>e</sup> siècle, ce statut fixé par les traditions a connu des transformations notables.

Les esclaves de case constituaient la principale force de travail du comptoir. Ils étaient affectés aux tâches domestiques dans les maisons, envoyés comme agents de traite au Ngalam ou loués comme manœuvres, matelots, laptots à l'administration, aux négociants, à la compagnie. L'administration et la compagnie en son temps avaient leurs propres esclaves de case. Les activités artisanales – charpentiers, calfats, menuisiers, forgerons, orfèvres, tisserands – leur étaient affectées. Selon Boilat, ils étaient en majorité adeptes des religions du terroir ou de confession musulmane : « les habitants de Saint-Louis ont toujours cru qu'il n'était pas permis de garder en esclavage un chrétien. Aussi, dès qu'un esclave ou captif était jugé digne de recevoir le baptême, il recevait, avec ce sacrement, son acte de liberté. Tandis qu'à Gorée, les habitants, persuadés du contraire, faisaient baptiser tous les esclaves qui désiraient être chrétiens, sans aucune condition (Boilat 1984 : 213) ».

---

5 Dans les sociétés Wolof, ils sont dénommés « esclaves de marché » ou *jamm sayoor*.

Contrairement au principe qui les exclut de la vente, les sources notariales et judiciaires témoignent largement de l'usage de ces esclaves dans les transactions et contrat social que nouent entre eux les propriétaires : nantissement des dettes, mise en gages, donation, dot, etc. Les ventes sont également relativement fréquentes en particulier lors du partage des héritages et dans les moments de dépression économique.

Avec la suppression de la traite survenue en 1817, les pouvoirs publics mirent en place le système de l'engagement à temps autorisant le rachat dans l'arrière pays d'esclaves maintenus dans les liens de la servitude pour une durée déterminée, généralement de sept années. L'administration se servit de ce système pour se procurer les hommes nécessaires à la constitution des troupes militaires. Il fut difficile par la suite de pourvoir l'armée en hommes, l'enrôlement militaire étant assimilé à la servitude. Pour y pourvoir, l'administration dut recourir aux « *rachats d'esclaves qu'on affranchirait de suite, moyennant un engagement de 10 à 12 ans [comme] l'unique moyen praticable de former des compagnies noires* »<sup>6</sup>. L'affaire s'avéra plus difficile qu'on ne l'avait envisagée. Le recrutement militaire dans la colonie s'en trouva longuement hypothéqué.

Cette situation était d'autant plus déplorable qu'une guerre était imminente contre l'État du Waalo. Les propriétaires d'esclaves furent requis de les mettre au service de la défense de l'île moyennant une indemnité à fixer par expert en cas de décès au combat. Ils participèrent efficacement à la guerre comme en témoigne le maire de Saint-Louis en 1832 : « *la bravoure, l'attachement au gouvernement français et au sol qui est devenu pour eux une nouvelle patrie, de tous ces laptots libres et esclaves qui forment, à Saint-Louis, une force que les peuples riverains ont toujours redoutée* »<sup>7</sup>. Au moment de l'abolition, la question du recrutement des libres se posait avec plus d'acuité. De 1848 à 1851, seuls 3 volontaires ont intégré les rangs et l'administration dut recourir à nouveau à l'engagement à temps ouvrant la porte à la perpétuation de l'institution servile niée dans les rapports administratifs par divers euphémismes.

Durant toute la période coloniale, l'économie et la société saint-louisienne sont demeurées structurellement dépendantes des esclaves domestiques ou de traite. Ce poids de la servilité a provoqué une vive résistance à sa remise en cause par les projets abolitionnistes. Les Habitants, principaux propriétaires de la ville, ont développé tout un argumentaire reposant sur la différence de leur institution avec l'esclavage ségrégationniste, vio-

---

6 ANS, 4D1 : Lettre du gouverneur Schmaltz au ministre de la Marine et des colonies, 4/09/1819.

7 ANS, 3 E9 : Discours d'Alin, maire de Saint-Louis, Conseil privé du 11/12/1832.

lent et brutal, des colonies américaines. Ce discours s'est révélé très efficace au point d'exercer une influence certaine sur les études contemporaines sur l'esclavage en Afrique.

Les membres de ce groupe social, dénommé les Habitants, constitué sur des bases économiques, sans considération des origines ethniques, raciales ou confessionnelles, ont concentré entre leurs mains le gros des esclaves de la ville. Ils ont produit et soutenu l'idéologie légitimatrice de l'institution servile et ont opposé une résistance acharnée à toutes les politiques de remise en cause de la base de leur pouvoir. Ils se sont plus d'une fois affichés de façon spectaculaire dans l'espace public de la colonie. Avec leurs esclaves, ils ont défendu l'île au moment de la deuxième occupation anglaise. Défaits, ils ont imposé à l'occupant l'institution d'une représentation communale porteuse de leurs voix. En 1789, ils ont envoyé un cahier de doléances aux États généraux de la Révolution pour contester le monopole de la compagnie sur le commerce du Sénégal (Bonnardel 1990 : 51–59). En 1802 par la force de leurs esclaves armés, ils ont démis le Gouverneur Laserre, arrêté et déporté sur l'île de Gorée alors aux mains des Anglais (Sankalé 2007 : 99).

La force du groupe réside également dans ses liens étroits avec les États et sociétés sénégalais. Sa fraction féminine très entreprenante a marqué de son empreinte les sociabilités et la culture saint-louisiennes et plus tard sénégalaises, avec la figure emblématique de la signare. Le déclin du groupe, survenu dans la seconde moitié du XIX<sup>e</sup> siècle, reste lié à la crise de l'économie du fleuve, mais aussi et plus directement à la suppression de la traite d'abord et de l'esclavage ensuite (Pasquier 1967 : 189–208).

Les Habitants ont vite réalisé que tout système de domination a besoin de construire une idéologie discriminant les dominants et les dominés. Sa nécessité est encore plus forte dans le système esclavagiste où elle masque l'arbitraire et la violence qui en sont le fondement. Les catégories naturelles, la couleur de la peau, l'ethnie, semblent les plus efficaces dans cette production de la différence, même si la religion, la culture peuvent être mises à contribution. Dans le contexte africain où maîtres et esclaves partagent la même identité chromatique, a été mise en œuvre la notion de pureté de sang des maîtres versus impureté de celui des esclaves. Elle s'y est révélée efficace dans la construction de l'altérité de l'esclave ainsi figé dans un statut naturel où ni l'abolition, peu envisageable, ni l'affranchissement ne gomme la macule servile.

Qu'en est-il alors de l'esclavage à Saint-Louis ? Comment s'y opère la discrimination en tant qu'elle est une société multiraciale et métissée mais surtout marchande et colo-

niale. Comment les maîtres y ont-ils conçu les légitimités de leur domination pour en voiler la charge de violence qu'elle comporte par essence ?

Écoutons Antoine Feuilletaine, personnalité éminemment représentative du groupe des Habitants, décliner ses représentations de l'esclavage à Saint-Louis :

Et pourtant, ..., je possède de nombreux captifs qui sont la fierté de ma maison et une part importante de mon patrimoine. Faut-il croire que le seul changement d'intitulé, captifs de ce côté-ci de l'océan, esclaves de l'autre, suffit pour en rendre la chose plus acceptable ? Je voudrais plaider l'implaidable (sic). À l'évidence, les captifs quelle que puisse être la qualité du traitement qui leur est réservé ici, ne sont pas libres et cette seule privation de liberté doit être inacceptable, à la lumière de la philosophie, de toutes les philosophies. Etres humains, ils sont nés libres et égaux. Mais, car il y a un mais, racheter des captifs pour les garder chez soi, au-delà de l'investissement et des fruits que cela suppose, c'est offrir un asile, une famille de substitution à des êtres déjà arrachés à leur pays natal et souvent bien trop jeunes pour jamais être capables d'en retrouver le chemin. Racheter des captifs c'est leur assurer une vie bien plus douce que celle qui les attend au-delà des mers. Racheter des captifs, c'est pour une notable proportion d'entre eux, leur sauver la vie. Racheter des captifs c'est leur apprendre un métier, assurer leur avenir, leur donner les moyens de retrouver leur liberté (Sankalé 2007 : 40).

Cette ligne de défense est une constante dans l'argumentaire des propriétaires saint-louisien. La mise en servitude à Saint-Louis est ainsi présentée comme une rédemption au regard des conditions cruelles que l'esclave auraient sans doute vécues dans l'arrière pays d'une part et celles encore plus insupportables de la plantation outre-atlantique. Les rapports esclavagistes sont ensuite réinterprétés dans une structure légitime, celle de la relation parentale. L'idéologie paternaliste à l'œuvre est bien informée du modèle brutal de la plantation opposé à la « douceur » du sien<sup>8</sup>.

Restant de génération en génération dans les familles, dont ils sont partie intégrante, jamais soumis ni aux fers, ni au fouet, libres de leurs mouvements, il est très rare qu'ils s'enfuient et les plus expérimentés, d'entre eux peuvent aller loin dans l'intérieur, pour des missions de confiance et tou-

---

8 Voir l'analyse critique pertinente qu'en fait Somé (2001 : 57-97).



jours revenir dans ce qui a fini par devenir leur maison, quand ce n'est pas là qu'ils sont nés.

Sans qu'aucune réglementation ne l'ait, à ma connaissance du moins, jamais strictement codifié, il est interdit de jamais vendre un captif pour l'esclavage transatlantique. Une seule exception, le cas d'un crime commis par un captif et passible de la peine de mort. Ceci prouve bien que chacun sait la différence dans le sort de ces personnes. Il est également caractéristique que l'immonde Code noir qui régit, depuis des siècles, par la répression la plus féroce, les rapports entre Noirs et Blancs, entre propriétaires et esclaves, dans les Antilles, n'a jamais été applicable, ni appliqué, au Sénégal (Sankalé 2007 : 41).

En offrant à l'esclave la possibilité d'accéder à la propriété, y compris celle d'autres esclaves, le système les ancre dans l'illusion d'une ascension sociale ouverte. L'adhésion au système s'en trouve nécessairement renforcé. En mettant en exergue cette possibilité, le discours idéologique banalise le fait esclavagiste et se donne les moyens de convaincre que l'institution saint-louisienne n'a rien à voir avec ce que combattent les abolitionnistes métropolitains.

Mais allons plus loin, la moitié du produit du travail de ces captifs leur revient de droit, ce qui permet aux plus industriels d'entre eux de se constituer une certaine aisance qui leur permet de posséder des captifs, et à ces captifs de captifs d'être propriétaires. La langue ouolove désigne ainsi les premiers sous le vocable de diams, les captifs de captifs étant les diamates et les captifs au troisième degré, les diamartis ! (Sankalé 2007 : 41).

Cette lecture est bien sûr réductionniste. Il n'y a pas de doute que la participation de l'esclave au produit du travail peut être également lue comme un moyen d'accroître son rendement. Cela présente des profits certains pour le maître qui, de plus, ne prend pas en charge la totalité de l'entretien du travailleur qui n'en demeure pas moins statutairement un dépendant à vie, un esclave.

Dans ce modèle paternaliste de mise en discipline pratiqué à Saint-Louis, l'esclave a très peu d'alternative autre que la soumission au maître. L'affrontement direct comporte un risque trop élevé pour des résultats plutôt incertains. La possibilité d'être vendu comme esclave de traite, perspective effroyable, a été suffisamment dissuasive dans un environnement sans espace de marronnage, la fuite y entraînant inéluctablement un nouvel esclavage dans les sociétés voisines. Par ailleurs, l'intégration dans l'espace familial maintient

les esclaves dans une position de cadet à vie. Ils y subissent diverses discriminations : matrimoniales, résidentielles et vestimentaires.

Dans des cases au fond de la cour, habitent nos captifs qui sont au nombre de quarante-huit, dont dix-sept hommes, douze femmes, trois garçons en bas âge, seize filles de moins de quinze ans. Les esclaves, hommes et femmes, restent nus jusqu'à leurs mariages ; ils ont autour des reins une ceinture de corde et un morceau de toile au milieu des cuisses, attaché par les deux bouts à la ceinture ; quand ils sont mariés, ils portent deux petits pagnes, une autour des reins, qui descend jusqu'aux genoux, et l'autre sur les épaules (Sankalé 2007 : 290).

On remarquera la subtilité de l'argumentaire qui reflète les contradictions dans ce modèle esclavagiste confronté à la nécessité de la mise à distance des esclaves, la plus radicale possible et concomitamment à l'obligation de donner crédit à la relation familiale qu'on estime entretenir avec les esclaves et qui implique une plus grande proximité. Cette contradiction apparaît dans tous les aspects de la vie quotidienne des Habitants, du matrimonial au religieux voire dans le festif.

Ainsi, les esclaves hommes sont radicalement exclus du marché matrimonial des maîtres où les femmes esclaves entrent rarement et en position subalterne, même si elles ne sont pas exclues des relations de sexe. À Saint-Louis, au moins dans les milieux chrétiens, quand l'esclave est jugé apte à recevoir le baptême, il est affranchi avant de communier dans la foi avec le maître. Quelques esclaves privilégiés partagent l'espace festif des maîtres. Ils y assurent le service ou y figurent comme partie du dispositif d'étalage des biens de luxe de leurs maîtres. Les *folgars* ou bals, les processions religieuses et autres cérémonies mondaines sont autant d'espaces révélateurs de l'économie ostentatoire caractéristique des sociabilités saint-louisiennes du XVIII<sup>e</sup> siècle. À ces occasions, les esclaves de compagnie occupent une place centrale dans le jeu de la distinction où les maîtres investissent énormément. En revanche, les maîtres sont exclus de l'espace ludique des esclaves qui a plutôt préoccupé l'administration municipale soucieuse d'ordre et de discipline. Le caractère urbain et marchand de la société saint-louisienne a fortement déteint sur le modèle de gestion du système esclavagiste qui se joue entre proximité et distanciation.

Nombre d'historiens africains ont repris à leur compte le récit idéologique qui se fonde sur ce modèle pour établir une radicale différence entre esclavage de traite et esclavage domestique, en occultant leurs liens structurels. Le premier est décrit comme violent, destructeur et réifiant l'esclave identifié à la couleur noire de sa peau. Le second, intégrant

l'esclave dans la famille, emprunte à cette institution ses catégories pour nommer la relation maître/esclave. Celle-ci est ainsi débarrassée de toute trace de violence au point qu'il en devient désirable pour l'esclave. Les propriétaires auraient ainsi sauvé des milliers d'Africains des souffrances du *Middle Passage* et des affres de la vie de plantation.

La thèse suivante demeure largement partagée dans l'historiographie africaine de l'esclavage :

« Dans son essence, l'organisation de la famille africaine exclut l'isolement et l'individualisme. L'idéal des Africains c'est une existence communautaire fondée sur de puissants rapports familiaux en vue d'une « vie ordonnée et sûre ». L'homme ne compte qu'en tant qu'élément d'un ensemble harmonieux et homogène. Dans ces conditions un homme isolé n'avait aucune chance de survie. L'esclavage des populations dispersées à la suite de calamités accidentelles ou naturelles constituait un moyen à la fois commode et humain de leur donner un nouveau cadre de vie accordé à leurs espérances temporelles (Guèye 1983) ».

À partir de ce moment, l'analyse historique de l'esclavage domestique sur des bases scientifiques est scellée dans une approche qui fige l'objet dans une immuabilité propre aux sociétés africaines. Ce regard romantique a nécessairement recours au fixisme pour rendre compte des processus historiques qui contredisent son postulat absolvant les élites africaines de toute initiative de violence. Il oublie que le système économique et social dans lequel sont utilisés les esclaves ne permet pas de mobiliser les ressources d'une surveillance intensive fondée sur l'usage privilégié de la violence physique pour disposer de la force de travail de l'esclave. Le modèle de contrôle mis en place s'est appuyé sur une intégration de l'esclave dans la structure disciplinaire déjà existante qu'est l'espace familial en y positionnant celui-ci comme un cadet à vie, assigné biologiquement à une place. La violence symbolique qu'il porte est d'autant plus forte qu'elle cache efficacement les rapports réels par l'usage du lexique parental comme mode d'expression. Le rapport servile est ainsi logé dans une institution relativement bien maîtrisée. L'esclave de son côté joue le jeu de la soumission et se garantit une certaine protection en tirant les conséquences du discours du maître. En tant que cadet, il s'autorise des droits dont celui de posséder des biens pouvant être paradoxalement des esclaves. Ce répertoire de la parenté qui « naturalise » le rapport maître/esclave a efficacement servi de base à l'idéologie paternaliste reprise sans autre forme de procès par les mémoires dominantes de l'esclavage en Afrique.

### III. Des difficultés à mettre fin au système esclavagiste saint-louisien

Les guerres napoléoniennes ont donné à l'Angleterre l'occasion de s'emparer de Saint-Louis à la suite d'un compromis avec les Habitants engageant la puissance conquérante à respecter les institutions représentatives dont l'île s'était dotée lors de la deuxième occupation anglaise en 1758. La reprise de possession en 1817 qui démarre sous de malheureux auspices avec le naufrage de la *Méduse* clôture l'ère de la colonisation d'ancien régime et ouvre la longue transition qui mène à l'abolition de l'esclavage.

Dès la reprise de possession de la colonie, le régime de la Restauration s'engage à mettre un terme à la traite atlantique des esclaves. Entre temps le décret du 15 mai 1831 avait juridiquement scellé le sort du trafic négrier sur mer et la lutte contre la contrebande commençait à être efficace. Puisque la force de travail n'est plus exportée, il faut bien lui trouver un emploi sur place. La France rêve alors de faire du Sénégal une réplique de ses possessions antillaises, avec la mise en œuvre d'un projet de colonisation agricole. En dépit des moyens considérables mobilisés, la conjonction de plusieurs facteurs adverses conduit le projet à un total fiasco constaté en 1830 (Barry 1972 : 245).

L'échec de la colonisation agricole consommé, le Sénégal renoua avec ses traditions mercantiles centrées sur le trafic de la gomme aux escales du fleuve. Dans ce contexte, ni les Habitants ni les négociants encore moins le personnel administratif de la colonie n'envisageait la fin de l'esclavage, épine dorsale de la traite. C'était sans compter avec le mouvement abolitionniste qui balaie l'Europe et s'appuie sur une presse efficace. Les premiers coups de semonces viennent avec l'institution du système des engagés à temps. Les affranchissements réglementés se multiplient pour des raisons multiples : religieuses, de reconnaissance des services rendus par l'esclave, etc. Le décret de 1848 n'en est pas moins un coup de tonnerre dans le ciel serein des propriétaires de Saint-Louis dont le gros de la fortune s'exprime en nombre d'esclaves.

Le plus curieux c'est la réception de la mesure abolitionniste par les principaux concernés, les esclaves eux-mêmes. Elle s'est exprimée de manière festive mais sur une courte durée. Nombre d'entre eux sont au demeurant restés au service de leur ancien maître, à titre de salarié. Tout à l'opposé, le groupe des Habitants demeura résolument attaché à l'institution servile. Il livra une longue bataille pour éviter toute mesure abolitionniste. Plus d'un demi-siècle aura été nécessaire, avec de multiples péripéties, pour venir à bout de sa résistance. La défaite est scellée en 1905 (Lovejoy et Kanya-Forstner 1994). Pour y parvenir, il a fallu engager la conquête de la Sénégalie, mettre en place une administra-

tion relativement étoffée et assurer l'expansion d'une nouvelle économie qui a marginalisé le fleuve au profit du bassin arachidier. Ce processus a mis un terme à l'esclavage auquel s'est substitué le travail forcé qui ne fut aboli qu'en 1946 en Afrique française (Fall 1993).

Pour les esclaves libérés, le problème demeura l'accès à des ressources en mesure d'assurer leur prise en charge, les maîtres se refusant désormais à l'assumer. Les plus affectés par la situation furent les domestiques, les enfants et les vieillards. Ceux qui exerçaient un métier en rapport avec les services urbains ou la traite se tirèrent mieux d'affaire (Thioub 1999 : 205–226).

C'est avec l'abolition que se révèle la dimension mercantile du système esclavagiste saint-louisien. L'intérêt marchand était devenu le principal aiguillon du trafic. La valeur d'usage des esclaves était reléguée au second plan. L'offre d'esclaves s'était considérablement accrue, soutenue par les nombreuses guerres conduites par les leaders musulmans en Sénégal et au Soudan occidental, en réponse à l'expansion coloniale. Les troupes de l'armée française impliquées dans la lutte contre ces mouvements religieux traitaient leurs prisonniers de guerre en captifs à se partager entre auxiliaires africains. Certains officiers français n'hésitèrent pas non plus à se servir. Il est évident que ces captifs ne pouvaient se substituer aux esclaves domestiques pour les services urbains. En fait, récemment acquis à la guerre ou à bas prix dans un marché surabondamment ravitaillé, ces esclaves étaient revendus en pays maure ou aux Africains résidant hors du territoire français.

Les pouvoirs publics ont fait droit à ces pratiques attentatoires au décret abolitionniste avec un argumentaire niant leur caractère esclavagiste ou affirmant leur nécessité. La circulaire du gouverneur du Sénégal en date du 14 novembre 1857 en est la meilleure illustration parce qu'elle transforme le décret abolitionniste en outil militaro-diplomatique. Citons quelques uns de ses articles.

*Article 1<sup>o</sup>* Le décret d'émancipation du 27 avril 1848 ne s'applique pas aux villages et territoires annexés à la colonie postérieurement à l'époque où il a été mis en vigueur, c'est-à-dire depuis le 27 juin 1848.

Il ne s'applique donc qu'à la ville de Saint-Louis, à ses faubourgs Guet-N'Dar, Bouët et N'Dar-Toute, et à l'enceinte militaire de tous nos postes du fleuve.

Partout ailleurs les indigènes devenus sujets français, mais non citoyens français, ont le droit de conserver leurs esclaves, de les vendre et d'en acheter.

*Article 4.* Dans les postes du fleuve, si des esclaves se sauvent des États en paix avec nous, on les expulsera comme vagabonds dangereux pour l'ordre et la paix publique, sur la réclamation de leurs maîtres, qui seront libres de les saisir à l'extérieur du fort.

Mais c'est véritablement dans la gestion de l'esclavage des enfants que la colonie a révélé son incapacité à se passer de la force de travail servile. Les autorités coloniales, mal préparées à faire face à la nécessaire prise en charge des mineurs affranchis, s'attendaient à trouver la solution dans l'institution d'un système de parrainage auprès des maîtres qui venaient d'être dépossédés. À Saint-Louis comme à Gorée, les comités de parrainage pour les filles mineures affranchies furent boycottés par les *signares* sur qui reposaient les espoirs du Gouverneur dans la mise en place des structures d'assistance. Le chef de la colonie dut très vite déchanter ; les « dames indigènes » estimant inadmissible « *qu'après avoir émancipé leurs captives et les avoir soustraites à leur autorité, on voulait faire encore peser sur elles le soin de leur éducation* »<sup>9</sup>. Ainsi, le parrainage naquit sous des auspices peu favorables et eut beaucoup de difficultés à atteindre les objectifs qui lui étaient assignés. Les mineurs constituaient une part importante de la population servile affranchie, leur part relative oscillant entre 34 et 49% du total des libérés de 1881<sup>10</sup>.

La colonie exerça une attraction certaine sur les captifs des pays voisins, en dépit des atermoiements et ambiguïtés de la politique française sur la question de l'esclavage, prise qu'elle fut entre le discours philanthropique, le besoin de main d'œuvre et la nécessité de garder de bonnes relations diplomatiques avec les États autochtones où prévalait encore la pratique de la servitude. Le nombre mais aussi les comportements des affranchis, accusés de déviants par rapport aux normes coloniales, constituèrent des motifs d'inquiétude pour l'administration. Cette crainte s'exprime dans les propos qu'une dépêche ministérielle du 2 mai 1882 prête au Gouverneur du Sénégal : « *les captifs que nous déclarons libres, dès qu'ils touchent notre territoire, encombrant nos villes, surtout Saint-Louis, de gens qui ne veulent pas travailler et vivent de rapines et de mendicité* »<sup>11</sup>.

---

9 ANS, 2 B 26, Correspondance du Gouverneur au ministre des Colonies, 10 Mai 1849.

10 Moniteur du Sénégal et Dépendances, 1881.

11 ANS, Dossier K15, captivité et esclavage, 1900–1903.

Pourtant, des mesures avaient été prises très tôt pour le contrôle des marges urbaines : l'Arrêté du 13 avril 1849 institua deux Conseils de tutelle à Dakar et à Saint-Louis, chacun présidé par l'adjoint au maire de la ville, assisté de deux notables et de deux chefs d'atelier. Le Conseil de tutelle plaçait les mineurs affranchis auprès de tuteurs chargés de les instruire dans un métier, jusqu'à leur majorité. Le Conseil était, en outre, chargé de veiller aux conditions d'apprentissage des affranchis, le temps de travail et la discipline qui leur étaient appliqués.

Dans les deux villes de Saint-Louis et Gorée, les Conseils n'eurent aucune difficulté à placer leurs pupilles auprès des anciens propriétaires qui, les premières réactions négatives contre l'abolition résorbées, saisirent l'opportunité offerte par la tutelle de se procurer, à moindre frais, la force de travail qui faisait défaut dans la colonie. En revanche, ils se heurtèrent à des difficultés insurmontables pour mettre un terme à la surexploitation des affranchis qui se mirent à désertir les ateliers et maisons de leurs nouveaux maîtres, leurs conditions de vie étant très peu différentes de ce qu'elles étaient dans leur état de captifs.

L'arrêté du 11 octobre 1862 mit un terme à cette seconde expérience, en confiant les pouvoirs de tutelle au chef du Service judiciaire de la colonie, devenu ainsi tuteur légal des affranchis à qui il délivre des certificats de libération. En 1880, le Bureau des affaires politiques se substitua au Conseil de tutelle.

Ces multiples changements dans la politique de patronage des mineurs relevant de l'autorité judiciaire sont l'indice des difficultés qu'eurent les pouvoirs publics à définir et mettre en application une politique efficace de contrôle des jeunes marginaux. Aux affranchis « *jetés dans les désordres d'une vie d'oisiveté et de vagabondage* » s'ajoutaient les mineurs croupissant dans les prisons de la colonie, « *mêlés à la tourbe des malfaiteurs de tout âge et de toute sorte, ... ils n'avaient d'autres maîtres que leurs compagnons de geôle ; ils ne recevaient d'enseignement que celui du mal ... Ils sortaient de prison sans ressource, sans instruction professionnelle ... ayant en général une profonde aversion pour le travail, qui ne s'était montré à eux que sous les formes les moins propres à leur en donner le goût. Ainsi mârs pour le crime, ils ne pouvaient être pour la société qui s'ouvrait devant eux qu'une charge ou un danger* ». Il fallut également prendre en charge « *... les enfants issus d'Européens, de mulâtres, voire même de noirs, abandonnés ou presque abandonnés de leurs parents ... La plupart du temps, ils courent les rues, ou la brousse, manquant d'instruction et manquant surtout d'éduca-*

tion. Complètement libres, désœuvrés, ils préparent une génération de vagabonds, sans feu ni lieu »<sup>12</sup>.

On comprend l'enthousiasme débordant avec lequel le chef du Service judiciaire proposa au Gouverneur d'établir, à la Mission des Pères de la congrégation du Saint Esprit à Thiès, la première école pénitentiaire de la colonie qui fonctionna de 1888 à 1903. L'objectif était d'apprendre à ces enfants de « natures rebelles » à « *obéir et à travailler, deux qualités qui manquent bien souvent à l'indigène* ». Les rapports administratifs qui ont mis fin à cette expérience dénoncèrent les conditions de vie des enfants comme très peu différentes de celles de la captivité.

Les difficultés liées à la gestion de l'esclavage atteignirent un point culminant avec l'assassinat du commandant Chautemps en 1904, en rapport avec des pratiques esclavagistes. L'affaire, largement relayée par la presse métropolitaine, obligea l'administration à prendre à nouveau la question à bras le corps (Guèye 1965 : 543–559). Une grande enquête fut diligentée dans l'ensemble de l'AOF et aboutit aux décrets de 1905 et 1906 qui y abolirent pour de bon l'esclavage et la traite<sup>13</sup>.

#### Pour conclure

Aujourd'hui encore l'esclavage hante les mémoires africaines qui tentent de se défaire de ce fardeau en se constituant victime d'un système réduit à ses dimensions exportatrices vers les Amériques principalement et subsidiairement à travers le Sahara et l'océan Indien. Elles y situent les sources des positions subalternes de l'Afrique dans les affaires du monde contemporain. La présence de l'institution servile dans le quotidien de l'Afrique ne se limite pas uniquement à la mémoire, elle informe nombre de rapports sociaux contemporains, en particulier dans le travail domestique.

L'examen de l'historiographie africaine de l'esclavage met en évidence un contraste : la faiblesse relative du nombre des études consacrées à la captivité et à l'esclavage pratiqué au sein des sociétés africaines et l'intérêt porté à la traite atlantique qui fait l'objet d'un nombre considérable de publications. La majorité des historiens africains qui travaillent sur la séquence historique du XV<sup>e</sup> au XIX<sup>e</sup> siècle en ont fait le principal facteur explicatif de la dynamique historique en Afrique. Différents arguments sont avancés pour expli-

---

12 Idem, Directeur du Pénitencier de Thiès au Gouverneur Général, 19/03/01.

13 K17 : Captivité en AOF, Rapport Poulet, 1905 ; Rapport Deherme.



quer le silence relatif sur l'esclavage domestique dont on reconnaît par ailleurs l'importance dans l'histoire et l'actualité des sociétés africaines.

Dans son ouvrage sur *L'Afrique et l'esclavage* sous-titré *Une étude sur la traite négrière*, Mbaye Guèye a consacré quelques lignes à la « traite intérieure », pour constater l'impossibilité de son étude due à la rareté de la documentation, au caractère fragmentaire et tardif des informations disponibles. En outre, cette question délicate, explique-t-il, comporte le risque d'exploiter des résultats à des fins politiques ou, en cas de conflits, de mettre sur la place publique l'origine servile de certains groupes et individus ; pour cette raison, le silence des traditions orales figure dans la panoplie des arguments à l'origine de cette lacune historiographique. Même si ces risques sont indéniables, ils ne doivent pas servir de prétexte à l'autocensure d'autant que les résultats de la recherche infirment à tout point de vue la pertinence de ces arguments. Esclavage domestique, patriarcal, de case, nombreuses sont les catégories mises en œuvre pour en souligner la spécificité ou en nier l'historicité.

Sous ce prisme, ne s'entend que la voix des maîtres, européens ou africains. Des études récentes essaient d'introduire une autre perspective attentive à la voix des esclaves même si les sources classiques ne leur facilitent pas la tâche.

Bien que réelle, la différence entre esclavage de traite et domestique est utilisée pour soumettre la recherche à l'idéologie paternaliste de la domination développée par les maîtres d'esclaves et leurs descendants. Pour les victimes, il est évident que la violence symbolique comporte les mêmes effets destructeurs que la violence physique attribuée à la traite atlantique et au système de plantation. Cette posture est d'autant plus intenable que le silence africain sur l'esclavage et les traites internes semblent rattraper le continent sous la figure dramatique des trafics d'enfants, de sa persistance dans les sociétés du Sahel, de sa présence dans les conflits politiques contemporains et les rapports de travail.

#### Bibliographie

- Barry, Boubacar, 1972. *Le Royaume du Waalo : Le Sénégal avant la conquête*, Paris, F. Maspéro, 394 p.
- Boilat, Abbé David, 1984. *Esquisses sénégalaises*, Paris, Karthala, 499 p.
- Bonnardel, R., 1990. « 1789 : Le Cahier de doléances des Saint-Louisines (Sénégal) Mythe et réalité », Colloque des 24, 25 et 26 février 1989, Université Paris VIII, L'Harmattan, pp. 51–59.

- Dia, Fadel, 2009. *La Raparille*, Paris, Présence africaine, 189 p.
- Diouf, Mamadou, 1997. « Assimilation coloniale et identités religieuses de la civilité des originaires des quatre communes (Sénégal) », in Ch. Becker, S. Mbaye, I. Thioub (éds.), *AOF : réalités et héritages. Sociétés ouest-africaines et ordre colonial, 1895–1960*, Dakar, Direction des Archives du Sénégal, pp. 837–850.
- Fall, Babacar, 1993. *Le travail forcé en Afrique Occidentale française (1900–1945)*, Paris, Karthala, 351 p.
- Golberry, Silvan Meinrad Xavier, 1802. *Fragments d'un voyage en Afrique, fait pendant les années 1785, 1786 et 1787, dans les contrées occidentales de ce Continent, comprises entre le Cap Blanc de Barbarie*, Paris, Treuttel et Würtz.
- Guèye, (Mbaye), 1965. « L'affaire Chautemps (avril 1904) et la suppression de l'esclavage de case au Sénégal », *BIFAN*, XXVII, B, 3–4, pp. 543–559.
- Guèye, Mbaye, 1990. « Les transformations des sociétés wolof et serere de l'ère de la conquête à la mise en place de l'administration coloniale – 1854–1920 », UCAD, FLSH [Thèse d'État, histoire], 1002 p.
- Guèye, Mbaye, 1983. *L'Afrique et l'esclavage*, Éditions Martinsart.
- Lamiral, Dominique Harcourt, 1790. *Mémoire sur le Sénégal*, Paris, Bibliothèque royale.
- Lovejoy, P. et Kanya-Forstner, A. S., 1994. *Slavery and its abolition in French West Africa*, Madison, University of Wisconsin Press.
- Lydon, Ghislaine, 1997. « Les péripéties d'une institution financière : la Banque du Sénégal, 1844–1901 », in Ch. Becker, S. Mbaye, I. Thioub (éds.), *AOF : réalités et héritages. Sociétés ouest-africaines et ordre colonial, 1895–1960*, Dakar, Direction des Archives du Sénégal, pp. 475–491.
- Mandeleau, Tita, 1991. *Signare Anna*, Dakar, Les Nouvelles Editions Africaines du Sénégal, 232 p. Roman. [Réédition aux Editions Xamal de Saint-Louis en 1998].
- Ngalamulume, Kalala J., 2003. « Leisure in Colonial Saint-Louis (Senegal), 1850–1920 », in Paul Tiyambe Zeleza and Cassandra Rachel Veney (eds.), *Leisure in Urban Africa* (Trenton, NJ: Africa World Press, Inc.), 71–83.
- Pasquier, Roger, 1967. « À propos de l'émancipation des esclaves au Sénégal en 1848 », *Revue Française d'Histoire d'Outre-Mer*, LIV, 194 à 197, 1967, 189–208.
- Renault, F., 1972. *L'abolition de l'esclavage au Sénégal (1848–1905)*, Paris, Société Française d'Histoire d'Outre-Mer, 107 p.
- Sadji, Abdoulaye, 1935. *Karim*, Étampes, Imprimerie Puyfourcat. [1948 réédition, Nouvelles Éditions Latines].

- Samb, Djibril (éd.), 2000. *Saint-Louis et l'esclavage. Actes du Symposium international sur « La traite négrière à Saint-Louis du Sénégal et dans son arrière-pays »* (Saint-Louis, 18, 19 et 20 décembre 1998), Dakar, IFAN-CAD, Initiations et Études Africaines, 39. « Introduction », p. 9–15.
- Sankalé, Sylvain, 2007. *À la mode du pays. Chroniques saint-louisiennes*, Paris, Riveneuve, 381 p.
- Saugnier, 1799. *Relation des voyages à la côte d'Afrique, à Maroc, au Sénégal, à Gorée, à Galam, en 1784, 1785, 1786*, publiée par Laborde, Paris, Lamy, 341 p.
- Searing, James, 2002. « *God Alone is King.* » *Islam and Emancipation in Senegal. The Wolof Kingdoms of Kajoor and Bawol, 1859–1914*, Portsmouth, Oxford, Cape Town, Heinemann, James Crrey, David Philip.
- Sinou, Alain, 1989. « Saint-Louis du Sénégal au début du XIX<sup>e</sup> siècle : du comptoir à la ville », *Cahiers d'études africaines*, 1989, Vol. 29, N<sup>o</sup> 115, pp. 377–395.
- Somé, D. Valère Nacièle, 2001. « Les Dagara sous le soleil de l'esclavage », in M. Bazémo (dir.), Bazémo Maurice 2001 (éd.), « Séminaire sur Les Sociétés du Burkina Faso au temps de l'esclavage, 15–16 janvier 1999 », *Cahiers du CERLESHS (Centre d'Études et de Recherche en Lettres, Sciences Humaines et Sociales)*, 1er numéro spécial, Ouagadougou, Presses Universitaires, pp. 57–97.
- Thioub, Ibrahima, 1999. « Marginalité juvénile et enfermement à l'époque coloniale : les premières écoles pénitentiaires du Sénégal : 1888–1927 », in Fl. Bernault (éd.), *Enfermement, prison et châtements en Afrique. Du 19<sup>e</sup> siècle à nos jours*, Paris, Karthala, pp. 205–226.
- Zuccarelli, (François), 1962. « Le régime des engagés à temps au Sénégal », *Cahiers d'Études Africaines*, 7, II : 420–461.

THE PHILOSOPHY AND PHENOMENOLOGY  
OF EVERYDAY EXPERTISE (WORKSHOP REPORT)  
JAMES F. CONANT

I. The Plan and Structure of the Workshop

Two of the major philosophers of our time, Hubert Dreyfus and John McDowell, over the past year and a half, had already clashed publicly over questions regarding the nature of the sort of practical intelligence exercised in everyday habitual skills. Their debate has been centred especially on the degree to which conceptual understanding enters into the forms of perception and action required to execute such skills. A number of other leading philosophers were drawn into their debate. The three-day workshop at Wiko brought together some of the leading players in this ongoing debate, along with several of the leading German philosophers currently working on these or related topics, to discuss and explore points of disagreement and to test the strength of some of the supposed points of agreement.

The debate between Dreyfus and McDowell had both a systematic and an exegetical side; and the workshop sought simultaneously to thematize both. On the systematic side, the debate centred on the old Kantian chestnut concerning *the relation between sensibility and understanding in perception* and its Hegelian counterpart concerning *the relation between theoretical and practical understanding in embodied practical agency*. Dreyfus had defended – and in the workshop continued to defend – the position that practical coping, at the most fundamental level, is an essentially non-conceptual affair and that such a primordial non-conceptual lower-level of practical cognition is a necessary precondition of higher-level conceptual and theoretical cognitive processing. He accused those who fail to take this point of falling into the *Myth of the Mental* – the myth of the self-sufficiency of the conceptual upper floors of the edifice of knowledge. Those who fall prey to this myth,

---

Workshop held at the Wissenschaftskolleg zu Berlin from 28 to 30 May, 2009.

according to Dreyfus, accordingly ignore the fundamental role in cognition played by the embodied coping that forms the ground floor of our cognitive activity. Formulated in this way, it was natural to take McDowell to be a central target of this critique, because McDowell has famously urged in print a claim to the effect that conceptual rationality is everywhere in our lives – a claim that McDowell represents as essential to a proper understanding of what Kant and Hegel still have to teach contemporary philosophers. In previous writings, Sean Kelly and Charles Taylor had given voice to worries about McDowell's work quite similar to Dreyfus's. One subsidiary purpose of the workshop therefore was to test the strength of these criticisms of McDowell's position. McDowell and a number of the other participants – notably Boyle, Kern and Rödl – were inclined to defend the view that philosophers such as Dreyfus, Kelly and Taylor fall prey to the *Myth of the Disembodied Intellect*: a form of thought that makes it look as if affirming the pervasiveness of conceptual rationality will not cohere with giving proper weight to the bodily character of our lives. McDowell, in the workshop, continued to contend that this myth unwittingly figures in Dreyfus's argument, in the shape of the idea that conceptual rationality is detached from bodily life, characterizable in abstraction from the specifics of the situations in which embodied coping is called for. The workshop therefore initially took the somewhat extraordinary form of an exercise in which philosophers mutually accused each other of unwittingly falling into versions of the very philosophical mistakes that they themselves officially most deplore.

A subsidiary concern of the work lay in the proper phenomenological description of the *lived experience of practical absorption* in skilful coping activity. Central to this dimension of the workshop was the ongoing debate between Sean Kelly and Alva Noë, regarding the relation between perception and action, currently on the cutting edge of the borderline between philosophy and the experimental psychology of human perception. One fulcrum of the dispute was the extent to which the questions here at issue were properly to be understood as empirical questions, admitting of adjudication through experimental findings.

Finally, the workshop was also concerned with interpretative questions. Exegetically, the six primary contested figures were Aristotle, Kant, Hegel, Heidegger, Merleau-Ponty and Wittgenstein. Differences in philosophical view in this dispute tend to closely parallel differences in the understandings of these figures and the ways they figure as the heroes or the villains in the respective philosophical stories told by each of the central protagonists in the debate. Robert Pippin and Pirmin Stekeler had both done important work on

several of these figures in this connection and helped to keep these interpretative questions at the forefront of the workshop.

The workshop that ensued turned out to be a cooperation between especially the following four institutional partners: Wiko and the philosophy departments of the universities of Leipzig, Basel and Chicago. The funding for the workshop came from three sources: Wiko, the Humboldt Stiftung and a Swiss Government Research grant. The funding from the Humboldt was through a TransCoop grant jointly held by Pirmin Stekeler and myself. The Swiss funds came through a grant held by Sebastian Rödl. The three of us were the primary conveners and organizers of the workshop. In addition to the twenty officially invited symposiasts whose names appear on the program, the workshop was attended throughout by an extremely committed additional core group of about thirty graduate students and post-docs from Basel and Leipzig, along with a few participants who came especially to Berlin for the workshop from other countries, including Argentina, Brazil, Denmark, Italy, Norway, Poland and the United States. Some of these additional participants made decisive contributions to the discussion. At the very beginning of the first day, there were also an additional thirty or so intellectual tourists, most of whom tired of the rigors of philosophical dialectic well before the first day was over and were not to be seen thereafter on either of the additional days!

The format of the workshop was the following: the papers by the nine primary participants were distributed in advance, so that the workshop sessions could be devoted entirely to a discussion of each of the papers, with the author of each paper responding to questions and objections. Beyond the nine presenters, a further set of nine scholars were invited and given an equal role in the workshop discussions; two of these were Wiko Fellows in the current Jahrgang (Michel Chaouli and Christoph König) and one in the upcoming one (Dieter Thomä).

This report should be accompanied by a brochure that provides an outline of the workshop and specifies the names of all of the participants. The only thing the brochure probably does not give any feeling for is how much lively, intensive and crucial discussion also took place outside the official workshop sessions – especially during the meals and coffee breaks. The excellent arrangements made by the Wiko staff were essential to this aspect of the workshop's success.

## II. The Workshop

The discussion format of the workshop was strictly adhered to throughout. The initial presenters had ten minutes to say something about their paper before the floor was opened to discussion. The primary invited symposiasts were given the right to respond first, but time was always allowed for general discussion at the end of each session. The principle was always adhered to that everyone had carefully read the papers under discussion. Such a familiarity was simply assumed at all times. This is one reason why the workshop was able to make so much progress, but also why it was inevitably so frustrating for intellectual tourists.

The workshop was divided over three days. The first day, featuring Dreyfus, McDowell and Kelly as presenters, focused on the terms of the initial debate between Dreyfus and McDowell, with Kelly helping to develop its implications for those who wished to elaborate some version of Dreyfus's position. It became clear that the parties to the debate were not as far apart as they originally thought they were with respect to a number of fundamental points. However, three points – not previously thematized in the published debate – emerged on the first day as significant underlying sources of the conflict: (1) the concept of the human and its supposed differentiating feature *reason* (and thus how to conceive the difference between humans and mere animals), (2) the nature of specifically *practical* reason (and especially whether paradigmatically human forms of action presuppose some form of explicit previous or accompanying linguistically articulated representation), and (3) the concept of *the self* (and to what extent self-consciousness should be conceived as a phenomenal aspect of experience or rather as a logical condition of absorbed agency). The parties to the debate realigned themselves in different ways with respect to these different flash points. With respect to the first point, for example, it emerged that Noë was the only participant who resisted any form of fundamental categorical distinction between humans and mere animals and that Taylor was not prepared to go along with Dreyfus and Kelly's contention that the capacity for absorbed coping should itself be taken to be *the* crucial differentiating feature.

One thing that became clear already on the first day and continued to become clearer over the course of the entire workshop is the extraordinary subtlety and complexity, as well as scope and power, of John McDowell's philosophical views on these questions. Repeated attempts were made to criticize McDowell's basic position. Not only was he able to parry all criticisms, but by the end of the workshop he would also end up converting a

number of his most distinguished critics. It was not the intention of the workshop to have such an unbalanced effect on the outcome of the controversy. Usually, in philosophy at least, the truth lies somewhere in the middle. In this case, however, if the workshop can claim to have contributed towards uncovering the truth, then it seems to have lain mostly on one side.

The second day was largely devoted to gauging the broader philosophical implications of the dispute, by locating it within certain traditional attempts at conceiving the human as rational and at the same time animal. The first section, discussing the work of Andrea Kern, focused on these issues as they arise within the context of practical agency. A central assumption of Dreyfus's and Kelly's came under considerable pressure at this point in the discussion: namely, that to the extent to which an exercise of a practical capacity involves a high degree of absorbed coping it excludes the involvement of rational capacities. A central fruit of this part of the workshop was a considerable clarification of the concept of a skill. The last two sessions of the day, discussing the work of Matt Boyle and Sebastian Rödl, were concerned with how in general to conceive the unity of powers that characterize a particular form of life, such as, in the one case, the power of reason with that of self-movement, and in the other, metabolic self-maintenance with awareness. An interesting point that emerged here in the discussion is that the structure of Dreyfus's and Kelly's views shared much with the traditional forms of the Cartesian view that they themselves sought to avoid. It was a point of contention to what extent this fact should worry them.

During much of the third day, the exegetical aspects of the dispute came to the fore, most especially with respect to the interpretation of Kant, Hegel, Heidegger and Wittgenstein. The discussion here was particularly lively and continued throughout the evening. The interpretative angle turned out to be very fruitful for exploring some of the more subtle substantive philosophical differences among the participants. The morning session, revolving around Robert Pippin's work, centred on the question how to understand Kant's concept of intuition, about which surprisingly deep differences suddenly emerged among the participants. During the second session, discussing the contribution of Alva Noë, equally deep differences emerged about how to draw the moral of Wittgenstein's reflections on rule-following. Interestingly, throughout, Heidegger's related writings on each of these issues emerged as useful points of reference. Afterwards, a number of the participants (especially Charles Taylor and Robert Pippin) suggested that there should be a follow-up workshop – perhaps on Heidegger's writings on Kant – focusing



the issues from just this angle. Through the discussions of these canonical texts over the course of the third day, it became apparent that the position of Dreyfus and Kelly required substantial reformulation. The final session, which had originally been envisioned as devoted to summarizing the findings of the workshop, was dominated by the attempt on the part of Dreyfus and Kelly to meet the challenge of reformulating their position in a manner that left it less vulnerable to the problems that had arisen during the workshop. This reformulated version of their position, however, came under considerable fire, making for a very lively and heated final session!

### III. Consequences of the Workshop

Two conferences have already been planned to continue discussions that emerged directly from this workshop. The first continues a theme of the third day, and will take place at the University of Chicago on April 30, May 1 and May 2, 2010 and will be devoted to the topic of *Kant's Conception of Intuition*. A second conference will take up one of the themes of the second day, and will take place at the University of Leipzig on July 1 and 2, 2010 and will be devoted to *The Concept of Life*, with special reference to the treatment of this topic in Aristotle and Hegel. In addition to these events, Dieter Thomä is organizing a workshop, involving some of the same participants, to take place at Wiko next spring, which will be devoted to the exploration of some of the issues that arose in the workshop in connection with aesthetics. Originally such a connection was envisioned as a possible topic of this year's workshop; however, when it emerged that the art historian, Michael Fried, would be unable to participate, the focus shifted away from this aspect of the debate. Thomä plans to invite Fried for next year's workshop, thus allowing this lost thread of the discussion to be taken up after all!

### IV. A Final Thanks

Two people played an absolutely decisive role in the success of the workshop and should be singled out for special thanks: Reinhart Meyer-Kalkus and Petria Saleh.

Reinhart was a source of endless good advice about everything from questions of practical logistics to ones of intellectual substance. He also attended the entire workshop and participated in many of the mealtime discussions. During the latter his own voice was oc-

casionally heard. He thus proved himself to be not only a valued unofficial co-organizer, but also a feisty philosophical interlocutor.

*Every* invited participant to the workshop raved to me about Petria. She did a remarkable job of helping to plan every aspect of the event and then making sure that those plans were implemented to perfection. I think one of the participants put it best when he said to me: “She is an angel.”

WISSENSCHAFTSKOLLEG ZU BERLIN    WALLOTSTRASSE 19    14193 BERLIN  
TELEFON +49 30 89 00 1-0    FAX +49 30 89 00 1-300  
WIKO@WIKO-BERLIN.DE    WWW.WIKO-BERLIN.DE